Taf. I.



Johann Kaspar Lavater.

Einblicke

durch

Fenster, Thür und Dach

in

das Innerste des Menschen.

Eine Quintessenz der Beobachtungen und Forschungen eines Lavater, Gall, Spurzheim, Roger, David u. A. m.

über

Physiognomonik; Schädellehre; Mund, Zähne und Lippen; Haltung und Bewegung des Körpers, Stimme, Gang, Kleidung; Mimik; Deutung und Auslegung der Handschriften; Chiromantie 2c.

Nebst 13 Tafeln, enthaltend Portraits und andere Abbildungen, als Belege der aufgestellten Grundsätze und Entdeckungen der verschiedenen Systeme.

Weimar, 1858.

Verlag, Druck und Lithographie von B. F. Voigt.

Inhaltsverzeichniß.

*

Zweiter Abschnitt.

Die Phrenologie oder die Schädellehre.

Seite

Seite

Dritter Abschnitt.

Die Buccomantie, oder die Kunst, aus dem Munde und den Zähnen den innern Menschen zu erkennen.

Vierter Abschnitt.

Physiognomie der Tugenden, der Laster und der Leidenschaften nach den Erkennungszeichen der Physiognomonik, der Phrenologie und der Buccomantie.

Fünfter Abschnitt.

Von der Haltung und Bewegung des Körpers, dem Gange, der Stimme 2c.

Sechster Abschnitt.

Von der Deutung und Auslegung der Handschriften.

Siebenter Abschnitt.

Die Chiromantie, oder die Kunst, aus den Theilen und Zeichen der Hand den Charakter des Menschen zu erkennen und dessen Zukunft zu erforschen.

Achter Abschnitt.

Die Mimik, oder der Ausdruck der Leidenschaften, Affecte und Gefühle durch Mienen und Geberden.

Einleitung.

Naheliegend ist der Gedanke und der Wunsch, den innern Menschen durch den äußern kennen zu lernen, den moralischen durch den physischen, und schon die Alten haben dazu mehrfache Versuche angestellt; doch erst in unserer Zeit ist es mehr oder minder gelungen, die verschiedenen, zu diesem Zwecke seit undenklichen Zeiten aufgestellten Hypothesen, die von Einzelnen ausgegangenen, und zum Theil, wenn auch nicht mit vollem Rechte, als gänzlich verunglückt bezeichneten Versuche, zu theoretischen Systemen zusammenzustellen, und zum Belege dafür practische Beweise aufzufinden.

Mehrfache Wege sind zu der Erreichung des gleichen Zieles eingeschlagen worden, des Zieles: durch die äußeren körperlichen Anzeichen des Menschen nicht nur zu Schlüssen über dessen verschiedene geistige und moralische Eigenschaften und Fähigkeiten zu gelangen, sondern sogar zur möglichst vollständigen Gewißheit.

Haben sich aber die verschiedenen Forscher dem gemeinschaftlichen Ziele mehr oder minder genähert, so darf sich doch bis jetzt noch keiner von Allen rühmen, es vollkommen erreicht zu haben, so daß man jetzt im Stande wäre, mit völliger Gewißheit und nach feststehenden, von der Allgemeinheit der gelehrten Welt anerkannten Regeln den innern Menschen nach dem äußern zu erkennen oder zu beurtheilen.

Wäre dieß der Fall, oder würde dieß erhabene Ziel des Forschens jemals in der vollsten Bedeutung des Wortes erreicht, welche unendliche Wohlthat wäre dieß für die Menschheit! Niemand, der sich nur die Mühe nehmen wollte, sich mit der Wissenschaft vertraut zu machen, könnte dann noch ferner durch seine Nebenmenschen betrogen, hintergangen, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt werden. Tugend und Moral würden dadurch unendlich gewinnen, daß es dem Sünder, dem Verbrecher, unmöglich wäre, vor dem Forscherblicke der Wissenschaft seine Sünde, sein Verbrechen zu verbergen, — wenn er gewissermaßen eine gläserne Decke über seinem Herzen trüge. Denn unläugbar ist es, daß unzählige Menschen nur deßhalb schlecht sind, weil sie die Kunst verstehen, für besser zu erscheinen, als sie sind, daß sie manche Schwächen, manche Fehler, manche Sünde ablegen würden, wüßten sie, daß all' ihre Verstellungskunst nicht im Stande wäre, diese Mängel dem Blicke der Menschen zu entziehen.

Doch weit entfernt, daß die Forscher dieß Ziel bereits erreicht hätten, sehen sie sich noch fortwährend den heftigsten Angriffen durch andere Gelehrte ausgesetzt, die entweder den Ruhm Jener beneideten, oder wirklich an der Wahrheit ihrer Aufstellungen zweifelten.

Und doch läßt sich nicht leugnen, daß es mancher aufgestellten Theorie keineswegs an Beweiskraft fehlt, uud es steht demnach zu hoffen, daß die von verschiedenen Puncten zu gleichem Zwecke ausgehenden Forschungen endlich an dem Ziele zu einem befriedigenden Ganzen zusammentreffen werden. Die Möglichkeit läßt sich wenigstens nicht unbedingt bestreiten, wenn man bedenkt, daß schon jetzt statt der frühern Hypothesen gar manche B e w e i s e aufgefunden sind, und daß es daher der Ausdauer des menschlichen Scharfsinns und Forschungsgeistes mit der Zeit höchst wahrscheinlich gelingen wird, zu den bereits anerkannten Beweisen immer neue und vollgültigere aufzufinden und dadurch die jetzt noch bestehenden Zweifel und Widersprüche mehr und mehr zu besiegen, bis endlich vielleicht deren gänzliche Widerlegung ermöglicht wird.

Dieser Hoffnung darf man sich gewiß mit Vertrauen hingeben, da schon jetzt so manche Angabe zur Erforschung des innern Menschen als anerkannte Wahrheit dasteht, während sie bei ihrer ersten Aufstellung durch die gesammte Gelehrtenwelt als unbedingte Un-

möglichkeit betrachtet wurde. Es ist nun einmal leider das Loos der Wahrheit, daß ihr Licht nicht sogleich siegreich strahlt, sondern daß es sich mühsam durch die Nebelwolken hindurcharbeiten muß, mit denen Unwissenheit, Neid, Zweifelsucht und so mancherlei andere kleinliche Eigenschaften der Menschen es zu umhüllen bemüht sind, bis sie sich endlich gezwungen sehen, den sonnenhellen Glanz zuzugestehen.

Es ist nicht der Zweck der vorliegenden kleinen Schrift, die zahllosen Controversen, welche über unsern Gegenstand bereits erhoben sind, durch eine neue zu vermehren; weit entfernt, für die eine oder die andere Meinung unbedingt Partei zu ergreifen, werden wir daher bemüht sein, uns zwischen die Parteien zu stellen, oder vielmehr uns von einer jeden ganz fern zu halten und uns darauf beschränken, in einer möglichst gedrängten Ueberſicht zusammenzustellen, was auf den verschiedenen Gebieten, auf denen Bestrebungen zur Erforschung des innern Menschen nach äußern Merkmalen Statt gefunden, als jetzt bestehend betrachtet werden darf, und was die einzelnen Gelehrten als das erreichte Resultat ihrer Forschungen bezeichnet haben.

Es würde den uns gebotenen Raum bei Weitem übersteigen, wollten wir gründlich in die Materie eingehen und Schritt für Schritt den Weg verfolgen, auf welchem die Forscher bis zu dem Puncte gelangten, auf welchem sie sich eben jetzt befinden; denn über jeden einzelnen der Abschnitte, in welche unsere kleine Schrift zerfällt, sind viele Bände geschrieben worden, und wir müßten daher eine ganze Bibliothek liefern, wollten wir uns eine gleiche Ausführlichkeit zur Aufgabe stellen.

Deßhalb geht unsere Absicht nur dahin, ohne die wissenschaftlichen Beweise, welche von den Schriftstellern über die verschiedenen einzelnen Wege aufgestellt worden sind, die zur Erforschung des innern Menschen eingeschlagen werden können oder eingeschlagen worden sind, im Allgemeinen nichts weiter zu thun, als das zusammenzustellen, was von den Vertretern der einzelnen Hypothesen selbst als Beweis, oder als erwiesen Gewisses angegeben wurde, nur die nöthigsten und unerläßlichsten Erläuterungen hinzufügend. Den Lesern wird es danach nicht schwer fallen, sich selbst ein Urtheil zu bilden.

Physiognomik oder Mienenkunde, Phrenologie oder Schädellehre, Buccomantie oder Erkennung des innern Menschen durch den Mund, Chiromantie oder die Kunst, die Linien und Zeichen der Hand zu deuten, sämmtliche verwandte Forschungen zu gleichem Zwecke, finden sich hier zu einem leichten Vergleiche und zu gegenseitiger Ergänzung nebeneinander gestellt, und in ihren Grundzügen hinlänglich geschildert, um ihr eigentlichstes Wesen kennen und würdigen zu lernen.

Erster Abschnitt.

Die Physiognomonik oder Mienenkunde.

61 GALL — EINBLICKE durch Fenster, Thür und Dach in das Innerste des Menschen. Eine Quintessenz der Beobachtungen und Forschungen eines Lavater, Gall, Spurzheim, Roger, David u. a. m. Mit 13 lithogr. Tafeln. XII, 263 SS. Ln. d. Zt. Weimar, Voigt, 1858. 350.—

„Physiognomik oder Minenkunde, Phrenologie oder Schädellehre, Buccomantie oder Erkennung des innern Menschen durch den Mund, Chiromantie, oder die Kunst, die Linien und Zeichen der Hand zu deuten, sämmtliche verwandte Forschungen zu gleichem Zwecke, finden sich hier zu einem leichten Vergleiche und zu gegenseitiger Ergänzung nebeneinander gestellt, und in ihren Grundzügen hinlänglich geschildert ...“ — Unter den Tafeln ein lithogr. Porträt von F. Gall. — Meist etw. braunfleckig.

Lavater.

(Siehe hierzu das Portrait.)

Schon in den ältesten Zeiten ist man bemüht gewesen, aus den Gesichtszügen des Menschen auf dessen Charakter, auf dessen moralische und geistige Anlagen und Fähigkeiten zu schließen. Alle Versuche zu einer genügenden Erklärung waren indessen vereinzelt geblieben, und deßhalb mehr oder minder in Vergessenheit gerathen, nirgends aber zu einer öffentlichen oder gar einer allgemeinen Anerkennung gelangt.

Alle die vereinzelten Bestrebungen einer genauen Prüfung zu unterwerfen, auf den Forschungen und Angaben seiner zahlreichen Vorgänger zu fußen, und endlich das Ganze in ein geordnetes, auf feste Regeln basirtes System zu bringen, war dem ausgezeichneten Manne vorbehalten, dessen Namen unsere Ueberschrift trägt und der deßhalb mit Recht als der Vater dieser Wissenschaft nicht nur bezeichnet, sondern auch unbedingt anerkannt wird.

Johann Caspar Lavater wurde am 15. November 1741 in Zürich geboren. Sein Vater war dort practicirender Arzt, und während des Knaben erster Kindheit weit entfernt, in seinem Sohne den ausgezeichneten, die ganze Gelehrtenwelt mit seinem Namen erfüllenden Mann zu ahnen, welcher zu werden er bestimmt war. Johann Caspar zeigte sich blöde, verrieth keine Anlage, es in

den Wissenschaften jemals zu Etwas zu bringen, und äußerte schon früh einen hervorstechenden Hang zur Träumerei und zu religiösen Schwärmereien. Er las, was bei Knaben seines Alters gewiß eine seltene Eigenschaft ist, mit besonderer Vorliebe in der Bibel und entwickelte dadurch eine glühende Liebe zu Gott. Diese bereitete ihn auf das Würdigste zu der Bestimmung vor, welche sein Vater für ihn gewählt hatte, nämlich zu der eines Geistlichen, und nun säumte er auch nicht, Zeichen jener großen geistigen Thätigkeit und Kraft zu geben, welche ihn später auszeichnen sollte. Bald sprach er mit lautem Enthusiasmus seine Gedanken und Gefühle aus, und dabei gewährte der Drang und das Bewußtsein, recht zu thun, dem einst so blöden, schüchternen Knaben, schon als Jüngling eine solche Entschlossenheit, daß er, kaum 21 Jahre alt, eine Handlung wagte, vor welcher selbst die Unerschrockensten zurückgebebt waren; denn er trat, im Verein mit Füßli, bei der Regierung als öffentlicher Ankläger des Landvoigts Grebel auf, welcher wegen seiner Bedrückungen ebenso verhaßt als gefürchtet war.

Schon früh trat Lavater hierauf als Dichter und Schriftsteller mit Auszeichnung auf, indem er bereits im Jahre 1767 seine literarische Laufbahn durch seine schönen „Schweizerlieder" eröffnete. In rascher Aufeinanderfolge entwickelte er dann eine ungemeine Fruchtbarkeit; denn man zählt von ihm nicht weniger als hundert und neunundzwanzig Werke theologischen, ascetischen oder polemischen Inhalts. Indeß haben wir uns hier nicht um alle diese Schriften zu kümmern, da sie unserm Zwecke durchaus fern liegen. Diesem entspricht jedoch in dem höchsten Grade das Werk, welches in seiner Art einzig dastand und seinem Verfasser einen unvergänglichen Ruhm erwarb: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe." Diese „Fragmente," auf welche wir mehrmals zurückzukommen Gelegenheit finden werden, erschienen zuerst in vier Bänden 1775 bis 1778, Leipzig und Winterthur, und dann in verschiedenen Ausgaben und Auflagen, zuletzt bei Armbruster in Winterthur, 1829.

Lavater wurde 1769 Diaconus, 1775 Pfarrer an der Waisenhauskirche und 1786 Pfarrer an der Peterskirche in Zürich, nach-

dem er schon 1778 zum Diaconus an derselben befördert worden war.

Lavater erwarb bald durch die glühende, hinreißende und überzeugende Beredsamkeit seiner Predigten einen ausgezeichneten Ruf als Kanzelredner; dieser sollte indeß auf einem andern Gebiete noch höher steigen, oder doch wenigstens mehr Aufsehen erregen.

Schon früh hatte Lavater, begünstigt durch seinen Hang zur Träumerei, seine Beobachtungsgabe geübt. Er war emsig bestrebt, sich Menschenkenntniß zu erwerbeu, und war zu diesem Zwecke fortwährend bemüht, sich von den verschiedenartigen Menschen, mit denen seine Geschäfte und Verhältnisse ihn in Berührung brachten, ein Bild ihres Charakters zu entwerfen, d. h., ihres Charakters, in dessen eigentlicher und ungeschminkter Beschaffenheit, nicht von dem, wie sie sich in dem Umgange zu zeigen bemüht waren. Dazu war natürlich die genaueste Beobachtung und Prüfung der Gesichtszüge erforderlich. Bei diesen Bestrebungen und Forschungen zur Erlangung einer tieferen Menschenkenntniß wurde er wesentlich durch den Umstand begünstigt, daß er als Geistlicher mehrfache Gelegenheit fand, in unbewachten Augenblicken die Maske zu durchschauen, mit welcher die Menschen nur allzu oft ihr wahres Gesicht und damit ihren wahren Charakter zu verhüllen bemüht sind.

Was Lavater Anfangs nur gewissermaßen zu seiner Unterhaltung, oder höchstens zu seiner eigenen Belehrung, getrieben hatte, das führte ihn bald auf den Gedanken, es lägen in den Zügen des Menschengesichts zuverlässige Merkmale zur Erkennung des Charakters, sowie der mit demselben zusammenhängenden, oder aus ihm entspringenden geistigen und moralischen Eigenschaften, und es mußte dem eifrigen Forscher und tiefblickenden Beobachter gelingen, diese Merkmale auch da zu erkennen und richtig zu deuten, wo der Mensch selbst bemüht war, sie zu verwischen oder zu entstellen, um dadurch die oft nur zudringlichen oder unbescheidenen Einblicke in sein Inneres zu verhindern oder irre zu leiten.

So faßte er denn den ernstlichen Entschluß, die Physiognomik zu einer wirklichen Wissenschaft zu erheben, nachdem sie bisher nichts weiter gewesen war, als eine schüchterne Zusammenstellung von Vermuthungen welche sich ohne alle Beweiskraft, ja sogar oft ohne den

Versuch einer Beweisführung, auf ähnliche, bereits vorgekommene Fälle stützten.

Schon 1769 fing er an, sich mit der Ausführung dieser Idee zu beschäftigen, bis er sie durch die Herausgabe seiner „Fragmente" im Jahre 1775 verwirklichte.

Daß Lavater bei seiner Begründung der Physiognomik als Wissenschaft von einer höheren Idee geleitet wurde, geht aus seinen eigenen Worten hervor, welche er über diesen Gegenstand äußerte, und welche hier eine passende Stelle finden mögen. Er sagt, der Zweck seines Buches sei:

„die Menschen Ihresgleichen und ihren göttlichen Schöpfer „kennen zu lehren;

„die Bewunderung und die fromme Dankbarkeit der Sterblichen „auf das Werk Gottes zu lenken;

„eine Quelle reiner Genüsse zu schaffen, welche der menschlichen „Natur würdig sind;

„die Ehrfurcht vor dieser Natur, den Schmerz über die Ent„artung derselben, die Liebe für die bevorzugten Geschöpfe und die „Verehrung für den Urheber jeder Vollkommenheit zu verbreiten."

Bei diesen anerkennungswerthen Bestrebungen muß man freilich bedauern, daß die „physiognomischen Fragmente", wie schon ihr Titel andeutet, kein vollständig abgeschlossenes und begründetes System bildeten. Lavater überließ die Aufgabe der Vollendung seinen Schülern, allein, so zahlreich diese auch waren, hat sich doch bisher noch keiner der Erbschaft des Meisters würdig gezeigt.

Die „physiognomischen Fragmente" machten durch die theilweise Neuheit, besonders aber durch die Zuversichtlichkeit, um nicht zu sagen, durch die Keckheit ihrer Aufstellungen und Behauptungen ungeheures Aufsehen und gewannen ihrem Verfasser eine weitverbreitete Berühmtheit.

Eben deßhalb konnte es indeß nicht ausbleiben, daß zahlreiche Angriffe das Neue, Ueberraschende zu widerlegen und zu verdächtigen, durch Waffen aller Art in das Nebelhafte hinabzustürzen bemüht waren, aus dem es sich mit solcher Kühnheit emporgehoben hatte Es entspannen sich zahlreiche gelehrte Fehden, denn nicht nur Feinde und Widersacher, sondern auch Anhänger und Bewunderer

hatte sich der geniale Mann erworben, und diese legten kampfbegeistert für ihn die Lanze ein, während er selbst, — wir können dieß nicht verhehlen, — seine Sache als verloren aufgegeben zu haben scheint, nachdem der beißend scharfe Witz Lichtenberg's, der sich durch dessen wahrhaft geniale Auslegung der Hogarth'schen Bilder so glänzend bekundet hat, dem neuen Systeme nicht nur, sondern auch dem Urheber und den Anhängern desselben durch seinen Aufsatz „Ueber Physiognomonik wider die Physiognomen" eine tiefe Wunde beigebracht hatte, an welcher einige der eifrigsten Bewunderer und Partisane Lavater's verbluteten, namentlich Zimmermann, eine Wunde, welche selbst jetzt noch nicht als völlig geheilt betrachtet werden kann, und die sogar Lavater, seines ursprünglichen Enthusiasmus ungeachtet, so weit kampfunfähig machte, daß er sich dem mehrfach ausgesprochenen Urtheile anschloß, sein ganzes System sei kaum mehr als eine Chimäre und beruhe mindestens, wo nicht ausschließlich, so doch jedenfalls zum größten Theile, auf seiner eigenen Persönlichkeit und es sei die feste Begründung seines Systemes als positive Wissenschaft selbst nach dem gelindesten Urtheile zweifelhaft.

Dessenungeachtet hat aber die Physiognomik fortwährend viele Anhänger behalten, und noch jetzt gelten die Aussprüche Lavater's mehrfach als Autorität.

Lavater stand, welche Gründe ihn auch bewogen haben mögen, nach dem ungünstigen Ausfalle jener Kämpfe, und besonders nach dem Erscheinen von Musäus „physiognomischen Reisen" durch die er persönlich scharf und geistreich persiflirt wurde, von fernerer Wirksamkeit auf diesem Gebiete ab, widmete sich aber nun um so eifriger seiner theologischen Laufbahn. Auf dieser unternahm er mit glänzendem Erfolge und vielseitiger Anerkennung seines Wirkens sogar mehrfache Reisen, bis die um diese Zeit mehr in den Vordergrund tretenden politischeu Ereignisse ihn mehr und mehr in den Schatten stellten und seine kanzelrednerische wie schriftstellerische Beliebtheit verkümmerten.

Die französische Revolution fand in Lavater einen ihrer glühendsten Anhänger und Lobredner, und obgleich er laut und unverhohlen seinen Abscheu über den verübten Königsmord aussprach,

blieb er ein eifriger Vertheidiger der Volksrechte, sowie der geläuterten Grundsätze der Revolution. Eben deßhalb aber griff er mit der rückhaltslosen Kühnheit und Entschlossenheit, welche seinen ersten Eintritt in das öffentliche Leben bezeichnet hatte, jede Handlung der Willkür und der Verletzung des natürlichen Rechtes an, von welcher Seite auch immer sie ausgehen mochte, und wurde deßhalb den französischen Machthabern als geheimer Anhänger Rußlands und Oesterreichs verdächtig, so daß sie ihn sogar verhaften und im Mai 1796 nach Basel transportiren ließen. Bald jedoch der Freiheit wieder zurückgegeben, trat er wieder in den Kreis seiner menschenfreundlichen Amtsthätigkeit als Prediger und Seelsorger ein. Ohne weiter in die Oeffentlichkeit einzugreifen, wirkte er so segenbringend durch Lehre und Beispiel fort, hochgeachtet wegen seines untadelhaften Privatlebens, innig verehrt von seinem engeren Familienkreise, um auf eine grausame und verhängnißvolle Weise seiner Thätigkeit und seinem Wirken ganz plötzlich entrissen zu werden.

Als nämlich am 26. September 1799 Zürich nach einem blutigen Kampfe um die Stadt selbst und in deren nächster Nähe von den Franzosen unter Massena wieder eingenommen wurde, beschäftigte sich Lavater menschenfreundlich mtt der Pflege Verwundeter, welche auf der Straße lagen; da wurde er mit dem damals ebenso verhaßten, als gefährlichen Namen eines Aristokraten bezeichnet und von einem französischen Grenadier in die Seite geschossen. Die Wunde war tödtlich, aber dennoch mußte er lange Leiden ausstehen, denn erst am 2. Januar 1801 schied er aus diesem Leben, nachdem er noch bis zum letzten Augenblicke den Beweis des Edelmuthes gab, welcher sein ganzes irdisches Dasein charakterisirt hatte; denn er weigerte sich, seinen Mörder, obgleich derselbe ihm wohlbekannt war, durch die Nennung seines Namens, der gerechten Strafe zu überliefern.

Lavater's sittlicher Charakter war durchaus edel und rein, und er genoß die vollste Achtung aller Derer, welche mit ihm in nähere Berührung kamen; als sein größter Fehler wird eine übertriebene Eitelkeit bezeichnet, die ihn zuweilen kleinlich machte; dieser Fehler wird aber ebensowohl erklärlich als verzeihlich, wenn man bedenkt, in welchem Grade die lautesten Lobsprüche einer ganzen

Welt dazu geeignet waren, seine Eitelkeit zu entwickeln und zu steigern.

Nach diesem kurzen Lebensabrisse Lavater's gehen wir nun zu einer Darstellung seines Systemes über, wie dasselbe theils durch ihn selbst, theils durch seine Nachfolger gestaltet wurde.

§. 1.

Von der Physiognomie und Physiognomonik im Allgemeinen.

Die Physiognomie oder die Gesichtsbildung, der Gesichtsausdruck, umfaßt in der weitern Bedeutung des Wortes nicht bloß die Züge des Gesichtes, sondern auch die Formen der übrigen Theile des menschlichen Körpers und der Haltung desselben, und dieß Letztere wieder sowohl in dem Zustande der Ruhe, wie in dem der Bewegung und der Aufregung; und Physiognomonik, häufiger, obgleich eigentlich falsch, Physiognomik genannt, ist die Wissenschaft, aus den Zügen der Physiognomie, entweder in ihrer ganzen Zusammenstellung, oder aus einem derselben, das zu erkennen, was die Sinne nicht unmittelbar berührt. Die Physiognomik offenbart also den Zusammenhang welcher zwischen der sichtbaren Oberfläche und dem unter demselben verborgenen Unsichtbaren besteht.

Der Mensch offenbart diesen Zusammenhang indeß auf vielfache Weise, und daraus entspringen folgerecht verschiedene Arten der Physiognomik und zwar die folgenden vier Classen:

1) Die Physiognomonik des Temperamentes, welche das umfaßt, was sich durch das Blut, die Constitution, die Gluth oder die Kälte des Temperamentes, die Derbheit oder die Zartheit der Organe, und im Allgemeinen auf rein-physische Weise offenbart.

2) Die intellectuelle Physiognomonik bezeichnet die Geistesfähigkeiten, welche sich durch die Bildung der Züge des Gesichts, dessen Farbe, die Bewegungen und im Allgemeinen durch das ganze Aeußere des Menschen offenbaren.

3) Die moralische Physiognomonik deutet die Neigungen des Menschen an, seinen Hang zum Guten oder zum Bösen, seine Fähigkeit, Gutes zu thun, oder Leiden zu ertragen.

4) Die medicinalische Physiognomonik umfaßt die Zeichen der Gesundheit oder der Krankheit, welche sich an dem menschlichen Körper offenbaren.

Die Physiognomie ist die Seele, der Schlüssel aller Handlungen, Entschlüsse, Regungen und Gefühle des Menschen, mögen dieselben nun äußeren Veranlassungen und Eindrücken oder innern Antrieben entspringen.

Diese Seele durch die Gewalt des Willens zu verhüllen, um durch eine Larve die wahren Gefühle und Regungen zu verbergen, ist zwar das Streben vieler, ja, in gewissem Grade, das der meisten Menschen, allein vollkommen wird das Ziel dieses Strebens nie erreicht; es werden sich stets noch einzelne Züge der Wahrheit offenbaren, und beständen sie auch bloß in kurzen Blicken. Diese vermag der sichere Beobachter zu erhaschen, und eben darin besteht die Aufgabe der Physiognomonik.

Der Drang nach solcher Beobachtung ist dem Menschen angeboren und auch ohne die Wissenschaft der Physiognomonik erforscht zu haben, sind alle denkenden Wesen Physiognomoniker. Ein vollgültiger und unwiderleglicher Beweis für diese Behauptung besteht darin, daß schon das kleine Kind bemüht ist, in den Zügen derer zu lesen, mit denen es in Berührung steht, und aus deren Ausdruck den Eindruck zu erkennen oder zu errathen, den seine Handlungen hervorbrachten. Ja, sogar die Thiere, namentlich der Hund, dieser kluge und treue Genosse des Menschen, stellen physiognomische Beobachtungen an.

Ist es somit erwiesen, daß die innern Regungen sich durch äußere Zeichen verrathen und offenbaren, und zwar da, wo der Natur ohne allen Zwang der freie Lauf gelassen wurde, so klar, deutlich und verständlich, daß schon das Kind und der Hund sie zu erkennen und zu deuten vermögen, so kommt es nur auf eine gründlichere Kenntniß eben dieser Zeichen an. um sie auch da entdecken und richtig auslegen zu können, wo der Zwang sie zu entstellen,

oder durch eine moralische Larve gänzlich zu verdecken, zu verwischen oder in andere Zeichen zu verwandeln bemüht ist.

Wie diese Kenntniß zu erlangen, mögen nun die folgenden charakteristischen Zeichen der einzelnen Züge und Formen zeigen.

Genügte auch diese Kenntniß der physiognomischen Zeichen, durch welche die Einblicke in den innern Menschen ermöglicht werden zu dessen gänzlicher Erforschung nicht, müssen auch noch Zeichen anderer Art, andern verwandten Wissenschaften angehörend, hinzukommen, um diese Erforschung zu vervollständigen, so ist doch die Physiognomonik jedenfalls ein unentbehrliches und zwar das erste Hülfsmittel, die Einblicke mit Sicherheit thun zu können.

Oft wird es sich bei der Prüfung dieser Zeichen wohl finden, daß die angegebene Bedeutung des einen von der eines andern abweicht, derselben vielleicht sogar geradezu widerspricht, allein der schärfere Beobachter wird entdecken, daß ein Zeichen schärfer hervortritt, als ein anderes, oder daß mehre sich in ihrem Ausspruche gegen das Zeugniß eines einzelnen vereinigen. In einem solchen Falle ist es eben Sache des Forschers, das Uebergewicht zu ergründen, und danach sein Urtheil festzustellen. Räthsel werden deßhalb auch immer zu lösen bleiben, zu denen besonderer Scharfsinn erforderlich ist, und Ausnahmen zeigen sich auch hier, wie bei jeder Regel.

§. 2.

Allgemeine Bemerkungen über die einzelnen Theile des Körpers.

Die Physiognomonik, welche ein Gegenstand der Spöttelei für Viele ist und zwar sowohl für Gelehrte, wie für Ungelehrte, der man kaum das Recht zugestehen will, sich eine Wissenschaft nennen zu dürfen, ist in unseren Zeiten von ungleich geringerer Wichtigkeit, als sie in denen des classischen Alterthumes war, denn in diesen legten die Weisesten ein großes Gewicht auf ihre Aussprüche, und forschten mit größerem Eifer in den Zügen des Menschenantlitzes, als unsere Verfeinerung sie für würdig hält.

Die philosophischen Schulen der Griechen prüften vor der Aufnahme neuer Jünger mit großem Ernste deren Gesicht, Geberden, Gestalt, Gang, Haltung und Bewegungen, und fällten aus dem Verein aller dieser Zeichen ein Urtheil, ob die Aufnahme thunlich sei. — Sokrates war ein so ausgezeichneter Physiognomoniker, daß seine Kenntniß dieser Wissenschaft ihn zum Propheten machte und er seinem Schüler Alcibiades sehr richtig seine spätere Berühmtheit voraussagte. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß viele Propheten, namentlich aber Charlatane oder Wahrsager von Profession, die Physiognomik und die derselben verwandten Wissenschaften, deren Aufgabe es ist, durch das Aeußere des Menschen Einblicke in dessen Inneres zu thun, als ein mächtiges Hülfsmittel zu ihren Prophezeihungen benutzten, indem sie aus dem, was diese Wissenschaften ihrem scharfen Auge klar und deutlich über die moralischen und geistigen Anlagen und Fähigkeiten sagten, mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit, Richtiges wenigstens im Allgemeinen zu treffen, ihre Schlüsse auf die Zukunft der sie befragendrn Personen zogen.

Gleich Sokrates war auch Plato ein entschiedener Physiognomoniker, und Gleiches läßt sich von mehren ausgezeichneten Männern Griechenlands und Roms sagen. Verehren aber unsere Gelehrten in mancher andern Beziehung die weisen Aussprüche und Lehren der Philosophen des Alterthums, weßhalb verschmähen sie es dann, der Wissenschaft der Physiognomonik gleiche Achtung zu zollen, wie Jene?

Soviel müssen jedenfalls die Gelehrtesten zugleich mit den Mindestunterrichteten zugestehen, daß die Physiognomie, besonders in dem Zustande der Erregung, der Leidenschaftlichkeit in der leserlichsten Schrift die Gefühle und Gesinnungen des Menschen offenbaren, daß Freude, Kummer, Schreck und wie die verschiedenen Affecte genannt werden mögen, ihren unverkennbaren Ausdruck in dem Aeußern finden, daß gewisse Zeichen unbedingt und unwiderleglich mit gewissen Characterzügen zusammentreffen, so daß sie zu einer beinahe ausnahmslosen Regel werden.

Freilich aber würde der Physiognomoniker leicht fehlgreifen und sich der Begehung zahlreicher Irrthümer und falscher Schlußfolgerungen aussetzen, wollte er die Regeln, welche die Wissenschaft im

Allgemeinen aufstellt, auf alle Fälle anwenden. Im Gegentheile muß er nicht nur bei den beiden Geschlechtern, als der größten Abweichung zwischen Mensch und Mensch, Unterschiede zu machen wissen, sondern bei seinen Urtheilen und Schlüssen auch auf den Unterschied des Alters, des Standes, der Beschäftigung, Rücksicht nehmen, und ganz besonders auf die verschiedenen Menschenracen; denn bei diesen sind die charakteristischen Kennzeichen oft sehr voneinander abweichend.

Ebenso ist, nach Lavater, selbst ein wesentlicher Unterschied in Beziehung auf das zu machen, was das dreifache Leben des Menschen betrifft, nämlich das physische, das intellectuelle und das moralische. Das physische offenbart sich in allen mehr thierischen Theilen, besonders aber in dem Arme und hier wieder vorzugsweise in der Hand und den Fingern. Das intellectuelle Leben, welches die Fähigkeiten des Geistes und des Verstandes in sich faßt, offenbart sich ausschließlich in dem Kopfe, und hier wieder hauptsächlich in der Stirn und den Augen, sowie in der Bildung und Lage der Knochen des Kopfes. — Das moralische Leben gewinnt seinen Ausdruck durch die Gesichtszüge und das Mienenspiel, sowie durch die Pulsationen des Blutes; das Herz würde hier durch seine Schläge ein ziemlich zuverlässiger Wegweiser sein, wäre es nicht beinahe jeder Beobachtung unzugänglich.

Aber nicht bloß eine Wissenschaft ist die Physiognomonik, sondern auch die Ausübung und Anwendung derselben eine Kunst; und wie Talent bei jeder Kunst erforderlich, will man in derselben nicht auf der niedrigsten Stufe stehen bleiben, so ist dieß ganz besonders auch bei der Pyysiognomik der Fall. Kann daher Einer oder der Andere in den Gesichtszügen seiner Mitmenschen nicht lesen, so heißt das keineswegs, die Einblicke in dessen innern Menschen seien unmöglich, sondern nur, daß dem Lesenden die Fähigkeit mangelt, die Schrift zu entziffern, welche für schärfere Augen vollkommen leserlich ist.

Mit vollem Rechte sagt ein allbekanntes Sprüchwort, das Gesicht sei der Spiegel der Seele; aber das Glas dieses Spiegels ist für manchen Blick getrübt und deßhalb das darin sich zeigende Bild nicht deutlich zu erkennen.

Wohl erwogen muß indeß auch werden, daß die Physiognomonik sich vorzüglich damit beschäftigt, die Anlagen aufzusuchen und zu erkennen, welche in dem Menschen liegen. Ob diese Anlagen mehr oder minder ausgebildet sind, oder ob Erziehung, Gewohnheit oder andere Zufälligkeiten sie entstellten oder verwandelten, muß daher bei den Beobachtungen als ein wesentlicher Factor mit in Berechnung gezogen werden.

Zum Schlusse führen wir hier noch einige Grundsätze an, welche Lavater selbst (nachgelassene Schriften, 5. Bd., herausgegeben von Geßner, Zürich, 1801—2) aufstellt, und welche zu der allgemeinen Beurtheilung der Gesichtszüge und des durch dieselben hervorgebrachten Eindruckes dienen sollen. Wir lassen dabei aber das weg, was zu allgemein gehalten ist, uns nur auf das beschränkend, was unmittelbarer zu der Feststellung eines Urtheils führen kann.

„Vor Allem*) muß man auf den Ausdruck achten, den das Gesicht bei der plötzlichen Erregung verschiedenartiger Gefühle bewahrt oder annimmt. In solchen Augenbicken hält oft die am Besten angelernte Maske nicht Stich, wenn auch freilich ein scharfes Auge dazu gehört, den Moment zu erfassen, in welchem sie abgelegt wurde.

„Sehr klug, kalt oder dumm sind Die, deren Gesichtszüge sich nie merklich verändern, dagegen aber mangelt ihnen ächtes Leben, Empfindsamkeit und Zärtlichkeit.

„Genau bestimmte und schön proportionirte Gesichtszüge deuten große Klugheit an.

„Flache, nichtssagende, charakterlose Gesichtszüge verrathen Dummheit.

„Schiefe Gestalt, schiefer Mund, schiefer Gang, ungleiche Handschrift sind Zeichen von schiefer, inconsequenter, einseitiger, sophistischer, falscher, listiger, launischer, widersprechender, kalter, harter und gefühlloser Handlungsweise.

---

*) Wir geben die Worte Lavater's zwar dem Sinne nach vollständig, in der Fassung jedoch möglichst zusammengedrängt.

„Dumm ist ein Gesicht: wenn der Mund so breit ist, daß das Auge vom obersten Rande des Augenlids bis zur äußersten Mundlinie nur doppelt so groß ist, wie jene Breite; — wenn der Untertheil, von der Nase an gerechnet, durch die vom Munde aus gezogene Mittellinie in zwei gleiche Theile getheilt wird; — wenn der Untertheil des Gesichtes von der Nase an weniger als ein Drittel des Ganzen ausmacht; — wenn der feste Untertheil viel größer ist, als ein Drittel; — wenn im Profile der Mund mit dem Auge einen bedeutend stumpfen Winkel bildet; — wenn die Stirn beträchtlich kürzer ist, als die Nase, vom Ende der Stirn an in ihrer Biegung gemessen; — wenn es vom Augenwinkel bis mitten an den Nasenflügel kürzer ist, als von dort zur Mundspitze; — wenn die Augen merklich weiter als eine Augenbreite voneinander abstehen.

„Eitelkeit und Stolz sind im Allgemeinen die Hauptzüge im Charakter des Weibes. Bei der Verletzung oder der lebhafteren Anregung eines dieser beiden Gefühle offenbaren sich gar leicht Züge, die den Blick bis auf den Grund ihres Charakters gestatten. Diese Züge zeigen sich indeß weniger an der Stirn, als an den Nasenflügeln, dem Rümpfen der Nase, dem Falten der Wangen und Lippen und in dem Lächeln mit seinen Verziehungen des Mundes.

„Braune, behaarte oder borstige, besonders aber gesprungene Warzen an irgend einem Theile des Gesichts sind ein zuverlässiges Zeichen eines großen Fehlers, oder einer mangelnden schönen Eigenschaft.

„Harte Charaktere offenbaren sich durch eine perpendiculäre, knotenreiche Stirn, welche entweder sehr hoch oder sehr kurz ist; — durch sehr spitze, kleine, kurze oder roh-runde Nasen mit weiten Nasenlöchern; durch scharf eingeschnittene, lange, ununterbrochene Wangen oder Nasenzüge; durch untere Zähne, welche merklich vorstehen, wenn die oberen lang oder sehr kurz sind.

„Wer eine lange, hohe Stirn hat, meide den nähern Verkehr eines Menschen mit kugelrundem Kopfe; eine Ehe zwischen zwei solchen Personen wird nie zu einem günstigen Resultate führen.

„Ein unangenehmer Zug am Munde oder in den Falten des Mundes ist ein zuverlässiges Warnungszeichen, auch wenn er nur auf Augenblicke hervortritt.“

§. 3.

Von dem Unterschiede zwischen der Physiognomie des Mannes und der des Weibes.

Bei beiden Geschlechtern findet man zwar im Allgemeinen die gleichen Zeichen, aber nicht immer haben sie auch die gleiche Bedeutung; man muß daher bei der Auslegung dieser Zeichen einen Unterschied zu machen wissen.

Besonders ist zu beachten, daß die Physiognomie des Weibes ungleich beweglicher ist, wie die des Mannes; ein Zustand völliger Ruhe tritt in derselben fast nie ein, das viel lebendigere Mienenspiel ist aber zugleich viel kürzer, sowohl im Raume als in der Zeit, und spricht aus beiden Gründen die innern Gefühle nicht mit gleicher Deutlichkeit und Schärfe aus, wie bei dem Manne. Die weichern, gerundetern, glättern Züge des Weibes tragen ebenfalls zu der geringeren Ausprägung der Gefühle durch das Aeußere bei.

Im Allgemeinen ist das Weib reiner, zarter, feiner, eindrucksfähiger, gefühlvoller, lenksamer und mehr zur Ertragung von Leiden geneigt, als der Mann, und auf alle diese Eigenschaften muß man bei der Beurtheilung der beobachteten Eindrücke, sowie der daraus abzunehmenden Anlagen und Gefühle Rücksicht nehmen.

Das Weib ist vorzugsweise für die Sanftmuth, für die mütterliche Zärtlichkeit geschaffen; ihre Organe sind daher auch zarter, biegsamer, reizbarer und leichter zu verletzen, und die bei Weitem größte Mehrzahl der Weiber offenbart in der äußern Erscheinung diesen hervorstechenden Charakter ihres Geschlechtes.

Aus dieser größern Reizbarkeit und Empfänglichkeit des Weibes entstehen sowohl die vorzüglichsten Tugenden als auch die größten Fehler desselben, und eben deßhalb übertreffen sie oft im Guten wie im Bösen den Mann.

Darf man ohne Beleidigung ihres Geschlechtes sagen, daß die Frauen der Verführung leicht zugänglich sind, so rührt dieß daher, weil ihre Natur sie geneigt macht, sich dem Stärkern unterzuordnen; dagegen entwickelt sich aber bei ihnen, besonders, wenn sie von verderblichem fremden Einflusse fern gehalten werden, auch leicht eine

erhabenere Tugend, sowie Alles, was den Mann entzücken und dessen Lob verdienen kann.

Das Weib hat den regsten Sinn für Sauberheit, Schönheit, Symmetrie und Anmuth und ist deßhalb leicht geneigt, diese Aeußerlichkeiten höher zu stellen, als Inneres und Unvergängliches.

Der Mann denkt, das Weib fühlt mehr; deßhalb werden bei ihr die Einblicke in ihr Inneres sich leichter durch die Aeußerung und die Zeichen ihrer Gefühle erlangen lassen, als durch die der Gedanken.

Die Weiber herrschen oft unumschränkter, wie die Männer, selten aber durch Gewalt; geschieht dieß, so werden sie gewöhnlich noch mehr zu Ungeheuern als zu Tyranninnen.

Die Physiognomie des Weibes trägt in ihrer vollkommenen Reinheit einen Stempel der Heiligkeit, der selbst den rohesten Mann zur Ehrfurcht zwingt; verschwindet dieser Stempel, so darf man schließen, daß auch die edelsten Eigenschaften der Seele zugleich mit verschwunden sind; nie aber wird die Physiognomie des Mannes eine so abschreckende Häßlichkeit erlangen, wie die des entarteten Weibes.

So innig und treu die Weiber auch zu lieben vermögen, ist dennoch ihr Haß gewöhnlich noch glühender, besonders aber noch ausdauernder, als ihre Liebe; sie vermögen aber ihre Liebe leichter zu verbergen, wie ihren Haß, und sind im Ganzen zur Heuchelei, zur Verstellung, zur Verbergung ihrer Gefühle überhaupt weniger befähigt wie der Mann; erlangt das Weib diese Befähigung, so verschwinden damit die bessern weiblichen Eigenschaften.

Der Mann hat mehr den Muth des Handelns, das Weib mehr den des Duldens; daher vollbringt der Mann Größeres, während das Weib oft ungleich größere Kraft und Ausdauer bei Ertragung von Leiden zeigt, welche nicht rein-physische Kräfte erfordern.

Ohne den Zwang der Etikette ist das Weib in der Aeußerung ihrer Affecte, ihrer Eindrücke, lebhafter, hingebender, wie der Mann: Es kann laut lachen, wo der Mann nur lächelt; weinen, wo er verstimmt wird; außer sich gerathen, wo er weint; verzweifeln, wo er sich heftigem Schmerze hingiebt.

Das Gefühl des Mannes ruht mehr in der Einbildungskraft, das des Weibes mehr im Herzen.

Die Weiber sind in ihrer Offenhrit aufrichtiger, in ihrer Zurückhaltung verschlossener, wie die Männer.

§. 4.

Von dem Unterschiede der Physiognomie bei den verschiedenen Menschenracen und den verschiedenen Völkern.

Wären in einer Gesellschaft Menschen der verschiedensten Völker des Erdballes versammelt, so würde es dem Physiognomoniker, selbst, wenn der Unterschied der Farben ihm weniger zu Hülfe käme, sehr leicht werden, auf einen Blick nicht nur die verschiedenen Racen, sondern in den verschiedenen Racen auch wieder die verschiedenen Nationalitäten voneinander zu unterscheiden, wenn er nur überhaupt den Typus kennt, welcher als unterscheidende Regel einer jeden dient.

Jede Race nicht nur, sondern auch jede Nation, hat ursprünglich ihre besondern Kennzeichen, und diese können sich selbst bei dem nächsten Zusammenwohnen unauslöschlich erhalten; ja selbst durch wiederholte Vermischung verschwinden sie erst sehr allmählig; den schlagendsten Beweis dafür liefern die Juden, die sich trotz ihres Jahrhunderte langen Aufenthaltes unter allen Nationalitäten des Erdballes überall in ihrem Urtypus erhalten haben. Ebenso leicht lassen sich Spanier, Franzosen, Deutsche, Engländer unterscheiden, und diese letzteren wieder von ihren nächsten Nachbaren, den Schotten, der Irländer noch gar nicht einmal zu erwähnen.

Die Unterscheidungszeichen der verschiedenen Racen sind zwar zum Theil sehr scharf ausgeprägt; dennoch rühren sie nach dem Urtheile vieler Naturforscher — selbst, wenn man das Zeugniß der Bibel verwerfen will, nicht von einer Verschiedenheit des Ursprungs dieser Racen her, sondern nur von den Einflüssen, welche Luft, Klima, Nahrung, oft auch künstliche, von Außen wirkende Mittel, auf den Menschen äußern. Dergleichen Einflüsse wirken aber schon

seit Jahrtausenden, und so sind denn jetzt allerdings die größten Unterschiede als charakteristische Zeichen fest begründet.

Die Hautfarbe ist indeß weniger ein charakteristisches Unterscheidungszeichen, als die Bildung des Schädels; an dieser kann man die Nationalität noch an längst Verstorbenen, d. h., an dem reinen Knochen, erkennen, während jene sich selbst bei Lebenden durch verschiedene Umstände auf die entschiedenste Weise umändern kann, so daß sie bei manchem einzelnen Individuum nicht mehr als ein Unterscheidungszeichen seiner Race oder seiner Nationalität zu dienen vermag.

Als charakteristische Zeichen verschiedener Nationalitäten führen wir nun die folgenden an; wir wollen nicht behaupten, damit die vollzählige Aufzählung aller Verschiedenheiten in der menschlichen Gesichts- und Schädelbildung gegeben zu haben, wohl aber werden diese Beispiele zum Beweise für das Gesagte vollkommen hinreichen.

Die Kalmücken, welche mit Recht als das Muster von der Häßlichkeit der natürlichen *) Gesichtsbildung betrachtet werden, haben ein ganz plattes Gesicht; ihre Nase ist so platt, daß sie vor den Backenknochen nicht vorsteht, und daß man gerade in ihre Nasenlöcher sehen kann. Ihre Augen liegen sehr nahe aneinander; ihre Lippen sind dick; die Oberlippe ist lang. Ihr Gesicht ist über den Backen breit; Stirn und Kinn sind in der Mitte spitz und ihr ganzes Gesicht hat daher weniger die Gestalt eines Ovales (wie bei andern Menschen) als die eines verschrobenen gleichseitigen Vierecks.

Die Chinesen haben ein breites, rundes Gesicht, kleine geschlitzte Augen, denen der Kalmücken in der Form ähnlich, lange Augenwimper, kleine Nase, vorspringende Backenknochen uud kurze Oberlippe.

Lappländer sind klein von Körperbau und haben eine eigenthümliche, nach unsern Schönheitsbegriffen, entschieden häßliche Phy-

---

*) Die Botokuden und andere wilde Völkerschaften, welche ihre Schädelbildung oder ihr Gesicht auf künstliche Weise absichtlich entstellen, können hier nicht in Betracht kommen.

siognomie, in welcher sich die Wildheit ihrer Sitten deutlich ausprägt. Ihnen ähnlich, und allem Anscheine nach, mit ihnen von gleicher Race sind die Samojeden, die Ostiaken, die Grönländer und die Esquimaux. Alle diese Völker haben ein breites und flaches Gesicht, eine platte Stumpfnase, einen gelbbraunen, sich dem Schwarzen nahenden Augapfel, gegen die Schläfe zu gezerrte Augenlider, außerordentlich vorstehende Backenknochen, einen sehr großen Mund, einen sehr schmalen Untertheil des Gesichtes, dicke, aufgeworfene Lippen, eine dünne Stimme, schwarze, glatte Haare und schwarzbraune Haut. Sie sind klein, untersetzt, mager, und 4 bis höchstens 4½ Fuß groß.

Bei den tatarischen Völkerschaften ist der obere Theil des Gesichtes sehr breit und die Haut sogar schon in der Jugend runzlig, die Nase ist kurz und dick, die Augen sind klein und liegen tief in ihren Höhlen, die Backenknochen springen stark vor, der untere Theil des Gesichtes ist schmal, das Kinn lang und vorstehend, der Oberkiefer springt zurück, die Zähne sind lang und stehen einzeln; lange Augenwimper bedecken ihre Augen und die Augenlider sind schmal; ihr Gesicht ist flach, ihre Gesichtsfarbe schwarzbraun, in das Olivenfarbige übergehend; ihre Haare sind schwarz. Ihr Wuchs ist mittelgroß, ihr Körper aber stark und kräftig; sie haben nur wenig Bart und dieser steht, wie bei den Chinesen, borstenartig und vereinzelt; sie haben dicke Hüften und kurze Beine.

Die Bewohner der Küste von Neuholland sind von allen menschlichen Geschöpfen die elendesten und die, welche dem Thiere am Nächsten stehen. Sie sind groß, gerade gewachsen und schlank; ihre Glieder sind lang und dünn; ihr Kopf ist dick, die Stirn rund, die Augenbrauen dicht; ihre Augenlider sind beständig halb geschlossen, eine Gewohnheit, die sie schon in ihrer Kindheit annehmen, um sich gegen die Moskito's zu schützen; da sie die Augen nie ganz öffnen, vermögen sie nicht in die Ferne zu sehen, außer wenn sie den Kopf hinten überlegen, als wollten sie nach einem über ihnen befindlichen Gegenstande blicken. Sie haben eine dicke Nase, dicke Lippen und einen großen Mund. Man vermuthet, daß sie sich die beiden untern Mittelzähne ausreißen, denn diese fehlen sowohl den Männern, wie den Weibern und den Kindern. Sie haben gar keinen

Bart; ihr Gesicht ist lang und hat ein sehr widerliches Ansehn; nicht ein einziger Zug desselben kann uns gefallen. Ihre Haare sind nicht lang und glatt, wie bei den meisten Hindu's, sondern kurz, schwarz und kraus, wie bei den Negern Guinea's.

Bei der schwarzen Race giebt es eben so viele Verschiedenheiten, wie bei der weißen. Die Neger Guinea's sind sehr häßlich und haben einen unerträglichen Geruch; die von Sofala und Mozambique dagegen sind schön und haben jenen Geruch keineswegs. Die Schwarzen müssen daher in mehre Racen getheilt werden und man kann als deren Typen die Neger und die Kaffern bezeichnen. Diese beiden Menschengattungen gleichen sich mehr durch die Farbe, wie durch die Züge ihres Gesichtes; ihre Haare, ihre Haut, der Geruch, den sie aushauchen, ihre Sitten und ihr Charakter sind ebenfalls sehr verschieden.

Die Hottentotten sind keine wirklichen Neger, sondern bilden den Uebergang zu den Weißen, wie die Mauren den Uebergang zu den Schwarzen. Uebrigens sind die Hottentotten Halbwilde. Ihre Nase ist sehr flach und breit; ihre Lippen sind außerordentlich dick, besonders die Oberlippe; ihre Zähne sind sehr weiß, die Augenbrauen dicht, der Kopf ist dick, der Körper mager, die Glieder sind dünn.

Die wilden Stämme Canada's sind ziemlich groß, stark, kräftig und nicht häßlich; sie haben sämmtlich schwarze Haare und schwarze Augen, sehr weiße Zähne, eine schwarzbraune Haut, wenig Bart und beinahe kein einziges Haar an den verschiedenen Theilen des Körpers, den Kopf allein ausgenommen.

Die Amerikaner zeichnen sich durch die Eigenthümlichkeit aus, daß die Augenbrauen den Meisten, der Bart Allen mangelt. Als eine auffallende Abweichung unter ihnen kann man die Alkomstaner bezeichnen, welche von hohem Wuchse sind, scharf ausgeprägte Züge, nicht den geringsten Bart, schön geschnittene Augen mit bläulichem Sterne und blonde Haare haben.

Die Peruaner sind nicht sehr groß, aber ziemlich wohlgebaut, obgleich sie untersetzt sind. Man findet bei ihnen aber eine außerordentliche Menge von Mißgeburten und Verkrüppelungen. Merkwürdig ist übrigens die wahre Wuth der amerikanischen Völker-

schaften, ihren Körper oder wenigstens irgend einen Theil desselben, zu entstellen. Keine einzige derselben, welche nicht den Lippen, den Ohren oder dem Schädel eine andere Gestalt, als die von der Natur ihnen verliehene, zu geben trachtete.

Die Mongolen und die andern Völker der indischen Halbinsel, gleichen den Europäern sowohl im Wuchse, als in den Gesichtszügen, weichen aber von denselben durch die Farbe mehr oder minder ab.

Die nördlich von der Mongolei und Persien wohnenden Völker, als: die Armenier, die Türken, die Georgier, die Mingrelier, Circassier und Griechen, sowie alle Völkerschaften Europa's, gelten für die schönsten Menschengattungen der Erde, und der großen Entfernungen zwischen den Wohnsitzen derselben ungeachtet, herrscht doch zwischen ihnen eine entschiedene Aehnlichkeit.

Der Merkwürdigkeit wegen wollen wir hier, diese Gallerie der Nationalitäten beschließend, noch das Urtheil anführen, welches ein neuerer französischer Physiognomoniker, Herr Alexander David, dessen Schrift wir mehrmals als Hülfsmaterial zu Rathe gezogen, über uns Deutsche fällt. Mögen wir demselben auch keineswegs unbedingt beistimmen, so liegt darin doch jedenfalls Vieles, was nicht nur mancher Deutsche als Individuum beherzigen könnte, sondern was auch die ganze deutsche Nation einer ernsten Prüfung unterwerfen sollte.

„Der Deutsche schämt sich, nicht Alles zu wissen; der Gedanke, für unwissend gehalten zu werden, erschreckt ihn, und gleichwohl giebt seine Zurückhaltung ihm oft das Ansehn eines Dummkopfes. Er ist stolz auf ein gründliches Urtheil und auf reine Sitten. Er ist ein vortrefflicher Soldat und unter allen Europäern vielleicht der Gelehrteste. Er ist erfindungsreich, aber er brüstet sich damit so wenig, daß Fremde sich die Ehre seiner Erfindungen Jahrhunderte lang anmaßten, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Sein Gesicht macht aus der Ferne nicht den Eindruck eines Frescogemäldes, sondern will in der Nähe studirt sein. Seine Gutmüthigkeit und sein Wohlwollen werden oft durch ein mürrisches Wesen verschleiert, und es ist eine große Aufmerksamkeit erforderlich, um die Mannichfaltigkeit seiner Züge aufzufassen. Er ist schwer in Aufregung zu bringen und spricht von sich selbst nur mit dem Glase

in der Hand. Selten kennt er sein eigenes Verdienst und ist ganz überrascht, wenn man es an ihm entdeckt. Aufrichtigkeit, Arbeitsliebe und Verschwiegenheit bilden die Hauptzüge seines Charakters. Geist ist nicht seine Sache, aber er nährt sich von Gefühlen. Moralische Schönheit ist der Firniß, unter dem er alle Werke der Kunst erglänzen sehen möchte; daraus entspringt seine außerordentliche Nachsicht gegen so viele Ungeheuer, welche diese Maske tragen. Sein episches, wie sein lyrisches Talent verfolgen eine öde Straße, auf welcher er sich durch rosige Phantome irre führen, selten aber durch lichtstrahlende Erscheinungen leiten läßt. Mäßig in den Genüssen der Güter dieses Lebens hat er wenig Neigung zur Sinnlichkeit und flieht alle Excesse. Auf der andern Seite aber ist er immer schroff, abgezirkelt und minder gesellig, wie seine Nachbarn."

§. 5.

Von der Physiognomie der Familien.

Wie in den Familien der Völker, so giebt es auch in vielen Familien der Individuen eine denselben ausschließlich, oder wenigstens vorzugsweise zustehende Eigenthümlichkeit der Physiognomie, welche sich durch erbliche Aehnlichkeit der Gesichtszüge ausspricht, so daß man auf den ersten Blick die Mitglieder dieser Familie zu erkennen vermag. Und nicht bloß das Aeußere zeigt diese Familien-Physiognomie, sondern sie erstreckt sich auch über den Charakter, die Anlagen und Fähigkeiten des Geistes und der Seele.

Auch da, wo sich die Verwandtschaft zwischen Eltern und Kindern und, bei weiterer Ausdehnung, zwischen Vorfahren und Nachkommen, nicht so entschieden in den Gesichtszügen ausspricht, werden sehr oft die geistigen und moralischen Eigenschaften, Schwächen und Vorzüge von den Eltern auf Kinder und Kindeskinder übertragen.

Das genaue Verhältniß zu ermitteln, in welchem die Uebertragung von Vater und Mutter, oder von einem derselben vorherrschend herrührt, bleibt ferneren Forschungen und Beobachtungen überlassen; was man bisher im Allgemeinen als ungefähre Regel festgestellt hat, fassen wir hier in dem Folgenden kurz zusammen,

geben indeß gern zu, daß hier noch öfter, wie anderwärts, Ausnahmen von den aufgestellten Regeln vorkommen mögen.

Natürlich scheint es zu sein, daß die Mutter, bei der ersten Empfängniß mit dem Vater gleichbetheiligt, auf das werdende Geschöpf eine größere Einwirkung übt, da sie dasselbe so lange aus ihrer eigenen Substanz nährt, während der Vater aus der seinigen nur den befruchtenden Keim hergab. Daher läßt es sich denn auch erklären, daß Kinder, deren Mutter Verstand besaß, einen hohen Grad des Verstandes entwickeln, selbst, wenn der Vater in hohem Grade dumm oder einfältig war.

Besitzt der Vater natürliche Herzensgüte, so werden die Kinder in der Regel löbliche Anlagen besitzen; wenigstens werden dann auch die Kinder beinahe immer ein gutes Herz haben.

Ist der Vater gut, so pflegen die Söhne gewöhnlich von ihm den moralischen Charakter zu erben, sowie von der Mutter den geistigen; die Töchter dagegen erben eher den Charakter der Mutter.

Wer die Aehnlichkeit zwischen den Eltern und den Kindern erkennen will, muß die Letzteren eine oder zwei Stunden nach ihrer Geburt betrachten; dann bemerkt man leicht, wem das Kind rücksichtlich der Grundlinien der Gesichtszüge ähnlich ist. — Diese ursprüngliche und so wahre Aehnlichkeit verwischt sich für gewöhnlich sehr bald und tritt dann oft erst nach mehren Jahren wieder hervor, oft auch nicht früher als im Tode.

Man hat gar oft darüber gelacht und gespottet, daß die Hebammen ein neugebornes Kind dem Vater für ähnlich erklärten, und darin nichts erblickt, als die Absicht, demselben mit seiner Vaterschaft zu schmeicheln; nichtsdestoweniger aber ist diese Aehnlichkeit der Kinder unmittelbar nach ihrer Geburt eine durch zahlreiche Beobachtungen bestätigte Wahrheit.

Wenn die Kinder bei zunehmendem Alter ihren Eltern im Aeußern immer ähnlicher werden, so läßt sich das mit gleichem Rechte hinsichtlich des Charakters behaupten. — Obgleich der Charakter der Kinder, ungeachtet ihrer physischen Aehnlichkeit untereinander, oft wesentlich von dem ihrer Eltern abzuweichen scheint, oder merklich abweicht, so wird man bei gründlicherer Forschung doch in den meisten Fällen finden, daß diese moralische Unähnlichkeit von äußeren

Wirkungen herrührt; und sehr oft werden diese letztern mit der Zeit durch die physische Aehnlichkeit wieder verdrängt.

Von dem Vater wird die Festigkeit und die Art — nicht die Form — der Knochen und der Muskeln auf die Kinder vererbt; von der Mutter rührt die Art der Nerven her, und ebenso die Form des Gesichts, vorausgesetzt, daß ihre Einbildungskraft und ihre eheliche Liebe in den Zügen ihres Mannes lebendig wurzeln.

Gewisse Gesichtsformen der Kinder scheinen die Aehnlichkeit mit beiden Eltern in sich zu vereinigen. In diesem Falle übt das Uebergewicht der Liebe des Vaters oder der der Mutter und der mehr oder minder innige Verkehr mit Einem von Beiden einen sehr wesentlichen Einfluß.

Alle Muttermale oder sonstige Phänomene entspringen aus der Einbildungskraft der Mutter. — Die Kinder gleichen mehr dem Vater, wenn die Mutter mit ihrer Liebe oder ihrer Ergebenheit für den Vater eine glühende Einbildungskraft verbindet.

Gewisse Formen und Züge des Gesichtes bestehen sehr lange, andere verwischen sich leicht und schnell. Die schönsten, wie die häßlichsten Gesichter der Väter bestehen nicht die längste Zeit bei den Söhnen; auch unbedeutende Gesichter dauern in den Familien nicht lange. Die größern, wie die kleinern Formen übertragen sich am Leichtesten und währen am Längsten fort.

Eltern mit kleiner Nase haben beinahe ohne Ausnahme Kinder mit großer Nase. Hat der Vater oder die Mutter eine sehr dicke Nase, so wird diese sich auch bei einem der Kinder zeigen, und eine solche Nase pflanzt sich in der Familie fort, besonders, wenn sie von der weiblichen Linie herrührt. Vielleicht läßt sie sich mehre Jahre hindurch nicht bemerken, allein früher oder später tritt sie doch hervor; ganz gewiß aber geschieht dieß wenige Tage vor dem Tode.

Hat die Mutter sehr feurige Augen, so kann man ziemlich fest überzeugt sein, daß beinahe alle Kinder sie erben werden; denn die Einbildungskraft einer Mutter spiegelt sich voll Liebe in ihren eigenen Augen. Die Physiognomonik muß daher auch mehr auf die Augen als auf die Nase achten.

Eine niedrige und gewölbte Stirn wird gewöhnlich vererbt, jedoch ohne sich lange in der Familie zu erhalten.

Es ist eine entschiedene, aber unerklärliche Thatsache, daß die scharf ausgeprägten physiognomischen Züge sehr fruchtbarer Personen ohne ähnliche Nachkommenschaft verschwinden, während dagegen minder ausgeprägte oft nie verschwinden.

Die Aehnlichkeit mit dem Vater oder der Mutter verschwindet oft vollständig bei den Kindern, tritt aber bei den Kindern dieser Kinder auf eine merkwürdige Weise wieder hervor.

Von den verschiedenen Temperamenten vererbt sich keines so leicht, wie das sanguinische; mit diesem ist die Leichtfertigkeit des Charakters verbunden, und ist diese einmal in eine Familie eingedrungen, so bedarf es unendlicher Anstrengungen, sie wieder aus derselben zu vertreiben.

Das melancholische Temperament des Vaters wird sehr leicht dadurch vererbt, daß die Mutter eben diese Vererbung fürchtet. Dieß findet besonders dann Statt, wenn die Mutter in einem entscheidenden Augenblicke — von dieser Furcht ergriffen wird.

Ist das cholerische Temperament durch den Vater und die Mutter zugleich einer Familie eingeimpft, so können Jahrhunderte vergehen, bevor es wieder daraus verschwindet.

Das phlegmatische Temperament wird schwerer übertragen, selbst wenn es das beider Eltern ist; denn es giebt Lebensmomente, in denen selbst der Phlegmatische in Aufregung kommt und in welche er alle Kraft seiner Seele legt; was er in solchen Momenten schafft, empfängt eine dauernde Einwirkung des augenblicklichen Einflusses.

Nichts wird so leicht auf die Kinder übertragen, als Thätigkeit und Fleiß; rühren diese aus der Organisation eines Ehepaares her, so können viele Generationen vergehen, ehe sie wieder aus der Familie verschwinden.

Jemehr wahre Liebe in den Herzen der Eltern herrscht, jemehr diese Herzen von Sanftmuth, reiner Zuneigung und Treue erfüllt sind, um desto mehr werden diese Eigenschaften auch auf ihre Nachkommen übergehen.

Alles das in diesem Paragraphen Gesagte gilt mehr oder weniger nur in dem Falle, daß die Mütter zugleich auch die ersten Ernährerinnen ihrer Kinder waren; denn vielfältige Erfahrung hat gezeigt, daß die Muttermilch — und folglich ebenso auch die Ammen-

milch — einen ungemeinen Einfluß auf die Charakterentwickelung der Kinder äußert. Der Physiognomoniker wird daher in das Reich seiner Beobachtungen und Schlüsse auch den Umstand zu ziehen haben, ob ein Kind durch die Brust der eigenen Mutter, oder durch die einer Fremden die erste Nahrung empfing; denn ist das Letztere der Fall, so kann es leicht geschehen, daß die Züge des Gesichtes von der Mutter herrühren, daß ihre Zeichen aber durch den von der Amme übertragenen Charakter Lügen gestraft werden.

§. 6.

Von der physiognomischen Aehnlichkeit zwischen Menschen und Thieren.

Schon Aristoteles hat auf die Aehnlichkeit aufmerksam gemacht, welche die Physiognomie manches Menschen mit der eines oder des andern Thieres hat, und daraus den Schluß gezogen, daß diese physiognomische Aehnlichkeit auch mit einer gewissen Charakterähnlichkeit zwischen dem Menschen und dem Thiere verbunden werde.

Porta baute auf dieser Grundlage weiter und suchte die Sache durch die Zusammenstellung von Menschen- und Thierköpfen anschaulich zu machen. Wir sind indeß mit Lavater selbst der Meinung, daß die Aehnlichkeit, welche oft zwischen Menschen und einem oder dem andern Thiere besteht, unläugbar und in vielen Fällen sogar grell in die Augen springend ist, daß aber sehr häufig auch eine außerordentlich lebhafte Phantasie dazu gehört, um die von Einzelnen behauptete Aehnlichkeit herauszufinden, daß aber ganz besonders durch die anerkannte Aehnlichkeit der Physiognomie die damit zugleich bestehende Aehnlichkeit der Charaktere noch keineswegs erwiesen ist. Vielleicht gelingt es den fortgesetzten Beobachtungen der Wissenschaft mit der Zeit, die Beweise für diese Aehnlichkeit durch Aufstellung zahlreicher Beispiele zu liefern; vielleicht wäre es sogar dem Fleiße und der Beharrlichkeit eines Forschers möglich, diese Beweisführung schon jetzt zu liefern, wenn er durch die Physiognomie und den Charakter bekannter Persönlichkeiten,

über welche die Geschichte ein anerkanntes und fest begründetes Urtheil gefällt hat, vermittelst einer Zusammenstellung mit Thieren von ähnlicher Physiognomie darthäte, daß der erwiesene Charakter dieser Thiere (sofern diese Bezeichnung überhaupt zulässig ist) ebenfalls mit dem Charakter des Menschen übereinstimmt, oder wenigstens einige Aehnlichkeit mit demselben hat.

Einen solchen Beweis hat indeß Porta durch seine Zusammensetzungen von Menschen- und Thierköpfen um so weniger geliefert, da er dazu nicht Porträts wählte, sondern nur Phantasieköpfe. Wer aber würde leugnen wollen, daß bei der ungeheuern Beweglichkeit und Verschiedenartigkeit der menschlichen Physiognomie der Künstler, ohne seine Erfindungsgabe sonderlich anzustrengen, solche Zusammenstellungen menschlicher Gesichtszüge ersinnen kann, daß sie die auffallendste Aehnlichkeit mit einem oder dem andern Thiere haben. Ob ein Mensch mit gerade einem solchen Gesichte schon jemals existirt hat, braucht ihn dabei nicht zu kümmern; würde aber ein solches Individuum wirklich entdeckt, so fehlte noch immer der Beweis, daß die Aehnlichkeit des Aeußern mit einer entsprechenden Aehnlichkeit des Innern verbunden ist.

Dennoch läßt es sich nicht ganz in Abrede stellen und die meisten Menschen von reicher Erfahrung werden in ihrem Leben mehrmals Gelegenheit gehabt haben, das durch ihre eigenen Beobachtungen oder Erlebnisse zu bestätigen, daß solche Menschen, welche von irgend einem Thiere einen charakteristischen Zug in ihrem Gesichte tragen, mit eben demselben auch durch irgend einen Zug ihres Charakters Aehnlichkeit haben.

Dadurch darf sich aber der Physiognomoniker bis jetzt noch nicht bestimmen lassen, solche vereinzelte und zum Theil sogar noch keineswegs hinlänglich bemerkbare Aehnlichkeitsfälle zu einer Regel zu erheben; und gewiß würde man manchem Menschen mehr oder minder Unrecht thun, sich selbst aber einer größern oder geringern Täuschung aussetzen, wollte man auf solche Aehnlichkeiten im Aeußern sein Urtheil über den innern Menschen begründen.

Man hat sich vielfach und mit größerem oder geringerem Erfolge bemüht, darzuthun, daß sowohl die Physiognomie als der Charakter dieses oder jenes Thieres einzelne Züge der menschlichen Physiogno-

mie oder des menschlichen Charakters haben. Mag es sein, ja wir geben dieß sogar vollkommen zu; allein was ist dadurch in Beziehung auf die Wissenschaft der Physiognomik, sei es für, sei es gegen dieselbe, bewiesen, sobald nicht diese beiden Arten der Aehnlichkeit bei einem und demselben Menschen und dem ihm ähnlich sein sollenden Thiere zusammenfallen?

§. 7.

Von der Physiognomie, den charakteristischen Kennzeichen und der Bedeutung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers.

Es ist eine von Gelehrten, wie von Laien anerkannte Thatsache, daß die verschiedenen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen sowohl, als die Eindrücke, die er von Außen empfängt, sowie die Gefühle und Leidenschaften, welche durch diese äußern Eindrücke erregt werden, sich auch auf verschiedene Weise durch die Physiognomie des Menschen offenbaren. Jeder Theil des menschlichen Körpers, oder mehre derselben im Verein, hat daher, sei es im Zustande der Ruhe, sei es durch die Veränderungen, die sich daran wahrnehmen lassen, irgend eine besondere Bedeutung; auf die richtige Erkennung und Auslegung dieser Zeichen kommt es nun bei der Physiognomonik ganz besonders an, ja darin besteht sogar ihr eigentlichstes Wesen; wir müssen daher die größte Aufmerksamkeit auf diese Zeichen und Bedeutungen der einzelnen Organe lenken, die wir hier folgen lassen.

A. Von dem Kopfe und dem ganzen Gesichte.

Der Kopf, und an dem Kopfe wieder das Gesicht, ist für den Physiognomoniker der wichtigste Theil des menschlichen Körpers; für den Phrenologen dagegen, den thätigsten und bedeutendsten Mitarbeiter des Physiognomonikers zu den Einblicken in den innern Menschen, ist der Schädel oder Hinterkopf von größerer Bedeutung.

Der Kopf ist der edelste Theil des ganzen Körpers und er verdient dieses Vorrecht, da er der Hauptsitz des Geistes, der Mittelpunct aller intellectuellen Fähigkeiten des Menschen ist.

Der Kopf muß im normalen Verhältnisse zu den übrigen Theilen des Körpers stehen. Ist er zu groß, so bedeutet dieß plumpe Stupidität; ist er zu klein, so bezeichnet er Schwäche und Albernheit.

Selbst bei richtigem Verhältnisse der Größe darf der Kopf weder zu rund noch zu lang sein. Je vollkommener er ist, auf desto größere Vollkommenheiten seines Besitzers läßt er schließen.

Das Gesicht theilt Lavater in drei Haupttheile. Der erste geht von der Stirn bis zu den Augenbrauen; der zweite von den Augenbrauen bis zu der Nasenspitze; der dritte von der Nasenspitze bis zur Spitze des Kinns. Je größer und in die Augen springender die Symmetrie dieser drei Theile unter sich und für jeden einzelnen ist, um desto sicherer kann man Geistesschärfe und einen geregelten Charakter annehmen.

Will man nun die Züge eines Gesichtes studiren, so muß man sich, um die verschiedenen Theile in ihren Dimensionen mit einander zu vergleichen, eines biegsamen Maßes bedienen, weil nicht die gerade Linie über die Verhältnisse entscheidet, sondern auch die Biegungen der Linien mit gemessen werden müssen; sodann muß man die Verhältnisse der einzelnen Theile vergleichen; die Formen und das Ebenmaß prüfen; die Prüfung nach den perpendiculären Linien der genannten drei Abtheilungen vornehmen; den Ausdruck der hervorstechendsten Züge aus einiger Entfernung untersuchen; die äußeren Umrisse des ganzen Gesichtes und endlich die Linien des Profils in Erwägung ziehen. Auch muß man bei der Prüfung das Gesicht so drehen, daß man von demselben nichts als die Augen und die Backenknochen sieht.

Ein Gesicht, dessen Züge entweder sehr scharf, oder sehr zart sind, beurtheilt man am Besten im Profile; theils weil es der Verstellung weniger Macht verleiht, theils weil die Umrisse dabei schärfer, deutlicher, charakteristischer hervortreten.

Ein schönes Profil bezeichnet einen ausgezeichneten Charakter, dieser kann indeß auch außerdem bestehen.

Nach Albertus Magnus zeigt ein fleischiges Gesicht Jovialität, Munterkeit des Geistes und Lebenslust an, aber zugleich auch Eitelkeit, Unbeständigkeit und schlechtes Gedächtniß.

Ein kleines, rundes Gesicht verräth meistens Dummheit, Schwäche und Mangel an Geistesgegenwart.

Ein rothes, aufgedunsenes Gesicht läßt auf einen sehr sinnlichen Menschen schließen.

Ein langes Gesicht mit hervorspringenden Knochen deutet auf einen streitsüchtigen Charakter, Strenge und Klugheit.

Ein mageres, blasses Gesicht verräth Schwäche, Leichtsinn und Neigung zu Ausschweifungen; oft auch Stolz und Neid.

B. Von den Haaren.

Weiche und glatte blonde Haare bedeuten Friedfertigkeit, das Streben, sich beliebt zu machen und dabei Mangel an Festigkeit.

Kurze, gekräuselte schwarze Haare deuten auf Muth und Kraft. Wer solche Haare hat, ist oft streitsüchtig und schalkhaft.

Eine große Fülle von Haaren auf der Stirn und an den Schläfen sind ein Zeichen von Stolz, Eitelkeit, Prahlsucht und Unfreundlichkeit. Dicke, starre Haare bezeichnen Neigung zu Ausschweifungen und schlechte Sitten.

Rothe Haare lassen auf Neid, Falschheit und Tücke schließen; wo aber diese Eigenschaften sich nicht finden, da sind rothe Haare gewöhnlich mit einem guten Herzen gepaart.

Schwarze Haare bezeichnen im Allgemeinen Entschlossenheit, Kraft und körperliche Anlagen.

Kastanienbraune Haare findet man bei den meisten Menschen von ausgezeichnetem Genie.

Schon in der Jugend weißliche Haare lassen auf Geschwätzigkeit und Leichtsinn schließen.

Der Haarwuchs steht im Allgemeinen zwar im innigen Zusammenhange mit der Beschaffenheit der Haut und deutet daher mehr auf physische Eigenschaften; allein dennoch und sogar eben deßhalb, dient er dem gebildeten Beobachter auch zur Beurtheilung und Erkennung der moralischen.

Bei den Schlüssen, welche man aus den Haaren ziehen will, achte man auf ihre Länge; auf ihre Menge und die Art, wie sie gepflanzt sind; auf ihre Beschaffenheit, d. h., ob sie weich, glatt, rund, starr oder gekräuselt sind; auf ihre Farbe.

Kurze, schlechte oder schlecht geordnete Haare, oder solche, die in kleinen, ungefälligen Locken herabfallen, sind selten mit hervorragenden oder bessern Eigenschaften gepaart, besonders, wenn sie hart und dunkelbraun sind.

Ein günstiges Vorurtheil dürfen die Haare erwecken, welche goldgelb sind, oder in das Bräunliche fallen, dabei einen milden Glanz haben und sich leicht kräuseln lassen.

Schwarze, glatte, dicke und harte Haare lassen auf wenig Geist schließen, deuten indeß Fleiß und Ordnungsliebe an. Dünne schwarze Haare mit halb kahlem Kopfe, dessen Stirn hoch und gewölbt ist, verrathen einen gesunden Verstand, richtige Urtheilskraft, aber Mangel an Erfindungsgeist, Einbildungskraft und Witz.

Ein auffallender Widerspruch in der Farbe des Kopfhaares und der der Augenbrauen ist geeignet, Mißtrauen einzuflößen.

C. Von der Stirn.

Die Stirn darf mit gutem Grunde als der wichtigste Theil des menschlichen Gesichtes betrachtet werden; sie ist deßhalb auch von Lavater das Thor der Seele und der Tempel der Schamhaftigkeit genannt worden. Schriftsteller des Alterthums haben der Stirn sogar eine solche Wichtigkeit beigelegt, daß sie meinten, sie allein reiche hin, den ganzen Charakter des Menschen zu beurtheilen, und nicht nur dessen Vergangenheit zu erkennen, sondern auch sogar sichere Schlüsse auf seine Zukunft zu ziehen.

Will man sich indeß auch keiner Uebertreibung schuldig machen, so muß man dennoch zugeben, daß die Stirn der Sitz der Heiterkeit, der Freude, der Besorgnisse, des Kummers, der Albernheit und des Genie's, der Dummheit und des Geistes, der Unwissenheit und der Gelehrsamkeit, des Nachdenkens und der Gedankenlosigkeit, der Bosheit und der Güte ist.

Die Stirn verdient daher unter allen Theilen des Gesichtes eine ganz besondere Aufmerksamkeit, und erfordert das eifrigste Studium, denn aus ihr offenbaren sich vorzugsweise und am Unverkennbarsten alle Eindrücke der Seele, alle Leidenschaften und Gefühle.

Man kann im Allgemeinen drei Hauptarten von Stirnen annehmen: Nach hinten gebogene, — grade sich senkende oder perpenpendiculäre, — vorspringende.

Die vorzüglichsten charakteristischen Kennzeichen der Stirn sind folgende:

Eine hohe Stirn bedeutet einen umfassenden Geist, dem es aber an Thatkraft mangelt.

Eine gedrängte, niedrige Stirn verräth einen festen, soliden Charakter.

Gebogene Linien verrathen einen milden Charakter; sind die Linien gerade, so ist der Charakter fest.

Eine Stirn, welche ganz senkrecht von den Haaren bis zu den Augenbrauen herabfällt, ist das Zeichen gänzlichen Mangels geistiger Fähigkeiten.

Ist eine solche senkrechte Stirn in ihrem obern Theile gewölbt, so ist sie das Zeichen kalter, tiefer Ueberlegung.

Eine gerade, schräg liegende Stirn deutet auf Gewaltthätigkeit und einen lebhaften Geist.

Eine Stirn von edler Wölbung, welche sich dadurch auszeichnet, daß sie zwischen den Augenbrauen eine einfache oder doppelte senkrechte Linie hat, verräth Zuverlässigkeit, Klugheit und einen männlichen Charakter. Bei dem weiblichen Geschlechte ist eine solche Stirn das Zeichen der Tugend, Rechtschaffenheit und Seelengröße, des Stolzes einer Königin, gepaart mit der mildesten Bescheidenheit.

Eine solche Stirn, welche in der Mitte, höher oder niedriger, eine Vertiefung zeigt, verräth Schwäche.

Eine ganz glatte Stirn ohne Erhöhungen oder Vertiefungen deutet auf einen gemeinen Menschen mit mittelmäßigen Geistesgaben, arm an Gedanken und ohne alle Erfindungsgabe.

Eine bedeutend vorspringende Stirn bedeutet Schwäche und Dummheit.

Ein über den Augenhöhlen vortretendes Stirnbein ist gepaart mit großem Scharfsinn und einer besondern Befähigung zu solchen Unternehmungen, die zu ihrer glücklichen Durchführung großer Klugheit bedürfen.

Fehlt dieses Vortreten, so deutet das auf entschiedenen Verstand, vorausgesetzt, daß die Augenbrauen horizontal liegen, daß die Stirn sich senkrecht an dieselben anschließt, und daß sie zu beiden Seiten der Schläfe leicht gewölbt sei.

Eine zurückliegende Stirn deutet Einbildungskraft, Geist und Zartgefühl an.

Eine Stirn, die beinahe senkrecht, aber etwas vornüber geneigt ist und sich in dieser geraden Linie nicht unmittelbar an die Nasenwurzel anschließt, dabei niedrig, schmal und faltig ist, verräth schwache geistige Mittel, wenig Verstand, Mangel an Einbildungskraft und Gefühl.

Eine Stirn, welche mit eckigen Vorsprüngen und Knoten bedeckt ist, verräth eine außerordentliche Thätigkeit und eine ganz unerhörte Hartnäckigkeit.

Eine Stirn, welche in ihrem Profile zwei Wölbungen zeigt, deren untere größer ist, läßt auf einen gesunden, klaren Verstand und auf eine kräftige Constitution schließen.

Eine runde, oben vorspringende, unten aber gerade und im Ganzen senkrechte Stirn ist gepaart mit Geist, Lebhaftigkeit, Reizbarkeit, Gewaltthätigkeit und Kälte des Gefühls.

Eine eckige, an der Seite sehr gespannte Stirn, mit starkem Stirnbeine über den Augenhöhlen deutet auf Zuverlässigkeit und Klugheit.

Eine schön gewölbte Stirn deutet auf Größe und Genie, verdeckt aber zuweilen Albernheit und Mittelmäßigkeit, wenn die Augenbrauen mangeln oder verworren sind.

Gewölbte Stirnen sind im Allgemeinen das Eigenthum des Weibes und deuten bei diesem auf klare Anschauungsweise und hellen Verstand.

Eine große Ader in der Mitte einer schön geformten und offenen Stirn, welche gewölbt und ohne Runzeln ist, deutet auf ungewöhnliches Talent, sowie auf einen edlen und enthusiastischen Charakter.

Eine niedrige, runzlige, knotige, unregelmäßige, an der Seite niedergedrückte Stirn fordert zum Mißtrauen auf.

Eine Stirn, in welcher sich gerade und gebogene Linien auf eine glückliche Weise mit einander vereinigen und unmerklich ineinander verlaufen, ist das Zeichen wahrer Weisheit.

Das entschiedene und gefällige Vorspringen eines gewölbten Stirnbeines über den Augenhöhlen ist das Zeichen eines großen und edlen Charakters.

Eine lange Stirn, deren stark gespannte Haut selbst bei der größten Aufregung nicht eine einzige Falte zeigt, verräth Kälte, Spottsucht, Hartnäckigkeit, einen argwöhnischen, kriechenden, anspruchsvollen und rachsüchtigen Charakter.

Eine Stirn mit senkrechten, sehr analogen Falten bezeichnet großen Fleiß und eine entschiedene Thatkraft; horizontale Falten dagegen, welche in der Mitte entweder nach oben oder nach unten auslaufen, deuten auf Sorglosigkeit und Schwäche.

Eine Stirn mit schrägen Falten, besonders wenn diese gleichlaufend sind, sind ein untrügliches Zeichen von einem kleinlichen Geiste, von Falschheit und einem argwöhnischen Charakter.

Eine Stirn mit Falten, welche sich bei der geringsten Bewegung senken, deuten geistige Schwäche an; bleiben die Falten fest, oder sind sie sehr tief, besonders aber schräg und weit nach unten gesenkt, so sind sie das unfehlbare Zeichen der Trägheit und Dummheit, gepaart mit Kleinlichkeit und Geiz.

Vereinigt sich eine vorstehende Stirn mit einem länglichen Gesichte und einem spitzen Kinne, so bedeutet sie Albernheit und geistige Schwäche.

Eine Stirn mit starken Knochen verräth eine zänkische Natur; ist sie außerdem noch fleischig, so kommt Grobheit hinzu.

Eine breite, viereckige Stirn, mit einem offenen Blick vereinigt, deutet auf Einsicht und Muth.

Stirnen, welche oben faltig, unten aber glatt sind, verrathen Beschränktheit.

Bei alle dem, was über Falten und Runzeln gesagt worden, ist, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß sie zwar erst im Alter scharf hervortreten und dauernd werden, daß sie indeß schon

[illegible] angedeutet sind und bei Affecten für den schärferen Beobachter sichtbar werden.

Eine senkrechte Stirn, welche zugleich hoch und breit ist, verkündet Kraft und Unternehmungsgeist. Napoleon und Wallenstein sind Belege dafür.

Eine Stirn, die sich mehr nach hinten neigt, findet man bei Künstlern und Dichtern voll Phantasie und Gefühl. Hier gilt Schiller als Beweis.

Liegt die Stirn noch flacher und beinahe in gerader Linie mit der Nase, so darf man als gewiß annehmen, daß Gefühl und Phantasie über den Verstand herrschen.

Bei Künstlern verschiedener Art zeigt sich gewöhnlich noch folgender Unterschied: Die Stirn des Malers ist voll, aber etwas zurückgehend; dabei tritt das feurige Auge stark hervor. — Bei dem Musiker liegt das Auge mehr nach innen, die Stirn ist weiter rückwärts gebogen und an beiden Seiten derselben tritt das Organ des Tonsinns hervor.

Eine Stirn, die sich stark vorbiegt, oder auffallend zurückspringt, und mit gebogener Nase und länglichem Untertheile des Gesichtes verbunden ist, deutet an, daß ihr Besitzer der Narrheit nahe steht.

D. Von den Augen und den Augenbrauen.

Besonders in dem Spiegel der Augen zeigen und verrathen sich, nächst der Stirn, die geheimsten Regungen der Seele. Dieser gehört das Auge mehr als irgend ein anderes Organ; mit ihr scheint es im innigsten Zusammenhange zu stehen. Das Auge spricht die leidenschaftlichsten Gefühle ebenso bestimmt aus, wie die sanftesten; diese verrathen sich in ihm und spiegeln sich aus ihm zurück. Das Auge empfängt und erwiedert das Licht des Geistes nnd die Wärme des Gefühles; seine Sprache ist zwar lautlos, aber dennoch deutlich und verständlich.

Große Augen, wenn sie durch die Lider zu wenig bedeckt sind, oder zu weit vortreten, deuten Trägheit, Verstandesschwäche an, oft auch dummen Stolz oder unbegründete Feindseligkeit.

Tief im Kopfe liegende Augen findet man in der Regel nur bei schlechten Menschen. Vorstehende Augen können zwar mit Geist und Herzensgüte gepaart sein, verrathen aber Hang zu Ausschweifungen und gänzliche Nichtachtung von Geld und Zeit.

Augen, welche frech umherblicken und selten zufallen, deuten auf einen Menschen, der kein Mittel scheut, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Kleine, runde Augen sind ein Zeichen von Schwäche und Leichtgläubigkeit.

Blaue Augen verrathen einen schwächeren Charakter als braune oder schwarze, dafür sind sie aber oft das Zeichen größeren Genie's oder tieferer Innigkeit der Gefühle. — Sind sie sehr hell und, im Profil gesehen, beinahe durchsichtig, so deuten sie eine große Fassungsgabe an, zugleich aber auch einen empfindlichen, schwer zu behandelnden, argwöhnischen und eifersüchtigen Charakter und Neigung zur Wollust, sowie einen hohen Grad der Neugier.

Hellblaue Augen findet man selten bei cholerischem, dagegen gewöhnlich bei melancholischem Temperament.

Blaugraue Augen, welche trübe und unbeweglich sind, lassen auf die schlimmsten Eigenschaften schließen und Menschen mit solchen Augen vermeidet man am Besten soviel als möglich.

Braune oder schwarze Augen bezeichnen im Allgemeinen einen männlichen und kräftigen Charakter und tiefen Sinn; sind schwarze Augen klein und hell funkelnd, haben sie dabei starke schwarze Augenbrauen, liegen die Augen tief, umzieht auch ein spöttisches Lächeln den Mund, so deutet dieß Schlauheit, einen tiefen Blick und leichtes Fassungsvermögen an; fehlt der spöttische Zug um den Mund, so deuten solche Augen auf tiefsinnige Kälte, Geschmack, Anmuth, aber mehr auf Neigung zu übertriebener Sparsamkeit wie zur Freigebigkeit.

Gelblichbraune Augen sind beinahe jederzeit mit Genie gepaart.

Bei cholerischem Temperamente findet man selten blaue Augen, meisten agegen braune oder grünliche. Augen von dieser letzteren Farbe sind sehr oft ein charakteristisches Zeichen der Lebhaftigkeit und des Muthes.

Augen, welche im Profile beinahe gleichlaufend mit dem Profile der Nase sind, dabei aber nicht aus dem Kopfe stehen, sich auch nicht unter den Augenlidern vordrängen, zeigen eine schwächliche Organisation und geringe Geisteskraft an.

Augen, welche bei freundlichem Ausdrucke entweder gar keine oder sehr viele Falten werfen, bezeichnen einen kleinlichen, blöden, schwachen Charakter, auch wohl völligen Blödsinn.

Große Beweglichkeit der Augen bedeutet Unbeständigkeit und Leichtigkeit des Geistes; zittert das Auge dabei, so ist das ein Zeichen von Blödigkeit, auch wohl von Mißtrauen und Falschheit.

Bewahrt das Auge einen festen Blick, mit beinahe unbeweglichen Augenlidern, so bedeutet das Dummheit; ist der Blick aber dabei belebt, Unverschämtheit.

Ein zu trocknes Auge deutet auf Härte und Rohheit des Charakters; es ist auch ein Zeichen des Geizes, des Neides und der Grausamkeit.

Feuchte Augen verrathen tiefe Empfindung, Wollust, Freigebigkeit und Wohlthätigkeit; zittert dabei der Blick, so zeigt das Liebe.

Indeß nicht immer ist Feuchtigkeit ein untrügliches Zeichen guter Eigenschaften; nur wenn damit andere Zeichen von gleicher Bedeutung zusammentreffen, darf man dem Ausspruche trauen, denn Heuchler, Betrüger, Koketten verstehen es oft, in ihrem Auge künstlich die Feuchtigkeit hervorzulocken.

Wer mit offenen Augen schläft, verräth Furcht, Angst, Geiz oder Mißtrauen.

Augen, welche zu sehr hervortreten, oder zu dick sind, vergleicht man mit denen der Ochsen oder Esel, und in der That deuten sie oft die guten oder bösen Eigenschaften dieser Thiere an. Treten sie indeß nicht zu sehr hervor, oder sind sie nicht rund, so lassen sie auf Geist, Lernbegierde und natürliche Fähigkeiten schließen. Einen Beweis dafür liefern die auf solche Weise gestalteten Augen des Sokrates, Plato und Homer.

Kleine, sehr hervortretende und trockne Augen hat man mit denen der Ottern verglichen und dann als ein sicheres Zeichen der Bosheit, der Mordbegier und sogar des Vatermordes betrachtet.

Hervortretende Augen von blauer Farbe bezeichnen Ungerechtigkeit und Unvorsichtigkeit; ist dabei das Weiße mit rothen Adern gemischt, so bedeutet es Gefräßigkeit und Neigung zum Trunke.

Große, tiefliegende Augen zeigen einen guten, sanften Charakter an; kleine, halbbedeckte dagegen verrathen Hinterlist und Betrug.

Im Allgemeinen kann man annehmen, daß alle Augen mit zu grell hervorstechenden Eigenschaften der Farbe, der Größe oder der Lage irgend einen geistigen oder moralischen Mangel andeuten, sollte dieser auch in dem Uebermaße einer an und für sich guten Eigenschaft bestehen. Auch ist der erste Eindruck, den ein Auge auf den Beschauer macht, wohl zu berücksichtigen.

Die Augenwimper haben im Allgemeinen mit den Augenbrauen den gleichen Charakter und die gleiche Bedeutung; weichen sie von den Augenbrauen ab, dann muß man sie selbstständig ebenso beurtheilen wie diese.

Beschreibt der äußerste obere Rand des Augenlides eine vollständige Kreislinie, so ist dieß der Beweis natürlicher Güte und großen Zartgefühls, zuweilen auch der eines schüchternen, beinahe kindlichen Charakters.

Augen mit langen, spitzen, horizontalen Winkeln, mit dickhäutigen, sie nur halb bedeckenden Lidern, bezeichnen Genie bei sanguinischem Temperament.

Große, offene, helldurchsichtige Augen mit scharf gezeichneten Oberlidern sind gepaart mit Scharfblick, Eleganz und Geschmack, Jähzorn, Stolz und heftiger Geschlechtsliebe.

Augen, welche, wenn sie weit geöffnet, oder doch wenigstens nicht zusammengekniffen sind, einen länglichen und sehr spitzen Winkel gegen die Nase bilden, verrathen beinahe ausschließlich sehr urtheilsfähige oder sehr feine Personen.

Große Augen, welche unter dem Augapfel viel Weißes haben, gehören dem phlegmatischen und dem sanguinischen Temperamente an; bei dem ersten indeß sind sie matt und unbestimmt begrenzt, bei dem letzteren feurig, entschieden eingefaßt und minder ausgezackt. Die Augenlider sind hier runder, kürzer und minder fleischig.

Zurückliegende und stark ausgezackte Augenlider verrathen beinahe immer ein cholerisches Temperament; auch den Künstler und

den Mann von Geschmack erkennt man daran. Bei dem Weibe findet man sie sehr selten, dann aber bezeichnen sie viel Geist und eine seltene Beurtheilungsgabe.

Tiefliegende, kleine, scharfgezeichnete blaue Augen unter einer knochigen, beinahe perpendiculären Stirn, welche unten etwas einspringt, oben aber nach vorn gerundet ist, bezeichnen scharfsinnige und kluge Personen, die aber dabei gewöhnlich auch stolz, argwöhnisch, hart und kaltherzig sind.

Jemehr das Oberlid den Augenstern beschattet und sich oben unter den Augenknochen zurückschiebt, umsomehr ist dieß ein Zeichen von Geist, Feinheit, verliebter Natur und genialem Geschmacke; damit verbindet sich Treuherzigkeit, Muth, Zuverlässigkeit und Zartgefühl.

Augen, welche nicht entzückend werden, indem sie sich verehrend mit einem geheiligten Gegenstande der Anbetung beschäftigen, deuten auf einen Menschen, der weder lieben kann, noch geliebt zu werden verdient. Daneben ist kein Gesichtszug möglich, welcher Wahrheit oder Kraft andeutet.

Weit geöffnete, vorstehende Augen in nichtssagenden Gesichtern verrathen Eigensinn, Mangel an Standhaftigkeit, unbegründete Ansprüche auf Weisheit, Kälte, oder allenfalls Hitze ohne wohlthuende Wärme des Gefühls.

Hübsche, dichte, gewölbte Augenbrauen sind das zuverlässige Zeichen eines gesunden, männlich reifen Verstandes; seltener deuten sie ein originelles Genie an; nie verrathen sie einen wahrhaft erhabenen Geist oder liebevolle Innigkeit.

Geradlinige, dichte, schöne Augenbrauen sind ein sicheres Zeichen von Verstand, Kälte des Herzens und planreichem Sinn.

Augenbrauen, welche hoch über den Augen zu schweben scheinen und dabei kurz, dicht und unterbrochen, auch weder schmal noch breit sind, verrathen Gedächtniß, Schlauheit, Schmiegsamkeit und Frömmelei.

Dichte, schwarze, starke, herabhängende Augenbrauen, welche dicht über den Augen liegen und große, tiefliegende Augen beschatten, verrathen meistens Verachtung, Trotz und kalten Hohn und gleichen einer wohl zu beachtenden Warnungstafel.

Ziehen die Augenbrauen sich in die Höhe, so deutet dieß die grausamsten Leidenschaften an; findet dieses in die Höheziehen indeß nur in der Mitte Statt, so ist das ein Zeichen freundlicher Erregungen.

Ziehen die Augenbrauen sich in der Mitte herab, so verräth das körperlichen Schmerz.

Sanft gewölbte Augenbrauen deuten auf Bescheidenheit und Einfachheit.

Sind die Augenbrauen halb horizontal, halb gewölbt, so vereinigt sich Kraft des Geistes mit Güte des Herzens.

Sind die Augenbrauen struppig und verworren, so bezeichnen sie unlenksame Lebhaftigkeit; sind bei gleicher Verworrenheit die Haare weich, so bedeutet das ein gemäßigtes Feuer.

Sind die Augenbrauen dicht und glatt und die anliegenden Haare laufen beinahe parallel, so ist dieß das Zeichen eines gereiften und gründlichen Urtheils, tiefer Weisheit und geraden, verständigen Sinnes.

Augenbrauen, welche über der Nase zusammenlaufen, verrathen einen mürrischen, eifersüchtigen Charakter, oft aber auch Geist und Witz.

Dünne, schmale Augenbrauen sind ein untrügliches Zeichen von Phlegma und Schwäche. Ein cholerischer und entschlossener Mensch kann zwar ebenfalls dergleichen Augenbrauen haben, dann wird aber auch die Kraft und die Lebhaftigkeit seines Characters vermindert sein.

Je näher die Augenbrauen dem Auge treten, um desto ernster, tiefer und solider ist der Character.

Eckige und unterbrochene Augenbrauen verrathen die Thätigkeit eines productiven Geistes.

Je weiter die Augenbrauen sich von den Augen entfernen, destomehr verliert der Character an Kraft, Festigkeit und Kühnheit.

E. Von der Nase.

Die Nase ist, so zu sagen, der Ausläufer des Gehirnes. Auf ihr ruht die Wölbung der Stirn, welche ohne die Stütze, die sie

durch die Nase empfängt, die Wangen und den Mund zusammendrücken würde. Eine schöne Nase verträgt sich nie mit einem mißgestalteten Gesichte. Selbst wenn man schöne Augen hat, kann man häßlich sein, eine regelmäßig schöne Nase bewirkt indeß eine glückliche Analogie der andern Züge. Man findet daher auch tausend schöne Augen gegen eine einzige wahrhaft schöne Nase.

Eine lange, starke Nase bezeichnet im Allgemeinen Klugheit, Gutmüthigkeit und Muth. Ist sie gegen unten breit, jedoch ohne Mißgestalt, so wird ihr Träger treu und verschwiegen sein und viele gute Eigenschaften haben. Wird sie aber auffallend zu groß, so deutet sie auf Spottsucht, Neid und vorlautes Wesen.

Eine sogenannte römische oder Habichtsnase ist das Zeichen von Genie, gepaart mit Stolz.

Eine spitze Nase bei durchdringendem Blicke bedeutet Neigung zur Satyre; dünne Lippen daneben lassen auf Geiz schließen.

Eine Stumpfnase verräth Genußsucht, Leichtsinn, Munterkeit, Eitelkeit und ein kaltes Herz.

Rothe Nasen sind, als Folge von Krankheit oder Ausschweifung, eine Ausnahme von der Regel und lassen daher keine zuverlässigen Schlüsse zu.

Eine schöne Nase deutet einen schönen, oder doch wenigstens einen ausgezeichneten Charakter an.

Eine kleine, im Profil bogenförmige Nase bezeichnet einen sanften, aufmerksamen, lenksamen Character und die Fähigkeit zur Würdigung zarter Gefühle.

Nahe der Wurzel gekrümmte Nasen deuten auf einen Character, der berufen ist, zu gebieten und große Dinge zu vollbringen, welche Festigkeit bei der Entwerfung der Pläne und Feuer bei deren Ausführung verlangen.

Gerade, oder beinahe ganz gerade Nasen kann man als die Verbindungsbrücke zwischen den beiden vorher bezeichneten Characteren betrachten. Sie deuten auf eine Seele, welche mit Kraft zu handeln und mit Ergebung zu dulden vermag.

Eine Nase mit breiter Spitze, mag sie übrigens gerade oder gebogen sein, verräth höhere Anlagen und Fähigkeiten.

Eine Nase mit sehr schmaler Wurzel ist das Zeichen großer Energie des augenblicklichen Entschlusses, aber ohne Nachdruck und Ausdauer.

Kleine Nasenlöcher bedeuten eine Schüchternheit, unfähig zu dem geringsten Wagnisse.

Wenn die Nasenflügel lose und beweglich sind, so deuten sie ein außerordentlich feines Gefühl an, das leicht in Sinnlichkeit und Wollust ausarten kann.

Eine auffallende Stülpnase bedeutet Unkeuschheit.

Eine gegen den Mund herabgebogene Nase findet man nie bei einem wahrhaft guten Menschen mit einem heitern, großen und edlen Character.

Etwas aufgeworfene, an der Wurzel sehr eingebogene Nasen unter einer weniger zurückgebogenen als perpendiculären Stirn, verrathen Wollust und Weichlichkeit und Neigung zur Eifersucht und Hartnäckigkeit. Indeß können sie mit Feinheit des Geistes, Rechtschaffenheit und Talent gepaart sein.

Nasen ohne bestimmten Charakter findet man bei Menschen, die zwar verständig und gut sind, sich aber nicht über die Mittelmäßigkeit erheben.

Aufgeworfene Nasen unter einer hohen, unten vorspringenden Stirn zeigen einen groben, heftigen Menschen an.

Nasen, welche stark abwärts sinken, finden sich nie bei einem edlen, großen, wahrhaft frohen Charakter. Menschen mit solchen Nasen wenden ihren Sinn zu sehr dem Irdischen zu und sind dabei kalt, verschlossen, ohne Herzlichkeit, oft boshaft-witzig, übellaunig, hypochondrisch oder melancholisch, auch wohl in hohem Grade wollüstig.

Vorn nach oben gebogene Nasen, welche bei der Wurzel stark vertieft sind, deuten auf Neigung zur Wollust, Bequemlichkeit, Eifersucht, Eigensinn; damit kann indeß ein feiner Sinn, Redlichkeit, Gutmüthigkeit und manche Gabe verbunden sein.

Nasen ohne auffallenden oder scharf ausgeprägten Charakter, auch ohne Biegungen oder gefällige Bogenlinien, können zwar mit guten, begabten und edlen Charakteren verbunden sein, nie aber mit großen oder ausgezeichneten.

Nasen, welche an beiden Seiten Einschnitte haben, die bei jeder Bewegung sichtbar werden, und selbst im Zustande der Ruhe nicht ganz verschwinden, sind ein Zeichen eines schwerfälligen, gedrückten, zuweilen hypochondrischen oder boshaften Charakters.

Sich leicht rümpfende Nasen findet man selten bei wahrhaft guten Menschen, und ebenso bei boshaften nicht leicht Nasen, die sich schwer oder gar nicht rümpfen lassen.

Leicht zu rümpfende Nasen bei guten Menschen bezeichnen Halbnarren.

Nach Lavater muß eine wahrhaft schöne Nase die folgenden Eigenschaften haben:

Die Länge muß der der Stirn gleich sein.

An der Wurzel muß sie leicht nach innen gekrümmt sein.

Von vorn gesehen, muß der Rücken breit und auf beiden Seiten beinahe parallel sein; die Breite muß indeß in der Mitte etwas größer sein.

Die Nasenspitze darf weder hart noch weich, noch fleischig sein, auch weder zu breit, noch zu spitz und die untere Linie muß scharf und deutlich hervortreten.

Die Nasenflügel müssen sich, von vorn gesehen, deutlich zeigen und die Nasenlöcher müssen sich nach unten zu etwas zusammenziehen.

Im Profil muß der untere Theil der Nase nur ein Drittel ihrer Länge betragen.

Die Nasenlöcher müssen spitz zulaufen und sich nach hinten abrunden. Im Allgemeinen müssen sie sanft gewölbt und durch das Profil der Oberlippe in zwei gleiche Theile getheilt sein.

Die Seiten der Nase oder des Nasenrückens müssen gleichsam zwei Wände bilden.

Die Nase muß sich oben an der Wurzel an den Bogen des Augenknochens anschließen und hier wenigstens einen halben Zoll breit sein.

Indeß können ausgezeichnete Eigenschaften oder großartige Charactere auch sehr wohl ohne eine so vollendet schöne Nase bestehen, obgleich diese unfehlbar sich nur bei ausgezeichneten Menschen findet.

Der breite Rücken einer Nase ist ein sicheres Zeichen außerordentlicher Geistesgaben.

F. Von dem Munde und dessen Theilen *).

Der Mund ist der Dollmetscher und der Repräsentant des Geistes und des Herzens; er vereinigt in seinem Zustande der Ruhe und in seinen Bewegungen eine ganze Welt von Characteren und ist selbst in seinem Schweigen beredt. Man kann ihn mit Recht als eines der erhabensten Wunder unter den vielen andern Wundern des menschlichen Körpers betrachten.

Was der Mund andeutet oder verräth, ist daher von unendlicher Mannichfaltigkeit, und es gehört ein scharfes Auge und ein gründlich beobachtender Geist dazu, die verschiedenen Nüancirungen aufzufassen und die Zeichen richtig auszulegen. Wollte man indeß die hier möglichen Beobachtungen erschöpfen, so müßte man alle nur denkbaren menschlichen Regungen, Gefühle, Eindrücke und Leidenschaften in ihren verschiedenen Abstufungen durchgehen, denn alle finden mehr oder minder ihren Ausdruck durch den Mund. Wir begnügen uns daher hier mit dem Wesentlichsten; dem geistreichen Beobachter werden diese Hindeutungen genügen.

Ein zu großer Mund deutet auf Plauderhaftigkeit und beschränkten Verstand; ein kleiner Mund dagegen läßt auf eine friedfertige und sanfte Gemüthsart schließen. Die Mittelgröße ist bei dem Munde, wie bei allen Theilen des Körpers, das Beste.

Dicke, aufgeworfene Lippen deuten auf schwachen Verstand und geringe Umsicht, dabei aber auf Verschwiegenheit und List; sehr dünne Lippen dagegen bezeichnen Geiz.

Lippen von frischer rother Farbe, nicht zu dick und nicht zu dünn, bezeichnen gute moralische Eigenschaften.

Der Character der Lippen entspricht jederzeit dem moralischen Character.

Volle, wohlproportionirte Lippen, welche von beiden Seiten eine schöne gekrümmte Linie zeigen, sind unverträglich mit einem

---

*) Man vergleiche das, was hier über den Mund, sowie das, was über die Zähne gesagt wird, mit dem Abschnitt „Buccomantie", wo dieser Gegenstand mit besonderer Ausführlichkeit behandelt wird, weßhalb wir hier flüchtiger darüber hingehen zu können glaubten.

niedrigen Character. Man findet sie nie mit Falschheit oder Bosheit gepaart; höchstens vereinigt sich damit eine Neigung zur Wollust.

Ein zusammengepreßter Mund ist das sichere Zeichen der Kaltblütigkeit, der Ordnungsliebe, der Pünctlichkeit und der Reinlichkeit.

Ist ein solcher Mund dabei an den Seiten in die Höhe gezogen, so verräth das Ziererei, Dünkel und Eitelkeit, auch etwas Bosheit und Leichtfertigkeit.

Fleischige Lippen bezeichnen Sinnlichkeit und Trägheit.

Leise geschlossene Lippen von untadeliger Form bezeichnen einen festen, überlegenden und gerechtigkeitsliebenden Charakter.

Springt die Oberlippe etwas vor, so ist es ein zuverlässiges Zeichen der Güte.

Eine vorspringende Unterlippe bezeichnet mehr kalte Gutmüthigkeit als lebhafte Zärtlichkeit.

Eine in der Mitte gespaltene Unterlippe deutet auf Munterkeit.

Eine große, harte Zunge ist ein Zeichen der Klugheit, welche indeß nicht immer zum Besten angewendet wird; eine zu lange Zunge bezeichnet Abgeschmacktheit, eine zu kurze Talente. Eine feine Zunge ist gepaart mit feinem physischem Geschmack.

Neigen die Lippen sich an den Seiten stark abwärts, so deutet dieß auf Lieblosigkeit.

Läßt bei einem kraftvollen und geistreichen Menschen der geschlossene Mund in der Mitte durch einen schmalen, stets offen bleibenden Spalt die Zähne sehen, so ist das ein Zeichen kalter, unbarmherziger Strenge und hohnlachender Bosheit.

Ein kleiner, schmaler Mund unter kleinen Nasenlöchern und sehr rund gewölbter Stirn bezeichnet einen leicht erschreckenden, furchtsam-blöden, schwach-eiteln Menschen von sehr geringer Rednergabe. Vereinigen sich damit vorstehende, trübe Augen, so ist der Blödsinn nicht fern.

Ein langes, breites, grobes, knöchernes Kinn verräth einen rohen, harten, stolzen und gewaltthätigen Menschen.

Bei der Beurtheilung des Mundes und den aus demselben zu ziehenden Schlüssen sind besonders zu berücksichtigen: Die eigentliche Oberlippe an sich; — die eigentliche Unterlippe an sich; — die Linie, welche aus der Vereinigung der beiden Lippen entsteht,

wenn sie ohne Zwang geschlossen sind; — die Mitte der Oberlippe besonders; — das Ende der Mittellinie zu beiden Seiten; — der Auslauf der Mittellinie zu beiden Seiten, entweder nach oben oder nach unten.

Ein vorstehendes Kinn zeigt immer etwas Positives, ein zurückspringendes dagegen etwas Negatives an.

Scharfe Einschnitte mitten im Kinn bezeichnen einen kalten, verständigen Menschen.

Ein spitzes Kinn gilt als Zeichen der List; man findet es aber auch bei sehr redlichen Menschen.

Ein weiches, fleischiges Kinn läßt auf die Neigung zum Wohlleben schließen.

Ein eckiges Kinn bezeichnet einen klugen, befähigten Menschen von festem Character; ein flaches Kinn ist mit Kälte gepaart, ein kleines mit Furchtsamkeit, ein rundes mit Güte.

G. Von den Zähnen.

Die Zähne haben die entschiedenste, zuverlässigste physiognomische Bedeutung, indeß nicht bloß durch ihre Form und Stellung, sondern auch durch die Art und Weise, wie sie sich zeigen.

Kleine, schwache, kurze, nicht dicht zusammenstehende Zähne sind ein Zeichen von Verstand, Bescheidenheit und Rechtlichkeit, deuten aber auch auf schwache Gesundheit und ein kurzes Leben.

Ungleichstehende Zähne bezeichnen einen umsichtigen Menschen, der Alles mit kluger Besonnenheit anfängt.

Kleine und kurze Zähne, welche fest aneinander stehen, bezeichnen große körperliche Kräfte.

Lange Zähne deuten auf Schwäche und Schüchternheit.

Weiße, reinlich gehaltene, gutgereihte Zähne, welche bei geöffnetem Munde ein wenig vorzutreten scheinen, verkünden einen sanften, höflichen Character, ein gutes Herz und Rechtschaffenheit.

Vernachlässigte Zähne verrathen schlechte Gesinnungen.

Breite, dicht zusammenstehende Zähne lassen auf ein langes Leben schließen.

Spitze, lange und starke Zähne verrathen Neid, Unverschämtheit, Gefräßigkeit und einen argwöhnischen, betrügerischen Character.

Zähne, welche von Natur gelb sind, verrathen Leichtgläubigkeit und Neigung zu Thorheiten.

Große, breite Zähne bezeugen eine kräftige Natur.

H. Von den Wangen.

Die Wangen sind gewissermaßen nicht als Theile des Gesichtes zu betrachten, sondern können als Grundlage der Organe des physischen Gefühls gelten; dennoch sind sie jedenfalls bei den Gesichtszügen mit in Erwägung zu ziehen.

Fleischige Wangen deuten im Allgemeinen auf ein feuchtes Temperament und sinnliche Neigungen.

Magere und eingesunkene Wangen deuten herbe Laune und Entsagung der Genüsse an.

Hohle Wangen verrathen Kummer.

Tiefe Falten in den Wangen entstehen durch Rohheit und Albernheit.

Leichte Wellenlinien, von Falten unterbrochen, deuten auf Weisheit, Erfahrung und Feinheit des Verstandes.

Mehr oder weniger dreieckige Vertiefungen in den Wangen sind unfehlbare Zeichen des Neides und der Eifersucht.

Entstehen auf der Wange eines Mannes, wenn derselbe lächelt, runde oder gleichlaufende Linien, so darf man auf große Thorheit bei ihm schließen.

Der Zustand, die Form und Farbe der Wangen steht übrigens in so innigem Zusammenhange mit dem Zustande der Gesundheit, daß man eben deßhalb daraus keine zuverlässigen Schlüsse ziehen kann, es sei denn, daß man zugleich von der Gesundheit der betreffenden Person genau unterrichtet wäre.

Ebenso übt das Alter einen wesentlichen Einfluß auf die Beschaffenheit der Wangen und ist deßhalb gleichfalls sehr mit in Erwägung zu ziehen, wenn man vermittelst der Wangen Einblicke in den innern Menschen thun will.

I. Von dem Kinne.

Ein zurückspringendes Kinn, welches man auch das weibliche Kinn nennen könnte, da es beinahe allen Frauengesichtern eigenthümlich ist, läßt stets auf irgend eine schwache Seite schließen.

Ein Kinn, welches von der Unterlippe perpendiculär heruntergeht, ist geeignet, Vertrauen einzuflößen, denn es wird meistens mit guten Eigenschaften vereinigt sein.

Ein spitzes Kinn verkündet scharfen Verstand und einen thätigen Geist.

Jedes Kinn, das einen einspringenden Winkel bildet, ist das sichere Zeichen des Geizes oder der Verzagtheit und des Kleinmuthes.

Ein vorspringendes Kinn läßt mit Sicherheit auf einen sehr entschiedenen Character schließen.

Ein weiches, fleischiges Kinn, ein Kinn mit einem sogenannten Kader, oder ein doppeltes Kinn, ist sehr häufig das Zeichen oder die Wirkung eines höheren Grades der Sinnlichkeit.

Ein eckiges Kinn findet man nur bei verständigen, festen und wohlwollenden Personen.

Ein flaches Kinn läßt auf Kälte und Trockenheit des Temperamentes schließen.

Ein kleines Kinn ist, mit wenigen Ausnahmen, das characteristische Zeichen der Schüchternheit.

Ein rundes Kinn, welches durch ein Grübchen geschmückt wird, ist ein Pfand der Herzensgüte.

Ein starker Einschnitt in der Mitte verkündet einen Menschen von gewiegtem Urtheil, von Ruhe und Entschlossenheit.

K. Von den Ohren.

Können auch die Ohren noch weniger, wie die Wangen, als ein Theil des Gesichts gerechnet werden, so stehen sie doch mit demselben in so nahem Zusammenhange, daß wir ihre characteristischen Zeichen hier ebenfalls, wenn auch nur ganz kurz, angeben zu müssen glauben.

Große und glatte Ohren, ohne bedeutende Rundungen an den Umrissen, findet man häufig bei musikalischen Organisationen; mit dem Genie aber sind sie unverträglich.

Dicke, sehr runde Ohren findet man nur bei sehr gewöhnlichen Menschen.

Kleine, schön gerundete Ohren vereinigen sich gewöhnlich mit höheren Fähigkeiten.

Ohren ohne Rand bezeichnen einen einfältigen Menschen.

Ein geschlängelter Umkreis mit Vertiefungen ist das zuverlässige Zeichen der Gutmüthigkeit.

Beinahe ganz an den Kopf angewachsen ist das Ohr ein Zeichen kleinlicher Hartnäckigkeit und eines nichtssagenden Geistes.

Abstehende Ohren verrathen einen offenen, tüchtigen Character.

Jedes Ohr, das sowohl außen als innen, und ebenso auch in seinen Vertiefungen, schöne Rundungen zeigt und sich mit angenehmen Gesichtszügen verbindet, ist das Zeichen einer besonders reichen Organisation.

Lange und breite Ohren bezeichnen zwar nicht gerade — einen Esel, — aber dennoch sind sie selten bei höheren Geistesgaben zu finden. Gewöhnlich ist ein Mensch mit solchen Ohren schwerfällig von Begriffen und hat ein schwaches Gedächtniß.

Im Allgemeinen gewähren die Ohren keine sehr zuverlässige physiognomische Kennzeichen.

§. 8.

Von der Physiognomie der Temperamente *).

Es ist bekannt, daß man für die Characterbezeichnung des Menschen vier Temperamente angenommen hat, und zwar das cholerische, das phlegmatische, das sanguinische und das melancholische.

Man ist dabei von der richtigen und begründeten Ansicht ausgegangen, daß die Feuchtigkeit, die Trockenheit, die Wärme

*) Siehe hierzu die vier characteristischen Köpfe auf Tafel II. u. III.

Taf. II.

Fig. 1.



Fig. 2.



das cholerische — das phlegmatische.

Temperament.

und die Kälte die vier vorzüglichsten Eigenschaften des menschlichen Körpers sind und daß diese Temperamente des Menschen der gleichen Zahl von Elementen der Natur entsprechen: Wasser, Erde, Feuer und Luft. In dem cholerischen Temperamente, dem Feuer analog, herrscht demnach die Wärme vor; in dem phlegmatischen, dem Wasser entsprechend, die Feuchtigkeit; in dem sanguinischen hat die Luft das Uebergewicht und das melancholische endlich neigt sich der Erde zu.

Indem man aber nur diese vier Temperamente aufstellte, beging man den Fehler, jedes derselben auf ein Individuum anwenden zu wollen, ohne auf die Verschmelzungen des einen Temperamentes mit dem andern, auf die Uebergänge aus dem einen in das andere, oder auf die Nüancirungen jedes einzelnen die erforderliche Rücksicht zu nehmen.

Indem man nun aber so auf der einen Seite zu weit ging, hat man auch auf der andern das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, indem die Gegner der Lehre von den vier Temperamenten in das entgegengesetzte Extrem verfielen und die Temperamentsverschiedenheit vollständig leugneten.

Wie immer, so liegt indeß auch hier die Wahrheit in der Mitte, und wie die Windrose zwar zweiunddreißig verschiedene Richtungen des Windes angiebt, so stützen sich diese doch nur auf die vier Himmelsgegenden und nennen jederzeit die vorzugsweise, welcher sie am nächsten stehen.

Wir wollen daher diesem Beispiele folgen und hier die Physiognomonik der vier anerkannten Haupttemperamente angeben, es den Physiognomonikern überlassend, bei ihren Beobachtungen der Nüancirungen die Uebergänge, die andern achtundzwanzig Windstriche des Temperamentes, bei der Anwendung auf die verschiedenen Individuen herauszufinden.

Nach dem Resultate, welches die Erfahrung durch zahlreiche Forschungen geläutert hat, sind nun die vorzüglichsten charakteristischen Erkennungszeichen, sowie die Bedeutungen der vier Temperamente die folgenden:

a. Das cholerische Temperament *).

Das cholerische Temperament hat dichte, starke Augenbrauen; die Spitze der Nase ist bei demselben eckig; die Lippen sind dünn; der Hauptcharakter liegt indessen in dem Auge, sei es nun, daß der Apfel desselben sich vordrängt, oder daß es unter der Pupille viel Weißes sehen läßt, sei es, das obere Augenlid ziehe sich so weit zurück, daß es ganz verschwindet, wenn das Auge vollständig geöffnet, ist, oder endlich, daß das Auge sehr tief in seiner Höhle liegt und daß seine Umrisse scharf ausgeprägt, fest und nicht sehr gerundet sind. Zu diesen Zeichen kommt gewöhnlich noch hinzu, daß der Blick lebhaft und sicher ist, daß die Augen braun oder gelblich sind, die Haare schwarz oder braun und dabei hart und wohleingesetzt und daß der Cholerische schöne Zähne hat.

b. Das phlegmatische Temperament.

Die Umrisse des Gesichtes sind bei dem Phlegmatischen weich, schlaff, hängend und wenig gespannt; die Umgebungen des Auges sind gerundet. Die vorspringende Unterlippe ist jederzeit ein charakteristisches Zeichen, denn sie ist ein Beweis für den Ueberfluß und nicht für den Mangel der Feuchtigkeit. Dem Blicke des Phlegmatischen fehlt es an Lebhaftigkeit und der Haut seines Gesichtes an Färbung; seine Haare sind blond oder kastanienbraun, oft nur spärlich und beinahe immer ganz glatt; seine Zähne stehen unregelmäßig und haben eine bläuliche Färbung.

c. Das sanguinische Temperament.

Der Sanguiniker hat ein volles Gesicht, eine blühende Gesichtsfarbe, frische, lebhaft-rothe Lippen und schöne, sehr regelmäßig stehende Zähne. Seine blonden oder hellbraunen Haare sind bei-

*) Man vergleiche zu der Charakterisirung der vier Temperamente die Abbildungen derselben auf Tafel II. und III.

Taf. III.

Fig. 1.



Fig. 2.



das sanguinische. das melancholische Temperament.

nahe immer gekräuselt. Seine Augen, meistens blau, sprechen Heiterkeit aus, Neigung zu Vergnügungen und eine liebenswürdige Sorglosigkeit. Das Ganze der Physiognomie trägt den Stempel der Aufrichtigkeit, des Glückes und der Wollust.

d. Das melancholische Temperament.

Der Melancholicus ist besonders an der Nase zu erkennen, welche sich gegen den Mund herabsenkt, der beinahe immer geschlossen ist. Seine Naslöcher sind klein, seine Lippen dünn und die Unterlippe springt vor; sein Kinn ist klein und weder zu flach noch zu fleischig. Seine Stirn wird in verschiedenen Richtungen von kleinen Linien durchzogen; die Haare sind braun und spärlich; der Blick trübe und gewöhnlich gesenkt; die Wangen sind hohl und die Gesichtszüge sind außerordentlich beweglich. Seine Zähne sind selten weiß und gut geordnet.

Im Umgange ist der Cholerisch-Melancholische am Meisten zur Freundschaft geeignet, sowie der Sanguinisch-Phlegmatische zur Ehe.

Im Verkehre mit den Menschen verschiedenen Temperamentes sehe man darauf, weder zu unmittelbar, noch zu häufig, noch zu lange hintereinander Dinge zu verlangen, welche dem Temperamente gerade entgegengesetzt sind; ebenso hüte man sich indeß auch, solche Dinge zu fordern, welche zu sehr mit dem Temperamente übereinstimmen: in dem ersten Falle wird er sich gegen die Sache auflehnen, in dem letzten dieselben vernachlässigen.

Es liegt keine Tugend darin, den Antrieben seines Temperamentes zu folgen; dagegen zu kämpfen, ist aber gefährlich.

§. 9.

Von der Physiognomie der Krankheiten.

Im Allgemeinen kann natürlich der Physiognomoniker nur nach den Gesichtszügen des gesunden Menschen urtheilen und darauf beziehen sich auch alle die bisher aufgestellten Regeln. Da aber

Krankheiten oder krankhafte Zustände oft sehr abweichende Zeichen hervorbringen, ist es zur vollständigeren Begründung der Wissenschaft unerläßlich, auch die Zeichen zu kennen, welche sich an der Physiognomonik Kranker offenbaren, und wir halten es daher für unerläßlich, dieselben hier folgen zu lassen, indem wir uns dabei auf die Angaben stützen, welche Alexander David in seiner Schrift: „**Le petit Lavater français**" macht.

Diese Physiognomie der Krankheiten erstreckt sich zwar über den ganzen Körper, zeigt sich aber vorzüglich in den Zügen und dem Ausdrucke des Gesichtes; und nicht nur die Natur der Krankheit offenbart sich hier, sondern auch die Abweichungen und Fortschritte derselben.

Dieß zeigt sich besonders bei hitzigen Fiebern, zehrenden und Gallen-Krankheiten; bei der Bleichsucht und der Gelbsucht; bei hysterischen Uebeln; bei Würmerkrankheiten und dem Bandwurme.

Je mehr bei hitzigen Fiebern das Gesicht seinen natürlichen Ausdruck verliert, um desto größer ist die Gefahr.

Trübe Augen, hängende und blasse Lippen sind bei hitzigen Fiebern ein schlimmes Zeichen, weil sie eine große Schwächung verrathen; die Gefahr ist außerordentlich groß, wenn das Gesicht plötzlich zusammenfällt.

Bei galanten Krankheiten werden die Fortschritte derselben selbst für den minder scharfsichtigen Beobachter in den Veränderungen des Gesichtes leicht erkennbar.

Jeder Mensch, dessen Gesicht für gewöhnlich heiter und sanft ist und der plötzlich bei glühendem Gesichte einen unstäten, ängstlichen Blick bekommt, leidet an irgend einer Geistesstörung.

Bei Brustentzündungen wird das Gesicht blaß und der Blick verwirrt sich bei der Annäherung einer Krisis, welche den Kranken mit Kälte durchdringt und ihn sogar des Bewußtseins beraubt.

Der Krebs verräth sich, wenn bei Entzündungskrankheiten die Nase spitz und das Gesicht bleifarbig wird und die Lippen sich bläulich färben.

Im Allgemeinen deutet das Gesicht den Zustand des Kranken durch Zeichen an, welche sich nirgend anders offenbaren und welche von der zuverlässigsten Bedeutung sind.

Die Augen allein lassen zahlreiche Beobachtungen anstellen.

Wenn die Augen eines Kranken sich fest auf das Licht richten, sich mit Thränen füllend zu schielen anfangen; wenn das eine kleiner zu sein scheint, als das andere, oder wenn das Weiße sich röthet; wenn die Blutgefäße sich schwärzen, auftreten oder tief einsinken, so sind dieß ebensoviele schlechte Anzeichen.

Die Bewegungen des Kranken, sowie dessen Stellung im Bette, sind ebenfalls zu erwägende Zeichen.

Oft befühlt sich der Kranke die Stirn, greift in die Luft, kratzt an der Wand, zupft am Betttuche und alle diese Bewegungen haben ebenso eine Bedeutung, wie sie eine Ursache haben.

Je unbequemer die Lage eines Kranken ist, welcher an einer Entzündungskrankheit leidet, um so zuverlässiger verräth sie die Aufregung, in der er ist und die Gefahr, in der er schwebt.

Jemehr die Lage oder die Stellung, welche ein Kranker annimmt, sich seiner gewöhnlichen Haltung im gesunden Zustande nähert, um desto weniger ist für ihn zu fürchten.

Kummer und Besorgnisse, ebenso wie der Ehrgeiz, magern ab.

Der Verlust des Verstandes vermehrt beinahe immer die Körperfülle.

Der Neid macht nicht nur mager, sondern kann auch ein Hinwelken und sogar die Schwindsucht zur Folge haben.

§. 10.

Von der Physiognomie der verschiedenen Alter.

Wie die Krankheit den normalen Zustand der Physiognomie verändert, so ist dieß auch durch ein geringeres oder höheres Alter der Fall.

Die physischen Umwandlungen, welche das Fortschreiten des Alters in dem menschlichen Körper hervorbringen, lassen unvertilgbare Spuren auf dem Gesichte zurück, indem sie dessen Gestalt, Umfang, Farbe und Beschaffenheit verändern.

Das Kind hat ein kurzes, breites, gedrängtes Gesicht, eine vorspringende Stirn, volle und glatte Wangen, frische und rothe Lip-

pen, eine gespannte, weiche und rosige Haut und alle seine Umrisse sind gerundet und lieblich.

Bei dem Jünglinge empfangen die Knochen des Gesichtes eine bedeutende Entwickelung; die Nase tritt deutlicher hervor; die Wangen verlängern sich; ein leichter Flaum fängt an sich zu zeigen; der Blick gewinnt Zuversicht und Charakter; die Farben verblassen ein wenig; die Physiognomie gewinnt Ausdruck und die Gefühle bereiten schon den eigenthümlichen Stempel vor, durch dessen Züge das Gesicht später charakterisirt werden wird.

Sobald der Jüngling zum Manne reift, sind die vollkommen entwickelten Züge deutlicher ausgesprochen, zugleich aber weniger beweglich. Die Physiognomie verräth auf dieser Lebensstufe alle Anzeichen der Nationalität, der Familie, des Temperamentes und des Charakters. Sind die Formen minder weich, so sind sie dafür schöner und erhalten sich längere oder kürzere Zeit in ihrer Reinheit, je nachdem die Lebhaftigkeit der Leidenschaften und die Zufälligkeiten des Lebens beschaffen sind.

Die Physiognomie des Greises verwischt sich, seine Züge werden härter und verschwimmen; die Haut wird trocken und runzlig; seine Augen verlieren ihren Glanz und ihre Lebhaftigkeit; seine Formen werden eckig und seinem ganzen Gesichte mangelt es an Kraft und Beweglichkeit.

Der Tod endlich zerstört oft den ganzen Ausdruck der Physiognomie. Dabei ist aber bemerkenswerth, daß die Gesichter der Todten — einige Stunden nach dem Sterben und je nach der Krankheit, an welcher sie erlegen sind, — eine Zeichnung haben, welche bestimmter, proportionirter, symmetrischer, edler und mit dem Ganzen übereinstimmender ist.

Zweiter Abschnitt.

Die Phrenologie oder die Schädellehre.

Zweiter Abschnitt.

Die Phrenologie oder die Schädellehre.

Taf. IV.



Franz Joseph Gall.

Gall.

(Siehe hierzu das Portrait.)

Sowie die Physiognomonik schon früher ein Gegenstand eifriger Forschungen für die Weisesten, für die tiefsten Denker war, so mußte dieß nothwendig auch in Beziehung auf die Phrenologie der Fall sein; aber sowie die Physiognomonik nach vielen vorangegangenen, mehr oder minder glücklichen oder mißglückten Bestrebungen erst durch Lavater zu der Würde einer systematischen Wissenschaft erhoben wurde, ebenso war es Gall vorbehalten, auf die Phrenologie oder Schädellehre, die Zwillingsschwester der Physiognomonik, wo es gilt, Einblicke in den innern Menschen zu erlangen, systematisch und wissenschaftlich zu begründen, so daß sie jetzt, wenn auch vielfach angefeindet und bestritten, dennoch im Allgemeinen in die Reihe der Wissenschaften aufgenommen ist, und als solche zahlreiche Anhänger, Vertheidiger und Jünger zählt.

Dieß gelang Gall besonders dadurch, daß er überzeugend den Beweis lieferte, dem vor ihm schon viele Gelehrte verschiedener Zeiten nachgestrebt hatten: Albertus Magnus (Bischof von Regensburg), Mundini, v. Luzzi, Servetto, Petrus Montagna, Ludovico Dolci, Johann Huarto, Ambrosius Paré, ohne daß es ihnen gelungen wäre, ihn hinreichend zu führen, den Beweis nämlich: daß das Gehirn das Central-

organ des Geistes und als solches bei jeder Aeußerung geistiger Thätigkeit betheiligt ist.

Wie also Lavater der Vater der Physiognomonik genannt werden darf, so ist Gall als der der Phrenologie zu betrachten, und als solchem gebührt ihm hier die besondere, wenn auch nur kurz gehaltene Schilderung seines Lebens.

Franz Joseph Gall, geboren am 9. März 1758 zu Tiefenbrunnen in Württemberg, war der sechste Sohn eines kleinen Kaufmanns, welcher außer ihm noch neun andere Kinder hatte.

Den ersten Unterricht empfing Franz Joseph von seinem Oheim, einem ehrwürdigen Geistlichen. Ernsteren Studien widmete er sich darauf in Baden, später in Bruchsal, und in Straßburg, wo er die Universität bezog, war er Schüler des berühmten Anatomen, Professor Herrmann.

Durch die Erfahrungen, die er auf dem Wege durch seine verschiedenen Studien an sich selbst machte, wurde er schon früh auf die verschiedenartigen Aeußerungen der Geistesgaben aufmerksam gemacht, und dadurch zu Beobachtungen veranlaßt, welche man als die erste Grundlage des später von ihm entwickelten Systemes der Phrenologie betrachten darf.

Während Gall nämlich durch seine schriftlichen Arbeiten viele seiner Mitschüler überflügelte, wurde er oft und sogar meistens von diesen Schülern in den Schatten gestellt, wo es mehr auf das Gedächtniß ankam.

Diese sich wiederholenden, ihn kränkenden und beschämenden Umstände mußten seiner Ueberzeugung nach eine Ursache haben, irgend einen Unterschied der Organisation zwischen ihm und Jenen, die er bei gewissen Gelegenheiten überflügelte, während er bei andern von ihnen überflügelt wurde.

Der Entdeckung dieser Ursache forschte er nun eifrig nach, und so entdeckte er bald, daß alle Die, welche ihn durch die Stärke ihres Gedächtnisses besiegten, einen gemeinsamen Zug der Aehnlichkeit hatten, nämlich große und vortretende Augen.

Konnte er diese körperliche Eigenthümlichkeit auch nicht als eigentlichen Grund erkennen, sondern nur als ferneres Zeichen der bereits gemachten Erfahrung, nämlich, daß diese Leute ein besseres

Gedächtniß hatten, wie er, so führte ihn die Beobachtung doch der Entdeckung des eigentlichen Grundes um einen wesentlichen Schritt näher, und die einmal betretene Bahn der Forschungen weiter verfolgend, kam er endlich zu den Entdeckungen, die dazu bestimmt waren, seinen Namen für alle Zeiten berühmt zu machen, indem er sie in ein System zusammenfaßte.

Ist auch seine Wissenschaft noch keineswegs abgeschlossen, bedarf sie vielmehr noch weiterer Beobachtungen und Beschäftigungen, so kann doch dadurch der Ruhm Gall's keineswegs geschmälert werden. Denn, welche Wissenschaft, bei der die Beweisführungen ungleich leichter sind, wie bei der Phrenologie, könnte sich rühmen, daß sie als vollkommen begründetes Ganze abgeschlossen sei? Das sollten die Gegner der Phrenologie bedenken, eben das aber haben sie theils zu wenig beachtet, theils gänzlich außer Augen gesetzt.

Gall beendigte seine medicinischen Studien in Wien, wo er sich nach Beendigung derselben als practischer Arzt niederließ. Als solcher trat er bald auch als Schriftsteller auf durch sein 1792 erschienenes Werk: „Philosophisch-medicinische Untersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustande des Menschen". Dieß Werk machte Aufsehen und lenkte die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf den Verfasser; noch mehr Sensation aber machten die Vorlesungen, welche Gall in Wien im Jahre 1796 über Schädellehre eröffnete.

Diese Vorlesungen fanden eine zahlreiche Zuhörerschaft, unter welcher Spurgheim zu erwähnen ist, dessen Biographie wir auf die seines berühmten Lehrers folgen lassen, da er nicht nur einer der eifrigsten Schüler Gall's, sondern später auch dessen Mitarbeiter wurde, bis er, theilweis eigne Bahnen verfolgend, die Phrenologie zur Hauptaufgabe seines Lebens machte.

Die neuen Ideen indeß, welche seine Lehren nothwendig erwecken mußten, hatten die Folge, daß man ihm zuerst die Vorlesungen ganz untersagte und dann auf Gall's Reclamationen nur mit großen Beschränkungen gestattete.

Wie es aber oft zu gehen pflegt, so geschah es auch hier: die Unterdrückungsmaßregeln dienten nur dazu, den Ruf der Vorlesungen zu erhöhen, und weiter zu verbreiten, und als er später eine

Reise durch Deutschland unternahm, und bei Gelegenheit derselben auf mehren Universitäten und in großen Städten Vorlesungen hielt, fanden dieselben ungeheuern Zulauf, und dienten reichlich dazu, seinen Ruf zu erhöhen und weiter zu verbreiten, obgleich es natürlich auch an zahlreichen und heftigen Angriffen und Anfeindungen nicht fehlte. Seine Reise glich daher, zur Wuth und Verzweiflung seiner Widersacher und seiner Feinde, einem wahren Triumphzuge.

Die Erfahrungen, welche Gall in Wien gemacht hatte. verleideten ihm den dortigen Aufenthalt; er kehrte deßhalb nicht dahin zurück, sondern wendete sich nach Paris, wo er ein weiteres, besonders aber ein freieres Feld für seine Bestrebungen zu finden hoffte und auch wirklich fand.

Hier war er eifrig bemüht, für seine neue Lehre und deren Verbreitung zu wirken, und er that dieß sowohl durch öffentliche Vorträge, wie auch ganz besonders durch das große und geistige, in Gemeinschaft mit seinem ehemaligen Schüler und jetzigen Freunde herausgegebene Werk: **„Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier“** *), (Paris, 4 Bde. 1810—1820; zweite Auflage, 6 Bde. 1822—1825, mit einem Atlas von 100 Kupfertafeln.)

Neben dieser Verfolgung seines wissenschaftlichen Zweckes beschäftigte er sich auch mit glücklichem Erfolge als practischer Arzt und benutzte als solcher jede Gelegenheit zu neuen Beobachtungen und Erfahrungen.

In Paris machte Gall dieselben Erfahrungen, welche er bereits in Deutschland gemacht hatte: Seinen Vorlesungen, welche er im Jahre 1807 eröffnete, strömten alle ausgezeichneten Geister zu und er gewann durch dieselben enthusiastische Bewunderer und erbitterte Widersacher. Diese bildeten eine mächtige Opposition, welcher selbst Napoleon angehörte, ohne indeß seine Macht zur gewaltsamen Vertreibung des Staunen erregenden Gelehrten anzuwenden.

Im Jahre 1819 wurde Gall in Frankreich durch ein königliches Decret nationalisirt. Er bewarb sich darauf um Aufnahme in

---

*) Anatomie und Physiologie des Nervensystemes im Allgemeinen und des [Hirn]systemes im Besondern.

die Akademie der Wissenschaften, wurde aber zurückgewiesen. Dadurch schmerzlich gekränkt und zugleich in der Absicht, seine ziemlich ungünstigen finanziellen Verhältnisse zu verbessern, ging er nach England; aber auch hier sah er sich in seinen Hoffnungen getäuscht und so kehrte er denn wieder nach Paris zurück, wo er seine Vorlesungen fortsetzte und sein letztes Werk vollendete, bis er einer langen und schmerzhaften Krankheit am 22. August 1828 erlag.

Seinem letzten Willen zufolge wurde sein Schädel seiner eignen Sammlung einverleibt, die er mit ausdauerndem Fleiße und unter Anwendung großer Kosten angelegt hatte, und welche von dem Pariser Museum der Naturgeschichte erworben wurde, wo sie noch jetzt zu sehen ist.

Spurzheim.

Der vorstehenden Biographie Gall's möge sich die Spurzheim's anschließen, nicht nur, weil derselbe ein eifriger Schüler, Anhänger und Mitarbeiter Gall's war, sondern auch und zwar besonders, weil Spurzheim das System Gall's mehrfach ergänzt und vervollständigt hat, so daß es jetzt ohne dessen Zuthaten kaum noch gedacht werden kann. Wir werden deßhalb auch in der nachfolgenden Darstellung der Phrenologie die Aussprüche Gall's und Spurzheim's ohne Sonderung, wie zu einem Ganzen verschmolzen, zusammenstellen.

Caspar Spurzheim wurde am 31. December 1776 zu Longwich bei Trier geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung empfing er in dem Collegium zu Trier. Dann ging er, um Medicin

zu studiren, im Jahre 1795 nach Wien, wo eben damals Gall durch seine Vorlesungen über Phrenologie viel Aufsehen machte. Spurzheim gehörte bald, wie wir oben bereits anführten, zu des Meisters eifrigsten Schülern und schloß sich demselben so innig an, daß er alle seine Schicksale theilte, bis er 1813 nach England ging, wo er in mehren bedeutenden Städten phrenologische Vorlesungen hielt. Er legte dabei zwar im Ganzen das System Gall's zum Grunde, machte sich aber durch mehre Abweichungen von demselben, welche er auf seine eigenen Beobachtungen und Wahrnehmungen stützte, selbstständig.

Seit 1817 lebte er wieder in Paris, wo er die medicinische Doctorwürde erwarb und als Arzt practicirte. Allein schon im Jahre 1821 ging er abermals nach England und sein dortiger Aufenthalt verlängerte sich bis zum Jahre 1828. Während dieser ganzen Zeit hielt er über Phrenologie Vorlesungen, welche sehr besucht waren und ihm viele Anhänger gewannen, so daß man sagen kann, er gelte als eine größere Autorität auf dem Gebiete der Phrenologie, wie selbst der erste Begründer dieser Wissenschaft.

Von England kehrte er abermals nach Paris zurück, doch wieder litt es ihn dort nicht lange, denn im Jahre 1832 ging er nach Nordamerika. — Hier hielt er in Boston Vorlesungen und sein System machte, wie alles Neue, Frappante, in Nordamerika ungeheures Aufsehen. Doch auf dem Gipfel seiner Berühmtheit starb er noch in eben dem Jahre, in welchem er nach der neuen Welt gekommen war, am 10. November 1832.

Nicht bloß durch das lebendige Wort seiner Vorlesungen ist Spurzheim bemüht gewesen, das System der Phrenologie zu begründen und zu verbreiten und demselben Glauben und Anhänger zu verschaffen, sondern auch durch verschiedene Schriften strebte er diesem Ziele zu. Außer dem bereits erwähnten, mit Gall herausgegebenen Werke, gab er mehre Schriften heraus, welche theils in englischer, theils in französischer Sprache erschienen und zum Theil auch in das Deutsche übersetzt worden sind.

Wie Gall, so wollte auch Spurzheim seinen eigenen Schädel als sprechenden Beweis für sein System aufstellen. In Folge

seiner testamentarischen Verfügung wurde daher ein Gypsabguß seines Schädels an alle phrenologischen Gesellschaften geschickt.

Das Verdienst Spurzheim's um die Phrenologie ist unbestreitbar, und wäre die erste Begründung nicht wichtiger, als die Verbesserung, so könnte man es sogar über das Gall's setzen. Jedenfalls hat Spurzheim seine Wissenschaft wesentlich bereichert und in manchen Puncten fester begründet, indem er einige Irrthümer, welche Gall von seinen Gegnern am Heftigsten zur Last gelegt worden waren, berichtigte und beseitigte.

§. 1.

Allgemeine Bemerkungen über die Schädellehre.

Alle neuen Erfindungen oder Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste haben das gemeinschaftliche Loos, sich durch vielfache Zweifel und Anfechtungen durchwinden und durchkämpfen zu müssen, bis sie durch die Kraft ihrer Wahrheit endlich wenn auch nicht den unbedingten Sieg errungen haben, aber doch wenigstens eine Stellung, welche sie in den Stand setzt, sich gegen weitere Angriffe mit der begründeten Hoffnung des einstigen Sieges zu vertheidigen.

Dieses allgemeine Loos hat auch die Phrenologie getheilt, allein es kann bei dem beschränkten Raume, auf den wir angewiesen sind, nicht unsere Absicht sein, der Wissenschaft auf ihrem bisher zurückgelegten Wege durch alle die Kämpfe zu folgen, welche sie zu bestehen hatte, um bis zu dem gegenwärtig von ihr eingenommenen Puncte zu gelangen; wir gehen daher sogleich zu dem über, was unerläßlich ist, um die Lehre Gall's von den Verrichtungen des Gehirns und von den Organen, welche es zu diesen Verrichtungen befähigen, verstehen zu können.

Die Grundsätze, auf welche diese Lehre sich stützt, und welche zum Theil durch den Bau des menschlichen Körpers belegt werden, zum Theil aber freilich auch auf bisher noch unerwiesenen Hypothesen beruhen, bestehen in Folgendem:

Den Menschen (und den Thieren) sind gewisse Anlagen und Neigungen angeboren;

diesen Anlagen und Neigungen sind zu ihren Verrichtungen gewisse Organe beigegeben, angeborene Werkzeuge, durch welche sie mit der Außenwelt in Verbindung treten können;

diese Organe haben ihren Sitz im Gehirne, welches indeß nicht selbst als Kraft betrachtet werden darf, sondern nur als materielle Bedingung derselben;

das Gehirn ist nicht allgemeines Organ aller Seelenkräfte, sondern nur der Sammelplatz, der Centralpunct aller einzelnen Organe, denn jede angeborne Anlage oder Neigung hat ihr eigenes Organ, und dieses ist um so größer, je stärker sich die Kraft jener Anlage oder Wirkung äußert;

diese Organe der angeborenen Anlagen und Neigungen drücken sich auf der Hülle des Gehirnes aus, also auf der Oberfläche des Schädelknochens;

sie bilden hier gewisse Erhöhungen;

aus diesen Erhöhungen oder Erhabenheiten kann man unter gewissen Einschränkungen und Bedingungen das Dasein jener Organe erkennen;

aus den zu dieser Erkennung angestellten Beobachtungen entsteht die Schädellehre.

Es ist eine vielfach erwiesene Thatsache, daß solche Menschen, welche in einer oder der andern Richtung etwas Ausgezeichnetes leisteten, dazu von ihrer frühesten Kindheit an eine ganz besondere Anlage zeigten.

Wurden nun auch diese Anlagen durch Erziehung und gesellschaftliche Bildung entwickelt, so ließ sich doch nicht bestreiten, daß sie in ihrem ersten Keime a n g e b o r e n sein mußten; es lag also der Gedanke nahe, diese Anlagen ließen sich durch äußere Zeichen erkennen und zahlreiche angestellte Beobachtungen führten bald zu der Entdeckung, daß Menschen, welche gleiche Anlagen und Neigungen verriethen, einander gleiche, oder doch wenigstens sehr ähnliche Eigenthümlichkeiten der Körperbildung, namentlich aber der Bildung des Gesichtes und des Schädels, an sich trugen.

Wie früher die Physiognomonik, so stützte jetzt auch die Phrenologie auf diese Aehnlichkeiten ihre Beweisgründe, und was die rückwärts gerichteten Beobachtungen dargethan hatten, indem sie nach Erkennung der Wirkungen die Ursachen derselben, oder mindestens die Zeichen dieser Ursachen, aufsuchte, das wurde nun vorwärts angewendet, indem man sagte: Wo sich die Zeichen finden, welche dort und dort mit einer solchen Wirkung in Verbindung standen, da werden auch bei andern Individuen dergleichen Wirkungen vorauszusetzen sein, oder mit andern Worten: Anlagen und Neigungen, welche bei bekannten Menschen mit gewissen Organen verbunden waren, werden sich auch bei solchen Menschen finden, welche man zwar noch keiner Prüfung oder Beobachtung unterworfen hat, bei denen sich aber eben diese Organe vor den andern auszeichnen.

Schon lange vor Gall war diese Meinung vielfach aufgestellt worden und es fehlte selbst nicht an Versuchen, die angestellten Beobachtungen als Bausteine zu einem festbegründeten Systeme zusammenzufügen.

Ein solches, das bei aller Mangelhaftigkeit dennoch schon viel Aehnlichkeit mit dem Systeme Gall's hatte, stellte bereits im Jahre 1562 Ludovico Dolci, in Venedig, auf, indem er das Gehirn in neun Provinzen theilte und diesen die folgenden Benennungen beilegte: **1) Fantasia, 2) Cogitativa, 3) Vermis, 4) Sensus communis, 5) Imagina, 6) Aestimativa, 7) Memorativa, 8) Olfactus, 9) Gustus** *).

Dabei beging Dolci denn aber freilich den Irrthum, den verschiedenen Theilen oder Regionen des Gehirnes, welche er Provinzen nannte, bestimmte, ausschließlich in einer Richtung wirkende Functionen beizulegen und auf solche Weise das Ganze innig verschmolzene Gehirn in einzelne, gewissermaßen selbständige Theile zu zerlegen. Von diesem Irrthume, den auch Andere getheilt hatten, machte Gall sich los, und wenn auch seine Grundsätze noch jetzt keineswegs allgemein anerkannt werden, so haben doch selbst seine Gegner seinen Behauptungen bereits manche nicht unwesentliche Zugeständnisse gemacht, wie z. B., Johannes v. Müller in seiner Physiolo-

*) Siehe hierzu die Abbildung, Fig. 1, Taf. V.

gie, und es steht danach zu erwarten, daß weitere Beobachtungen und Forschungen zu einer endlich anerkannten Feststellung der Wissenschaft führen werden.

Die Beobachtungen, welche Gall mit ebensoviel Fleiß und Ausdauer als Gewissenhaftigkeit angestellt hat, führten ihn zur Feststellung der folgenden Grundsätze:

Die Organe, welche der Natur nach die edelsten und wichtigsten sind, liegen dem Rückenmarke am Nächsten, die aber, welche wir nach menschlichen Begriffen für die edelsten halten, liegen entfernter davon.

Der Natur nach aber sind die Organe die wichtigsten, welche den Zweck haben, zur Erhaltung des Ganzen zu dienen, also das Organ des Fortpflanzungstriebes, der Kinderliebe. Nach menschlichen Begriffen sind das die edelsten Organe, welche zu den eigentlichen Geistesverrichtungen dienen.

Die Organe, deren Verrichtungen analog oder einander verwandt sind, liegen miteinander nachbarlich beisammen, wie das bei den eben genannten Organen des Fortpflanzungstriebes und der Kinderliebe der Fall ist.

Die Natur hat bei den Thieren alle Organe eben dahin gelegt, wo sie auch bei den Menschen ihren Ausdruck finden.

§. 2.

Von dem Schädel und dem Gehirne.

Um dem, was wir über die Functionen und die Erkennung der einzelnen Organe sagen werden, mit dem nöthigen Verständniß der Sache folgen zu können, wird es nöthig sein, von dem Schädel und dem Gehirne eine Beschreibung zu geben, welche zwar für den Mann von Fach nicht erschöpfend sein kann, für den Laien aber hinreichend sein wird, ihm einen allgemeinen Begriff von dem Wesen der Sache beizubringen, und mehr können wir hier nicht beabsichtigen.

Es ist vielfach der Glaube verbreitet, Gall sei durch seine anatomischen Untersuchungen auf seine Entdeckungen von den Functionen

des Gehirnes gekommen; das ist aber durchaus falsch, denn es ist unmöglich, aus der Secirung eines Nerves dessen Bestimmung kennen zu lernen. Wer würde, z. B., aus der bloßen Ansicht des Sehnerves auf die Vermuthung gerathen, daß er dem Auge die wunderbare Kraft des Gesichtes verleiht? Die Wirkungen, welche er aus zahlreichen Beobachtungen kennen lernte, waren es daher, welche ihn zur Untersuchung der Ursachen führten, die er sehr richtig in gewissen Organen vermuthete; seine Forschungen richteten sich daher auf die Entdeckung eben der Organe, welche mit den beobachteten Aeußerungen im innigen Zusammenhange standen.

Man giebt im Allgemeinen dem Begriffe des Schädels eine zu weite Ausdehnung, indem man darunter den ganzen Knochenbau des Kopfes begreift, während für den Phrenologen der Schädel nur jenen Theil des Kopfes ausmacht, welcher das Gehirn umfaßt; denn dieses mit seinen verschiedenen Aeußerungen und Wirkungen ist allein für den Phrenologen der Gegenstand des Studiums im engern Sinne.

Dieser Theil des Kopfes, oder der eigentliche Schädel, zerfällt in folgende Haupttheile, deren Absonderungen sich auf dem kahlen Schädel durch ausgezackte und ineinander greifende Näthchen leicht erkennen lassen.

a. Das Stirnbein,

welches den ganzen vordern Theil des Kopfes umfaßt und von der Stirnhaut bedeckt wird.

b. Die Vorderhauptbeine,

welche sich an das Stirnbein zu beiden Seiten anschließen und sich nach dem Genicke zu herabwölben.

c. Die Schlafbeine,

zu beiden Seiten unterhalb der beiden Vorderhauptbeine gelegen. Sie haben eine sehr unregelmäßige Gestalt und auf der innern Seite

eine pyramidenförmige Erhöhung, das Felsenbein, in dessen Innerm das Organ des Gehörs liegt.

Die äußere Seite der Schlafbeine hat zwei knochige Vorsprünge, das Jochbein und das Ueberbein. Diese beiden letztern betrachtet man zuweilen als die Entwickelungen eines Organes des Gehirns, indeß nur fälschlich, denn sie sind weiter nichts als Befestigungspuncte für gewisse Muskeln.

d. Das Hinterhaupt.

unter dem Vorderhauptbeine gelegen. Es begrenzt den Schädel nach hinten und schließt sich an die Rückenmarkwirbel an, zu deren Aufnahme es ein großes, rundes Loch hat.

e. Die Kopfkeilbeine.

Ihren Namen haben sie davon, daß sie zwischen den andern Knochen gewissermaßen eingekeilt sind. Sie bilden einen Winkel zwischen dem Stirnbeine, dem Vorderhauptbeine und den Schlafbeinen, und ihre Beobachtung wird durch ihre vertiefte Lage sehr erschwert.

Diese einzelnen Theile sind bei verschiedenen Individuen sehr verschieden an Form und Größe, da sie sich nach der Entwicklung der Gehirntheile richten, welche sie bedecken. So ist, z. B., bei Blödsinnigen die Entwickelung des Gehirns gehemmt worden und die Folge davon ist eine organische Verkleinerung des Stirnbeines.

§. 3.

Von der Entwickelung des Gehirnes und dessen Einfluß auf die Bildung des Schädels.

Einer der wichtigsten Theile der Schädellehre, ja gewissermaßen der allerwichtigste, ist der Beweis, daß nicht das Gehirn durch die Formen des Schädels bestimmt wird, sondern daß dieß umgekehrt

der Fall ist, und daß die Entwickelung des Knochens durch die der Nervenmasse bedingt wird, aus welcher das Gehirn besteht.

Dieser wichtigste Satz ist lange bestritten worden, jetzt aber vollkommen erwiesen. Während der ersten sechs Wochen der Existenz des Kindes im Mutterleibe besteht zwar schon das Gehirn, aber noch durchaus kein knochiger Theil; gleichwohl ist das Organ schon mit seinen verschiedenen Hüllen umgeben, aber diejenige, welche später die Hirnschaale bilden soll, besteht nur aus einer knorpeligen Masse, welche weich, biegsam und außerordentlich fein ist, sich mit den andern Häutchen an das Gehirn anschmiegt und dessen Form nach Außen genau bezeichnet. Von der achten Woche an beginnt die Verknöcherung dieser knorpeligen Masse. Da die Ablagerung der Kalkstoffe in der Dicke des Gewebes dieses Häutchens erfolgt, das sich selbst wieder nach dem Gehirne formt, welches es umhüllt, ist es erwiesen, daß die verschiedenen Formen des Kopfes, welche man bei neugeborenen Kindern findet, die Wirkung von der verschiedenartigen Gestalt ihres Gehirns sind.

Ist die Verknöcherung einmal vollendet, so müssen die aufeinanderfolgenden Veränderungen, welche man bei den verschiedenen Lebensaltern bemerkt, eine andere Ursache haben. Alle Theile unseres Körpers werden ohne Unterlaß zusammengesetzt und aufgelös't; die Materie, welche dessen Grundlage bildet, wird heute durch die Excremente ausgeworfen, und morgen durch eine andere Materie ersetzt, welche die Nahrungsmittel liefern. Das Gehirn und der Schädel zeigen diese Zersetzung und Erneuerung ebenso, wie alle andern Organe des Körpers; und in Folge der Harmonie, welche nach dem Gesetze der Natur zwischen diesen beiden Theilen bestehen soll, muß unter allen Umständen und in allen Zeitabschnitten die Ausdehnung des Schädels sich ebenso nach dem Gehirne richten, wie zu Anfang dessen Verknöcherung. Nimmt daher das Gehirn größere Dimensionen an, so zwingt es die Knochenbildung des Schädels, sich seinen Formen anzuschließen und dieß zwar sowohl bei der Vergrößerung des Ganzen, wie bei der einzelner Theile.

Die Fälle des Wasserkopfes liefern den hinlänglichen Beweis, wie das Knochengewebe des Schädels, seiner Festigkeit ungeachtet,

dem Drucke der innern weichen Theile nachgiebt, denen es zum Schutze zu dienen bestimmt ist.

§. 4.

Von der Eintheilung des Gehirns.

Um nun die Aeußerungen der verschiedenen Organe, aus denen das Gehirn zusammengesetzt ist, und durch welche es als Ganzes seine Wirkungen offenbart, noch besser verstehen zu können, ist es nöthig, zu wissen, daß das Gehirn in zwei Theile zerfällt, welche an Ausdehnung und Größe, sowie ihrer innern Beschaffenheit nach, wesentlich von einander verschieden sind.

a. Das eigentliche Gehirn ist der größere Theil. Es füllt die ganze Höhlung unter dem Stirnbeine, den Vorderhauptbeinen, den Schlafbeinen und den Kopfkeilbeinen aus und besteht aus zwei Hälften, welche ein unzertrennbares Ganze bilden und von vorn nach hinten in der Mitte durch einen Spalt getheilt sind und rechts oder links zu beiden Seiten des Schädels liegen.

Man nennt diese beiden Hälften die Hemisphären, indeß mit Unrecht, da dieses Wort ihre eiförmige Gestalt nicht richtig bezeichnet. Deßhalb ist es besser, den Namen des rechten und des linken Gehirnes beizubehalten, welchen Galienus ihnen gegeben hat.

b. Das kleine Gehirn verdient diesen Namen mit der That, denn es füllt nur die geringe Wölbung aus, welche von dem Hinterhaupte gebildet und bedeckt wird. Es besteht ebenfalls aus zwei gleichen Hälften.

Es ist lange fraglich gewesen, welchen Grund diese Theilung des großen Gehirns sowohl wie des kleinen hat; jetzt lautet die Lösung: Nicht weil, wie man früher glaubte, die Fähigkeiten des Gehirnes dadurch besser gesichert sind, sondern weil zu beiden Seiten des Gehirnes gleiche, den beiden Hälften entsprechende Organe liegen.

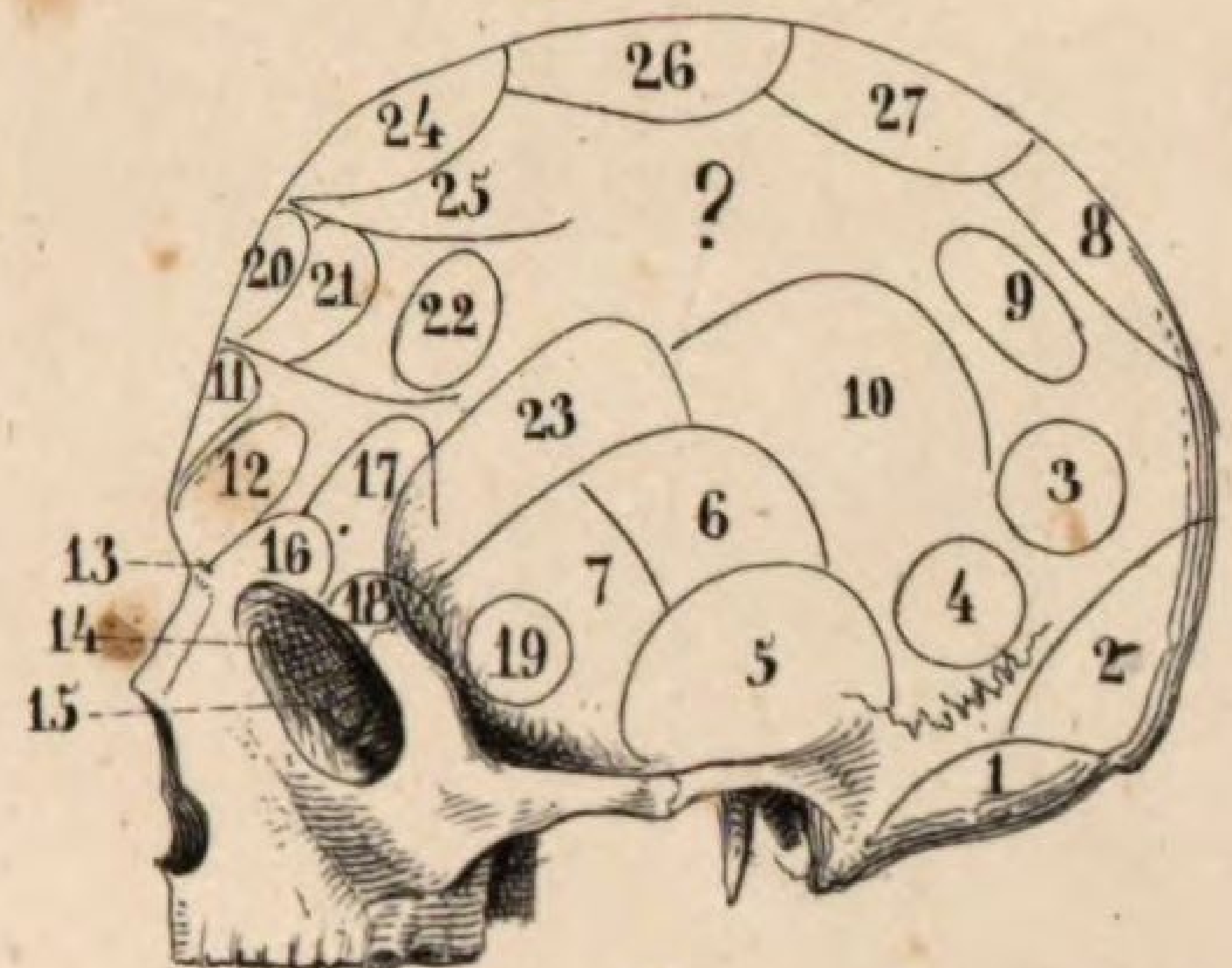
Taf. V.

Fig. 1.



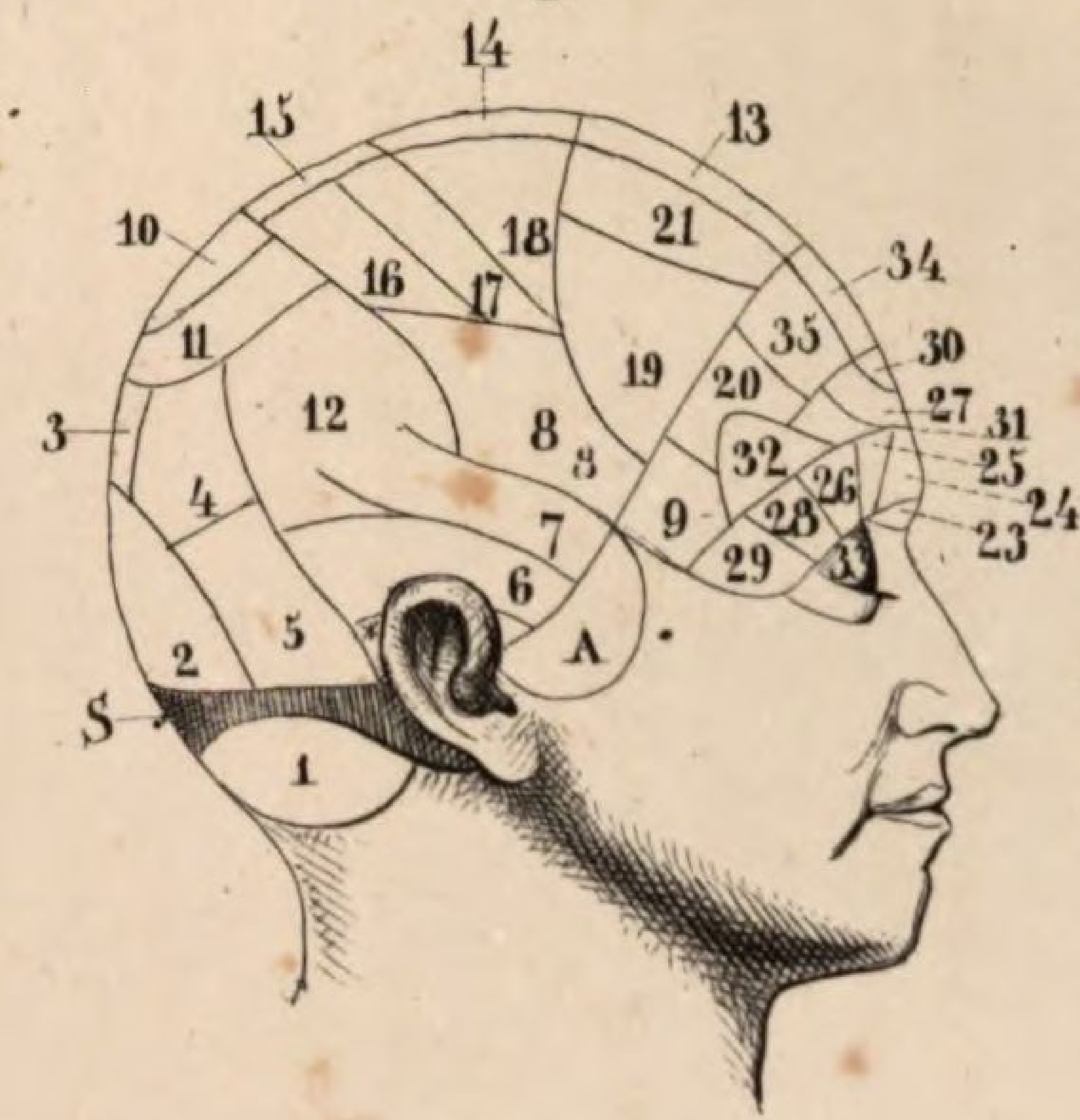
System des Ludowico Dolci.

Fig. 2.



System Gall's.

Fig. 3.



System Spurzheim's.

§. 5.

Das System Gall's.

(Man vergleiche hiermit die Fig. 2, Taf. V.)

Die oben genannten Haupttheile des Schädels hat Gall in 27 verschiedene Gebiete zerlegt, und jedes derselben als den Sitz eines besondern Organes bezeichnet, wie dieß in unserer Abbildung Fig. 2, Tafel V. angegeben ist.

Bei allen phrenologischen Studien und Beobachtungen ist es nun unerläßlich, sich diese Eintheilung fortwährend zu vergegenwärtigen; man präge daher dem Gedächtnisse die folgenden, den bezeichneten Nummern entsprechenden Benennungen gründlich ein:

A. Fortpflanzungstrieb (physische Liebe; Instinct der Zeugung; Geschlechtstrieb).

Das kleine Gehirn ist das Organ dieses Triebes; es offenbart sich nach außen durch die Breite und mehr noch durch die Erhöhung des Genicks.

B. Kinderliebe (Liebe der Eltern zu den Kindern; Organ der Mutterliebe; kindliche Ergebenheit und Frömmigkeit).

Dieses Organ liegt unmittelbar über dem vorigen, mit dem es seiner ganzen Natur nach innig verwandt ist. Zeigt es sich sehr entwickelt, so entstehen dadurch zu beiden Seiten des Hinterhauptes Erhöhungen, welche dem Kopfe die längliche Gestalt geben, die man häufig bei dem weiblichen Geschlechte findet.

C. Erziehungsfähigkeit (Sachgedächtniß; schnelle Auffassungsgabe; außerordentliche Befähigung, sich mit allen Zweigen des menschlichen Wissens zu beschäftigen; allgemeines Streben, sich zu unterrichten, Bildungsfähigkeit.)

Dieses Organ zeigt sich durch eine Erhöhung auf der untern Stirn, unmittelbar über der Nasenwurzel.

D. Ortssinn (Sinn für die Beurtheilung des Raumes; Neigung zu häufigem Wechsel des Aufenthaltsortes; Reiselust; Cosmopolitismus; die Fähigkeit, sich leicht zu orientiren; Anlage zum Studium der Geometrie.)

Der Sitz dieses Organes sind die Augenhöhlen; äußerlich drückt es sich durch zwei Erhöhungen an der Nasenwurzel aus, dicht neben dem vorigen und am innern Bogen der Augenbrauen.

E. Personensinn (die Leichtigkeit, sich die hervorstechendsten Gesichtszüge und das Wesen aller Individuen zurückzurufen. Besonderes Talent, die Gestalt der Dinge aufzufassen und Sammlungen von Portraits und Kupferstichen anzulegen.)

Der Sitz dieses Organes ist die innere Wölbung der Augenhöhlen.

F. Farbensinn (Empfänglichkeit für die Schönheit der Farben; Sinn für die Analysirung und die Harmonie der Farbenmischungen, welcher den Malern nöthig ist. Angeborne Liebe zu Gemälden).

Dieß Organ bildet eine Erhöhung über den Augenbrauenbogen, dicht neben dem Ortssinne, und verleiht den Augenbrauen eine eigenthümliche Wölbung, wenn es im höheren Grade vorhanden ist.

G. Tonsinn (Befähigung, die musicalischen Dissonanzen zu erkennen. Sinn für Melodie und Harmonie. Gedächtniß für Töne; Neigung zum Gesange).

Das Organ drückt sich ebenfalls auf der Stirn aus, über der äußern Wölbung des Augenbogens. Bald zieht es sich mehr nach den Schläfen hinter in die Breite, bald mehr in der Gestalt eines Dreiecks nach der Stirn aufwärts.

H. Zahlensinn (Fähigkeit zu Allem, was mit Zahlen in Verbindung steht. Anlage zur Arithmetik; Gedächtniß für Tage und Jahreszahlen; Sinn für Zeit; Organ der Chronologie.

Das Organ liegt über der Augenhöhle, neben dem Farbensinne, aber etwas mehr nach den Schläfen zu. Ist es stark entwickelt, so drückt es das Auge etwas schief nach innen und erzeugt dann sogar neben den Augen, nach den Schläfen zu, eine Wulst, welche dem Gesicht ein beinahe viereckiges Ansehen verleiht.

I. Wortsinn (Gesprächigkeit, Geschwätzigkeit. Neigung, die Studien vorzuziehen, bei denen es nöthig ist, viele Namen auswendig zu behalten: Mineralogie, Botanik, Entomolo-

gie, Numismatik. Im Allgemeinen ist dieß Organ das Zeichen eines guten Gedächtnisses und der Befähigung, leicht auswendig zu lernen).

Das Organ hat seinen Sitz über dem obern und hintern Theile der Augenhöhle und äußert sich dadurch, daß es die Augen vor- und niederwärts drückt, so daß die sogenannten Glotzaugen entstehen.

K. Sprachsinn (Neigung und Befähigung zur Erlernung der Sprachen. Kenntniß der natürlichen oder conventionellen Zeichen, durch welche die Menschen sich ihre Gedanken mittheilen. Leichtigkeit des Ausdrucks. Befähigung, den Charakter und den Geist der Sprachen zu erfassen. Philologie, Polyglotismus).

Das Organ liegt ebenfalls innerlich über der Augenhöhle, mehr nach vorwärts, als der Wortsinn. Es drückt die Augen unter die Augenbrauenbogen tief abwärts, wodurch die sogenannten Schlappaugen entstehen, und unter den Augen, nach der Nase zu, eine Wulst.

L. Kunstsinn (Bauliebe; Neigung zur Vornahme von Bauten; Geschicklichkeit in den Händen; mechanisches Genie, Sinn für die schönen Künste; Befähigung zur Bildhauerei und zur Architektur).

Das Organ bildet eine rundliche Wölbung an der Seite des Stirnbeins, hinter dem Tonsinne, und verleiht dem Schädel von vorn gesehen, ein paralleles Aussehen.

M. Freundschaft, Anhänglichkeit (Sinn der Sympathie; Geselligkeitstrieb; Sinn der Treue).

Dieß Organ hat seinen Sitz neben dem verwandten der Kinderliebe und zeigt sich zu beiden Seiten dieses letztern durch rundliche Erhöhungen.

N. Raufsinn (Instinct der Selbstvertheidigung; Organ des Muthes, der Händelsucht; Kampfbegier, Neigung zum Streite; Sucht nach Abenteuern und Gefahren).

Das Organ liegt unter dem vorigen und bewirkt unmittelbar hinter den Ohren und in gleicher Linie mit diesen auf beiden Sei-

ten eine Erhöhung, welche je nach der Entwickelung dieses Sinnes bedeutender ist.

O. Würgsinn (Zerstörungswuth; Neigung, sich von Fleisch zu nähren; Mordlust; Neigung zum Zorn, zu aufbrausender Hitze).

Dieses Organ liegt zu beiden Seiten des Kopfes, unmittelbar über den Ohren.

P. Schlauheit (List, Verstellungsgabe; Instinct der Verheimlichung und der Intrigue; Geschicklichkeit).

Das Organ liegt unmittelbar über dem vorigen. Ist es sehr stark entwickelt, so dient es dazu, den Kopf breit zu machen.

Q. Diebessinn (Instinct, Vorräthe zu sammeln. Streben nach Eigenthum; Habsucht, Geiz).

Dieß Organ liegt vor und über dem vorhergehenden; es hat die Gestalt einer länglichen und gewölbten Erhöhung.

R. Höhesinn (Stolz, Eigenliebe, Herrschsucht, Neigung zu befehlen; Rechthaberei; Leidenschaft zur Unabhängigkeit; Selbstsucht)

Der Sitz dieses Organes ist der obere und hintere Theil des Schädels.

S. Ruhmsucht und Eitelkeit (Sucht, Lob zu erringen; Gefallsucht, Koketterie, Prunkliebe; Nacheiferung, Eifersucht).

Dieß Organ liegt auf jeder Seite neben dem vorhergehenden, auf dem obern und hintern Theile des Schädels.

T. Bedächtigkeit (Vorsicht, Umsicht, gesetzter Charakter, Ueberlegtheit; Anlage, die möglichen Fälle der Begebenheiten zu berechnen; Unruhe, Unentschlossenheit.)

Das Organ liegt neben dem vorigen, in der Mitte der Vorderhauptbeine.

U. Vergleichender Scharfsinn (besondere Befähigung, Analogieen, sowie die Gleichheit und die Aehnlichkeit der Dinge aufzufinden; Anlage, die Dinge durch gefühlvolle Bilder zu schildern, und in der Rede Vergleiche aufzustellen; Quelle der Mythologie, der Allegorie und der Lehrfabel.)

Der Sitz dieses Organes ist in der Mitte der Stirn, über dem der Gutmüthigkeit; das Organ bewirkt bei größerer Ausbildung eine Art Wulst und zieht sich als umgekehrter Kegel gegen das Organ der Erziehungsfähigkeit.

V. Tiefsinn (Beobachtungsgabe; das Verlangen, die Bedingungen kennen zu lernen, unter denen die Dinge existiren; Neigung, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung aufzufinden; Befähigung zu Abstractionen und Generalisationen; Verlangen, bis zu den ersten Ursachen zu gelangen, welche wir nicht zu erkennen vermögen; metaphysischer Scharfsinn; transcendentaler Speculationsgeist).

Das Organ nimmt den ganzen obersten Theil der Stirn ein, etwa einen halben Zoll unter dem obersten Stirnrande; es schließt das vorhergehende Organ mit ein und bildet eine nach unten sich verengende Wulst.

W. Witz (Befähigung, die komische Seite der Personen und der Dinge aufzufassen; Geist plötzlicher Einfälle, der Lustigkeit, treffender Entgegnungen; Spottsucht; Neignng zur Satyre).

Eine doppelte, gerundete Erhöhung zu beiden Seiten außerhalb des vorigen Organes, zu jeder Seite der Stirn, bezeichnet die Lage dieses Organes.

X. Inductionsvermögen (poetisches Gefühl; Liebe zum Schönen; reiche Einbildungskraft; Geschmack an dem Erhabenen in der Kunst; dichterische Begeisterung, Erhebung).

Das Organ liegt an der obern Seite des Kopfes, etwas über den Schläfen, über und vor dem Diebessinn.

Y. Gutmüthigkeit (Wohlwollen, Nächstenliebe, Herzensgüte, Menschlichkeit, Mitleid, Frömmigkeit, Barmherzigkeit; die Neigung zu Wohlthaten; Philantropie).

Die größere Entwickelung dieses Organes bewirkt auf dem obern und mittlern Theile der Stirn eine bedeutende Erhöhung, eine Art Vorsprung.

Z. Theosophie (Gefühl der Existenz Gottes; Frömmigkeit, Gottesfurcht; Achtung vor Allem, was ehrwürdig ist; Unterwürfigkeit, Demuth).

Bei größerer Entwickelung bildet dieses Organ von dem obern Stirnrande an, indem er fortwährend in die Höhe steigt, bis zu dem Afange der Pfeilnaht, eine Wulst, so daß über derselben die ganzen Theile zu beiden Seiten des Kopfes glatt herabfallen.

AA. Beharrlichkeit (Festigkeit, Charakter, Trotz. Dieser Sinn verleiht auch den andern Fähigkeiten Beständigkeit und Ausdauer. Entschlossenheit, Kraft, Emsigkeit; Neigung zur Hartnäckigkeit und zum Eigensinn).

Das Organ liegt hinter dem Stirnbein, in dem Winkel, welchen die Pfeilnaht mit der Kranznaht bildet.

BB. Darstellungsvermögen (die Gabe, die Bewegungen und das Wesen Anderer nachzuahmen; Anlage zu glücklichen Erfolgen auf der theatralischen Laufbahn, zu übertriebenen Schilderungen, zu Spaßmacherei; Fähigkeit, Gefühle und Begriffe durch Bewegungen richtig auszudrücken. Dieser Sinn giebt den Malern, den Bildhauern und den Schauspielern die Wahrheit der Bewegungen und der Stellungen ein).

Zwei längliche Erhöhungen, zu beiden Seiten neben dem Organe der Gutmüthigkeit liegend, sind die Zeichen dieses Organes.

§. 6.

Das System Spurzheim's.

(Man vergleiche hiermit Figur 3, Tafel V.)

Spurzheim hatte bei seinen Beobachtungen gefunden, daß die von seinem gefeierten und von ihm selbst bewunderten und aufrichtig geliebten Lehrer bezeichneten Organe theils nicht hinreichten, alle die verschiedenen und verschiedenartigen Anlagen des Menschen zu erklären, theils nicht den nothwendigen Unterschied zwischen den Arten dieser Anlagen machten, sowie daß der Sitz der Organe von zum Theil nicht genau genug präcisirt worden war.

Indem er daher im Ganzen dem Systeme Gall's treu blieb, und viele von demselben aufgestellte Grundsätze anerkannte, erweiterte und modificirte er dasselbe, indem er sowohl die angeborenen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten in vier Classen sonderte, als auch die Organe zum Theil anders benannte und ihre Zahl bis auf fünfunddreißig vermehrte. Diese Vermehrung entstand hauptsächlich dadurch, daß Spurzheim auf einem Theile der obern Seitenwölbung des Schädels, den Gall unerörtert gelassen hatte, noch verschiedene neue Organe entdeckte.

So entstand denn das folgende System mit den bezeichneten Abtheilungen und Benennungen:

A. Neigungen *).

1) Begattungstrieb. (1.)
2) Philogenitur. (2.)
3) Habitativität.
4) Anhänglichkeitstrieb. (3.)
5) Kampflust. (4.)
6) Zerstörungssinn. (5.)
7) Sinn der Verschwiegenheit. (6.)
8) Erwerbungstrieb. (7.)
9) Bausinn. (19.)

B. Gefühle.

10) Selbstachtung. (8.)
11) Beifallstrieb. (9.)
12) Behutsamkeit (10.)
13) Wohlwollen. (24.)
14) Ehrfurcht. (27.)
15) Festigkeit. (27.)
16) Gerechtigkeit.

---

*) Die in Parenthese angegebenen Zahlen bezeichnen die correspondirenden Nummern in dem Systeme Gall's.

17) Hoffnung.
18) Wunderglaube. (26.)
19) Idealität. (22. 23.)
20) Spottsucht.
21) Nachahmungssucht. (25.)

C. Fähigkeiten intellectueller Wahrnehmung.

22) Individualität. (11.)
23) Configuration. (13. 19.)
24) Ausdehnung. (12.)
25) Schwere.
26) Farbe. (16.)
27) Localität. (12.)
28) Rechnung. (18.)
29) Ordnung.
30) Möglichkeit. (11.)
31) Zeit. (18.)
32) Töne. (17.)
33) Sprache. (14. 15.)

D. Fähigkeiten intellectueller Ueberlegung.

34) Vergleichung. (20.)
35) Wirkungsart einer Ursache. (21.)

§. 7.

Belege zu dem Systeme der Phrenologie; Beispiele; Anekdoten *).

Zu A. Fortpflanzungstrieb. Bei allen Thieren, bei welchen der Begattungstrieb am stärksten ist, zeigt sich das kleine Gehirn verhältnißmäßig am größten.

---

*) Die Buchstaben beziehen sich auf die in dem Systeme Gall's angegebenen Organe.

Taf. VI.



Caterine

Katharina II. Kaiserin v. Russland.

Bei Wasserköpfen wird das kleine Gehirn von dem Wasser verschont und es besteht daher bei den Menschen, welche an dieser Krankheit leiden, der Begattungstrieb sehr lange. — Die Kretins, welche oft eine viehische Brunst zeigen, während ihnen alle Geisteskräfte mangeln, haben, nach vielfach angestellten Beobachtungen, ein ungemein umfangreiches kleines Gehirn.

Ein kleines Gehirn von geringerer Entwickelung ist dagegen ein Zeichen von unbedeutender Geschlechtsliebe, ja, der Mangel kann sogar so weit gehen, daß er zur Antipathie gegen das andere Geschlecht wird. So erwähnt Gall eines Wiener Arztes, Hett, welchem übel wurde, wenn ein Frauenzimmer ihm einen Kuß geben wollte.

Ungewöhnlich stark war dieses Organ nebst mehren andern an dem Schädel der Kaiserin Katharina II. von Rußland entwickelt (man vergleiche hiermit das Portrait auf Tafel VI.), und es lassen sich dadurch die ungewöhnliche Geschlechtsliebe erklären, durch welche diese auch in so vielen andern Beziehungen ausgezeichnete Frau ihr Privatleben befleckte.

Zu B. Kinderliebe.

Dieß Organ bezeichnet mehr die Mutterliebe, als im Allgemeinen die Liebe der Eltern zu den Kindern oder der Kinder zu den Eltern. Deßhalb ist es auch in der Regel an dem weiblichen Schädel ungleich mehr entwickelt, als an dem männlichen, und schon bei der Geburt kann man danach an der Gestalt des Schädels das Geschlecht des Kindes erkennen. Wo es sehr schwach ist, oder wo es gänzlich fehlt, da mangelt auch das Gefühl der Mutterliebe, und bei mehren Kindesmörderinnen, deren Schädel Gall in Wien, Leipzig und Torgau untersuchte, war der Sitz dieses Organs ganz flach. Dagegen fand er eine ungemein große Erhöhung bei einer Frau, welche in ihrer Schwangerschaft an der firen Idee litt, sie werde mit sechs Kindern niederkommen.

Bei dem Abbé Gaultier, welcher sein ganzes Leben der Erziehung der Kinder widmete und namentlich auch durch eine Menge

vortrefflicher Kinderschriften bekannt ist, zeigt sich dieß Organ stark entwickelt; dagegen fehlte es gänzlich bei dem Muttermörder Boutiller, welcher seine Mutter mit siebenundzwanzig Messerstichen getödtet hatte, dann die Nacht ruhig neben dem Leichname derselben zubrachte und den folgenden Tag unter Ausschweifungen verlebte.

Sehr interessant ist die folgende Anecdote, welche wir der bereits erwähnten Schrift des Herrn David entlehnen.

„Vor einigen Jahren begab sich der Doctor Leroy nach dem Museum von Versailles, um dort den Schädel der berüchtigten Giftmischerin Marie Margarethe Dreux d'Aubray, Marquise von Brinvilliers, zu untersuchen, der in jenem Museum aufbewahrt wurde, wie er gehört hatte. Die Geschichte dieses abscheulichen Weibes ist so bekannt, daß wir auch unsere Leser davon unterrichtet glauben dürfen. Wir erwähnen daher nur, daß die Brinvilliers ihr eigenes, neugebornes Kind, die Frucht eines heimlichen, strafbaren Umganges, ihren Vater, ihre beiden Brüder, ihre Kammerfrau und ihren Sohn vergiftet hatte, und aller dieser Verbrechen überführt, am 17. Juli 1676 hingerichtet wurde.

Nachdem der Doctor Leroy den ihm vorgelegten Schädel genau untersucht hatte, sprach er gegen den Director des Museums die Behauptung aus, der Schädel sei nicht der der Brinvilliers. Unter andern Organen, welche mit dem Charakter jener Giftmischerin unverträglich waren, deutete er besonders auf das der Kinderliebe, welches stark entwickelt war, während die Brinvilliers ihr neugeborenes Kind und ihren Sohn vergiftet hatte. Der Zustand der Knochen verrieth überdieß eine viel jüngere Person, als die Brinvilliers, welche bei ihrer Hinrichtung einige und fünfzig Jahre alt war. Auch mit der Größe der Giftmischerin stimmte der Schädel nicht überein. An diesem zeigten sich als die hervorspringendsten Organe Eigenliebe, Eitelkeit, Vorsichtigkeit, List, Würgsinn, Gottesfurcht und Festigkeit.

Einige Zeit später machte der Conservator des Museums durch aufgefundene ältere Papiere die Entdeckung, daß der vorgebliche Schädel der Brinvilliers der der Madame Tiquet sei. Er theilte die gemachte Entdeckung dem Doctor Leroy mit und dieser ließ es sich nun angelegen sein, in der Geschichte dieser Madame

Tiquet die Bestätigung der von ihm aufgestellten Behauptungen zu finden. Dieß gelang ihm auch in der That beinahe über Erwarten, denn die **Causes célèbres** sagten über das Leben der Tiquet Folgendes:

Angelica Nicole Cordier war groß und schön. Frühe schon zur Waise geworden und im Besitze eines großen Vermögens, wählte sie unter ihren zahlreichen Bewunderern den, welcher ihrer Eitelkeit am besten zu schmeicheln wußte und wurde die Gattin des Staatsraths Tiquet. Nach einer zweijährigen Ehe büßte Tiquet in Folge falscher Speculationen sein Vermögen ein und mit diesem verschwand auch die Liebe seiner Frau. Verletzt dadurch, ihr früheres glänzendes Leben nicht mehr führen zu können, faßte sie Haß gegen ihren Mann und indem sie sich ihren schlechten Neigungen, besonders dem Würgsinne, hingab, kam sie zu dem Entschlusse, Tiquet zu ermorden.

Mehre Mordversuche scheiterten, aber eines Abends wurde Tiquet durch einen Pistolenschuß seines Portiers, welcher der Mitschuldige seiner Frau war, getödtet.

Um den Verdacht von sich abzulenken, bestimmte ihre Vorsichtigkeit sie, am Tage nach diesem Ereignisse eine Abendgesellschaft zu besuchen, und hier wußte sie durch ihre List und Verstellungskunst alle Welt zu täuschen. Gleichwohl entstanden mehre Verdachtsgründe gegen sie, und führten zu ihrer Verhaftung. Als diese erfolgte, befand sich in ihrem Zimmer eine Dame, und sie bat dieselbe dringend, sie nicht zu verlassen, denn ihre Eigenliebe ließ sie eine gewaltige Scheu davor empfinden, mit all der Canaille, wie sie das Gerichtspersonal nannte, allein zusammen zu sein.

Nachdem sie die Anlegung der Siegel erbeten und im Gefühl ihrer Kinderliebe ihren Sohn zärtlich umarmt hatte, ließ sie sich in das Gefängniß abführen. Hier bewog ihre Gottesfurcht sie, den Trost der Religion zu fordern, den sie auf eine sehr erbauliche Weise hinnahm.

Ihre Festigkeit endlich zeigte sie am Tage der Hinrichtung, wo sie mit großer Fassung ihren Mitschuldigen vor ihr das Schaffot besteigen sah und mit eigner Hand die Vorbereitungen zu ihrer letzten, verhängnißvollen Toilette unterstützte.

So bestätigten also alle diese einzelnen Züge die Unfehlbarkeit der Aussprüche, welche die Wissenschaft durch den Mund des Doctors Leroy gethan hatte.

Zu C. Erziehungsfähigkeit.

Dieses Organ, sonst **Memoria realis** genannt, bezeichnet die Anlage zu geistiger Bildung überhaupt. Auch hier wieder gilt der Schädel des Abbé Gaultier als Beleg und ebenso der von Descartes. (S. hierzu das Portrait auf Tafel **VII.**)

Zu D. Ortssinn.

Diese Benennung ist nicht bezeichnend genug, denn der Ortssinn Gall's ist überhaupt die Fähigkeit, Verhältnisse des Raumes aufzufassen. Gall beobachtete dieß Organ in größerer Ausbildung bei dem Professor Schultes, dem Professor Stein, an dem Hofrath Höfer, Leibarzt des Erzherzogs Carl. Die Anlagen, welche von diesen Organen abhängen, sind die Neigungen zu allen Wissenschaften und Künsten, bei denen es auf Beobachtung, Ausmessung und Darstellung der Verhältnisse des Raumes ankommt; daher Hang zur Geographie und folglich auch zu Reisen. Deßhalb zeigen Büsten und Portraits von Cook, Columbus und anderen Seefahrern dieß Organ in höherem Grade.

Auch Newton, Boden, Pater Hell sind Beispiele; ferner findet man das Organ stärker ausgebildet bei Landschaftsmalern, z. B., Schönfelder. — Die Fähigkeit, ein Terrain schnell zu überblicken und aufzufassen, bei Feldherren von so großer Wichtigkeit, wird ebenfalls durch dieß Organ bedingt, und Laudon, Mack und andere Generale liefern dazu den Beleg.

Zu E. Personensinn.

Dieß Organ wird als eines der unwichtigsten bezeichnet; dennoch findet es sich bei einzelnen Personen in hohem Grade entwickelt, und namentlich Eroberern und Feldherren ist es oft sehr ersprießlich

gewesen. Ein guter Polizeimann kann kaum ohne einen höheren Grad dieses Sinnes gedacht werden. Wegen seines Sitzes läßt es sich an Portraits sehe schwer bezeichnen, und selbst an den lebenden Menschen eben deßhalb nicht leicht erkennen. Friedrich der Große und Napoleon sind Belege für diesen Sinn.

Zu F. Farbensinn.

Der Sinn für Farben liegt keineswegs bloß im Auge, wie viele Menschen anzunehmen geneigt sind; denn es giebt manche Leute mit übrigens sehr guten und scharfsichtigen Augen, denen dennoch der Farbensinn mangelt. Es ist daher offenbar, daß der Sinn für Farben und Alles, was damit zusammenhängt, noch einen andern Grund hat, und diesen entdeckte Gall in dem Organe, welches unter anderem auch den Hang bezeichnet, sich durch die Mannichfaltigkeit der Farben an den Blumen zu ergötzen.

Wie manche Personen den Farbensinn in ausgezeichnet hohem Grade besitzen, was man namentlich durch viele berühmte Maler bewiesen findet, so giebt es andere, denen er beinahe gänzlich mangelt, und Gall kannte, z. B., in Wien zwei Familien, deren sämmtliche Mitglieder alle Farben entweder für Weiß oder Schwarz hielten.

Ausgezeichnet war dieß Organ bei Raphael, Titian, Rubens, Gérard und andern Malern. Im Allgemeinen haben die Frauen es in höherem Grade, als die Männer.

Zu G. Tonsinn.

Daß der Tonsinn wirklich mit dem, ihm angewiesenen Organe zusammenhängt, wird dadurch bewiesen, daß die gewölbten Erhöhungen, welche dieses Organ bezeichnen, sich bei allen Singvögeln finden, während es den Vögeln mangelt, welchen die Gabe des Gesanges von der Natur nicht verliehen worden ist. Auch an vielen großen Musikern und Tondichtern hat man dieß Organ in besonderer Entwickelung bemerkt, so, z. B., an Mozart, Gluck, Haydn,

Viotti, Gretry, Rossini, Meyerbeer, an dem berühmten Violinvirtuosen Lafond, an Newkomm u. A.

Der Tonsinn umfaßt zugleich auch den Sinn für Tact und Rhythmus, und als eine Merkwürdigkeit muß es bezeichnet werden, daß er sich sogar an Taubstummen findet, welche dann nach dem Tacte der Musik ebenso gut tanzen können, als hörten sie die Töne. Auch bei Harthörigen zeigt sich etwas Aehnliches; sie haben einen feinen Sinn für Musik und ein, für die Sprache gänzlich Tauber, Lyser, war sogar ein tüchtiger, musicalischer Kritiker. Auch einen gerade entgegengesetzten Fall erwähnt Gall, indem nämlich ein Mensch, durch eine schwere Krankheit das Gehör verlor, während sich bei ihm zugleich der Tonsinn plötzlich auf eine auffallende Weise offenbarte. Eine andere merkwürdige Erscheinung war, daß ein wahnsinniger Knabe, welcher an epileptischen Zufällen litt, während der heftigsten Anfälle derselben mit der größten Deutlichkeit und Sicherheit Volkslieder sang.

An Kindern entwickelt sich der Tonsinn schon sehr zeitig.

Zu II. Zahlensinn.

Gall wurde auf das Organ dieses Sinnes zuerst bei einem dreizehnjährigen Knaben, dem Sohne eines Schmiedes in St. Pölten, aufmerksam. Dieser Knabe konnte drei Zahlenreihen, jede von 11 Ziffern, ebenso schnell, wie sie aufgeschrieben wurden, auswendig lernen, und im Kopfe die verschiedensten Rechnungsoperationen damit vornehmen.

An der Büste Newton's ist dieß Organ in besonderer Ausbildung bemerkbar; ebenso findet man es bei vielen großen Mathematikern und mit Ortssinn verbunden bei Astronomen, z. B., bei Kästner, Euler, Boden, Hell ꝛc. Der Schädel von Descartes ist ebenfalls ein Beleg für die Bedeutung dieses Organes. (S. hierzu das Portrait auf Taf. VII.)

Gall machte bei seinen Beobachtungen mehre Erfahrungen, welche die Wirksamkeit dieses Organes bestätigten und zwar zuweilen auf eine merkwürdige Weise.

Taf. VII.



Descartes.

Nach jenem Knaben in St. Pölten fand er es zunächst auf besondere Weise ausgeprägt bei dem Appellationsrath Mantelli in Wien, welcher als ausgezeichneter Rechner und wegen seines merkwürdigen Zahlengedächtnisses bekannt war. Ein Wahnsinniger zählte unablässig von 1 bis 99, aber nie weiter, obgleich auch bei ihm das Organ sehr entwickelt war. Der Apotheker Rebhahn in Wien fühlte jedesmal zu Neujahr, wenn er seine Rechnungen zu machen hatte, einen heftigen Schmerz an der Stelle dieses Organes, und dieselbe Erscheinung zeigte sich bei dem Kaufmann Stock zur Zeit seiner Meßrechnungen.

Bei Thieren fehlt dieß Organ gänzlich.

Zu I. Wortsinn.

Dieß Organ findet man in besonderer Stärke an mehren berühmten Schauspielern, z. B., an Iffland, an der Unzelmann-Bethmann rc. Auch Büffon, der berühmte Naturforscher, der zu seiner Wissenschaft allerdings eines ausgezeichneten Wortgedächtnisses bedurfte, zeigt diese Eigenthümlichkeit.

Dieß Organ führt auch zu der Bildung von Sammlern und sogenannten Gedächtnißgelehrten.

Zu K. Sprachsinn.

In großer Deutlichkeit zeigte sich dieß Organ an Philologen und Sprachforschern: Lavater (vergl. dessen Portrait), Ostertag, Adlung, Johannes v. Müller, Baratier, Leibnitz rc.

Rücksichtlich dieses Organes hat Gall die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß es zwar in hohem Grade vorhanden sein kann, daß aber die Personen, welche damit begabt sind, oft nur mit großer Schwierigkeit sprechen und zur Erlernung von Sprachen gar keine Anlage haben. Dergleichen Fälle konnten ihm indeß nicht als Widerlegung von der Wirksamkeit des Sprachsinnes gelten, da sie von offenbaren Anlagen zum Wasserkopfe, oder von andern Ursachen des Blödsinnes herrührten.

Für den von ihm aufgestellten Satz sprechen wieder andere Beispiele; namentlich das einer Frau in Wien, welche ihrer Geisteskräfte vollkommen mächtig war, sogar den Unterricht ihrer Kinder selbst leitete, aber niemals sprechen lernen konnte. Nach ihrem Tode zeigte die Section, daß ihr das Organ des Sprachsinnes gänzlich mangelte. Auch bei einigen Wahnsinnigen, die zwar früher gesprochen hatten, seit ihrem Wahnsinn indeß nicht zum Sprechen zu bringen waren, zeigte es sich, daß ihre Augenhöhlenplatten an der Stelle, wo der Sprachsinn liegt, höher als gewöhnlich aufgewölbt waren.

Dagegen gewann Gall durch seine Forschungen aber auch die Ueberzeugung, daß Zunge und Gaumen zur Sprache nicht so unbedingt erforderlich seien, als man dieß gewöhnlich annimmt; denn in Straßburg kannte er eine Frau, welche keine Spur von einer Zunge hatte und dennoch mit voller Deutlichkeit sprach. Einer andern Person, die Gall ebenfalls persönlich kennen lernte, war der Gaumen der ganzen Länge nach durch eine Hasenscharte gespalten, ohne daß sie sich dadurch am Sprechen gehindert sah.

Zu L. Kunstsinn.

Dieß Organ findet sich bei allen Personen, welche sich durch mechanische Fertigkeiten, oder doch wenigstens durch eine besondere Anlage dazu, auszeichnen. Mit besonderer Deutlichkeit zeigt sich dieß Organ an dem Schädel Raphael's und ebenso an dem des bekannten Mechanikers, Frater David in Wien. Bréguet, der berühmte Uhrmacher in Paris, ist ebenfalls ein Beispiel; ferner Canova, der Bildhauer David, der englische Ingenieur Brunel.

Zu M. Freundschaft, Anhänglichkeit.

Gall wurde durch seine Beobachtungen auf die Existenz eines Organes für dieses Gefühl geleitet, und in seinen Annahmen sowohl durch die Schädel des Pudels und des Dachshundes, der treuesten unter den Hunden, bestätigt, als auch durch die Erfahrung, daß selbst bei den ärgsten Verbrechern diese Tugend zuweilen in hohem

Grade besteht. So erhing sich, z. B., in dem Gefängnisse zu Lichtenstein bei Wien ein berüchtigter Straßenräuber lediglich aus dem Grund, um seinen Spießgesellen nicht durch die ihm abzudringenden Geständnisse verrathen zu müssen.

An dem natürlichen Schädel des Dichters Alxinger zeigte sich das Organ sehr deutlich, ebenso an dem General Wurmser und an dem authentischen Schädel der Heloise.

Der oben nach der Erfahrung Gall's angeführte Fall, daß ein Straßenräuber sich erhängte, um seinen Freund vor der Strafe zu bewahren, fand ein Seitenstück an einem gewissen Héluin, welcher wegen eines, mit Mord verbundenen Straßenraubes hingerichtet wurde und, nach dem Ausweise der Acten, sich des Verbrechens doch lediglich schuldig gemacht hatte, um dem Wunsche des Anstifters, des mit ihm durch innige Freundschaft verbundenen Le Pelletier, nachzukommen.

Zu N. Raufsinn.

In der edlern Bedeutung, welche das Organ dieses Sinnes ebenfalls bezeichnet, gilt der früher bereits erwähnte General Wurmser auch hier als Bestätigung uud zugleich als negativer Beweis der Schädel Alxinger's, der sein ganzes Leben hindurch nicht nur schüchtern und ängstlich, sondern sogar feig war, und bei dem sich die Stelle dieses Organes ganz abgeplattet zeigte. Mochte auch Wurmser als Feldherr seinem großen Gegner Bonaparte nicht gewachsen sein, so gab doch dieser selbst ihm das Zeugniß eines ausgezeichneten persönlichen Muthes. für welchen der Raufsinn ebenfalls als Ausdruck dient.

Zu O. Würgsinn.

Nach Gall findet sich dieser Sinn nur bei fleischfressenden Thieren, und bezeichnet deßhalb auch bei den Menschen nicht bloß Mordlust im Allgemeinen, sondern auch Grausamkeit, die sich an den Qualen Anderer ergötzt. Dennoch deutet dieses Organ, wie jedes andere, nur die Anlage an, und diese kann entweder durch äuße-

Einflüsse, oder durch das Uebergewicht anderer Anlagen, an der Entwickelung gehindert werden. Wo indeß eine solche Hinderung nicht eintritt, da wird das Vorhandensein dieses Organes stets zu Mord und Grausamkeit führen, und man findet es daher auch an allen bestraften Mördern, deren Verbrechen einen Charakter tragen, welcher besonders geeignet ist, das Gefühl zu empören.

Die Wahrheit des so eben aufgestellten Satzes wird durch den Schädel eines gewissen Voirin bestätigt, welcher einen seiner Verwandten ermordet hatte. Er kannte seine Mordlust, aber er verabscheute sie, und machte wiederholt den Versuch des Selbstmordes, um sich den verderblichen Folgen dieser Neigung zu entziehen. Wurde er heftig aufgeregt, namentlich, wenn genossene Getränke ihm in den Kopf stiegen, so fühlte er seine Mordlust in erhöhtem Grade erwachen, und war dann ein sehr gefährlicher Gesellschafter, aber er verminderte die Gefahr dadurch, daß er seine Gefährten selbst warnte und sie von seinem dringenden Verlangen, Einen von ihnen umzubringen, benachrichtigte.

Die **Gazette des Tribunaux** theilte seiner Zeit den folgenden Fall mit, welcher den schlagenden Beweis liefert, welche Sicherheit Gall in der Erkennung der Organe und darauf gegründeten Erkennung der Charaktere erlangt hatte.

Im Jahre 1823 hielt Gall in seinem eigenen Hause eine seiner berühmten phrenologischen Vorlesungen. Seine Zuhörer waren größtentheils Studenten der Medicin, welche, als solche, Zutritt in den Hospitälern hatten. Alle hingen voll Enthusiasmus an ihrem Lehrer und benutzten eifrig jede Gelegenheit, die Sammlung Gall's durch werthvolle Beiträge zu vermehren. Zu diesem Zwecke machten sie sich kein Gewissen daraus, zum Nutzen der Wissenschaft Diebstähle zu begehen, wenn in dem Hospitale irgend ein merkwürdiges Individuum gestorben war. Zwar hatte ihnen Gall dieß streng untersagt, allein dennoch fand er mehrmals auf seinem anatomischen Tische Geschenke der Art.

Zu der erwähnten Zeit wurde in Versailles einer jener Menschen hingerichtet, deren Verbrechen in der Geschichte der Criminaljustiz beinahe ohne alles Beispiel dastehen. Einige der Zuhörer Gall's beschlossen, sich den Kopf des Hingerichteten zu verschaffen.

Es gelang ihnen, diesen Vorsatz auszuführen, und noch an demselben Abend stand der Kopf auf der Tafel Gall's. Sobald er das neue Beutestück seiner Schüler erblickte, rief er aus: „Da haben Sie wieder eine Thorheit begangen!" und lächelte dabei halb zürnend, halb gutmüthig. Als er dann aber unwillkürlich die Augen prüfend auf den Schädel richtete, brach er in die Aeußerung aus: „Pfui! Was für ein häßlicher Kopf!"

Darauf nahm er ihn in beide Hände, betastete ihn mit der größten Genauigkeit, betrachtete ihn aufmerksam nach allen Richtungen. Nach einer gründlichen Untersuchung von einigen Minuten fuhr er dann fort: „Das ist der Kopf eines Gerichteten; — dieser Mensch muß ohne Zweifel durch den Ungestüm seiner Sinne zum Verbrechen geführt worden sein; die Wollust, die glühendste Begier, diesen Trieb zu befriedigen, hat ohne Zweifel alle übrigen Fähigkeiten dieses Unglücklichen beherrscht. Er muß überdieß sehr beschränkte Verstandeskräfte besessen haben, einen ziemlich finstern Charakter und einen starken Vernichtungstrieb. Seine Begierden, durch Einsamkeit und Entbehrungen gesteigert, werden ihn zu einem solchen Grade wüthender Aufregung getrieben haben, daß ihm zu deren Befriedigung alle Mittel willkommen waren, besonders aber das des Mordes."

Bei diesen Worten deutete Gall auf die niedrige Stirn, auf die ganz gepreßte Bildung dieses Schädeltheiles, auf die große Entwickelung des Hinterhauptes und der Seitentheile, welche der Sitz vom Organe der List und des Würgsinnes sind. Besonders machte er auf den Hals aufmerksam, welcher am untern Theile des Schädels ausgezeichnet stark war, und an welchem sich ein kleines Gehirn angeschlossen haben mußte, welches durch seine ungemeine Größe alle übrigen Theile des Gehirnes zusammendrücken mußte.

Indem er auf einige Ausbiegungen oder Knochenspitzen deutete, welche nach innen in das Gehirn eindrangen, fügte er hinzu, daß diese krankhafte Anlage möglicherweise den Handlungen der Rohheit, deren der Verbrecher sich schuldig gemacht, einen wahrhaft unerklärlichen Charakter der Verwilderung verliehen haben könnte.

Alle Zuhörer vernahmen schweigend und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit diese Auseinandersetzungen ihres Lehrers, welcher,

ohne es zu wissen, die Verbrechen schilderte und erklärte, welche ein gewisser Léger begangen hatte, der am Morgen eben dieses Tages hingerichtet worden war und dessen Schädel Gall auf solche Weise mit staunenerregender Wahrheit deutete. Denn Alles, was Gall aus dem Anblicke des Schädels geschlossen hatte, wurde im höchsten Grade durch das Leben und das Verbrechen dieses Léger bestätigt.

In dem Alter von zwanzig Jahren war dieser Mensch durch seine finstere Melancholie bewogen worden, sich in eine Felsenhöhle zu flüchten, welche in der Mitte eines dichten Waldes lag. Hier nährte er sich von den Thieren des Waldes, die er im Laufe überholte, zerriß und dann noch frisch blutend verschlang. Eines Tages kam an seinem Felsensitze ein junges, fünfzehn Jahre altes Mädchen vorüber. Léger stürzte über die Unglückliche her, warf ihr eine Schlinge über den Hals und schleppte sie in die Tiefe des Waldes. Hier befriedigte er an dem bereits leblosen Körper seine zügellosen Begierden, — und hielt dann von der Leiche ein cannibalisches Mahl.

Drei Nächte hintereinander schlief Léger neben dem verstümmelten und zerfleischten Leichname seines Opfers. Das Geschrei der Raubvögel, welche ihm seine Beute streitig machten, verscheuchte ihn davon. Da entfloh er und fiel in die Hände der Gerechtigkeit. Vor dieser legte er mit großer Unbefangenheit das offene Geständniß ab: „Ich habe ihr Blut getrunken, weil ich danach Durst empfand *).“

---

*) Die Verantwortlichkeit für die Wahrheit dieser Geschichte müssen wir dem Herrn David überlassen, dessen bereits erwähnter Schrift wir dieselbe entlehnten. Leicht dürfte übrigens der Verdacht geweckt werden, Gall sei mit den öffentlichen Tagesereignissen hinlänglich bekannt gewesen, um sogleich auf die Vermuthung zu kommen, der ihm geschenkte Kopf sei der des am Morgen eben des Tages hingerichteten Verbrechers gewesen, und da über denselben gewiß sehr viel in die Oeffentlichkeit gedrungen war, konnte er dann leicht die Rolle eines rückwärts gekehrten Propheten spielen, indem er das, was ihm von dem Leben Léger's bereits bekannt war, aus dessen Schädel herauszulesen schien. Freilich aber wäre das ein Charlatanismus gewesen, den man Gall nicht zutrauen durfte.

Um dahin zu gelangen, sich mit solcher Sicherheit über die Organe der Schädel auszusprechen, welche einer Prüfung unterworfen werden, ist nicht nur lange practische Erfahrung durch angestellte Beobachtungen erforderlich, sondern namentlich auch eine vorzügliche Beobachtungsgabe, und einer solchen darf sich natürlich nicht Jeder rühmen, der sich mit phrenologischen Studien beschäftigt. Leicht erklärlich sind aus diesem Grunde die lächerlichen Mißgriffe und verkehrten Urtheile, welche einzelne Phrenologen sich haben zu Schulden kommen lassen, und welche dann von den Gegnern eifrig als Waffen benutzt worden sind. Dürfen aber mit Recht die Fehler Einzelner der ganzen Wissenschaft zur Last gelegt werden? Giebt es nicht, z. B., auch dumme oder ungeschickte Aerzte, ohne daß man deßhalb die Wissenschaft der Medicin verwerfen darf? Findet man Aehnliches nicht in allen Wissenschaften?

Gall und Spurzheim besaßen den erforderlichen Scharfblick der Beobachtung, welchen der Phrenolog weniger entbehren kann, als irgend ein anderer Forscher, in ausgezeichnetem Grade; aber auch mehre ihrer Nachfolger dürfen sich desselben rühmen, und haben von dieser Befähigung auffallende Beweise geliefert. Unter diesen verdient ganz besonders Herr Dumoutier, Professor der Anatomie in Paris, einer rühmlichen Erwähnung. Die nachfolgende interessante Anekdote möge dafür den Beweis liefern.

Eine alte Frau, die Witwe Houet, welche in der **rue de Vaugirard** in Paris wohnte, verschwand plötzlich. Die Unordnung, welche in dem Zimmer herrschte, ließ vermuthen, die Alte sei ermordet und ihre Leiche fortgeschafft worden. Es fiel Verdacht auf Robert, den Schwiegersohn der Houet, und einen gewissen Bastien; allein es konnte kein Beweis gegen sie entdeckt werden. Dessen ungeachtet behielt die Justiz sie im Auge, und nach achtzehn Jahren gelang es, einen Brief Bastien's an Robert aufzufangen, der das Verbrechen beinahe außer Zweifel stellte. Beide wurden verhaftet und die Untersuchung führte zu einem höchst merkwürdigen Auftritte, welchen wir abgekürzt dem „National" nacherzählen:

„Das geheimnißvolle Haus der **rue de Vaugirard** war am vergangenen Sonnabend der Schauplatz einer interessanten Verhand-

lung. Der berühmte Anatomiker **Dumoutier** war ohne Angabe des Grundes berufen worden. Er fand in einem größeren Gemache verschiedene Gerichtspersonen und die beiden Angeklagten und wurde von dem Procureur des Königs aufgefordert, sein Urtheil darüber abzugeben, ob die ihm vorgelegten Gebeine einen und demselben Menschen angehörten, welches Geschlechtes derselbe gewesen und wie lange die Gebeine in der Erde gelegen. Herr **Dumoutier** untersuchte die Trümmer des Skeletts, beseitigte einige darunter gemischte Thierknochen und sagte dann: Aus der länglichen Gestalt des Schädels gehe hervor, daß derselbe einem weiblichen Individuum angehört habe; die Schädelnähte ließen auf ein hohes Alter der Verstorbenen schließen und nach dem Zustande der Knochen zu urtheilen, müßte sie schon vor mehren Jahren beerdigt worden sein. Alle Anwesenden hörten diese Erklärungen mit großer Theilnahme, besonders aber verrieth die Physiognomie der beiden Angeklagten, daß sie ihnen nicht gleichgültig waren. Aber wie wuchs das Staunen Aller, als Herr **Dumoutier** fortfuhr, und mit dem Schädel in der Hand versicherte, die Verstorbene müßte geizig gewesen sein und geneigt zu heftigem Aufbrausen. Dann brachte er noch andere Details hinzu, welche vollkommen mit dem übereinstimmten, was man von der Witwe **Houet** wußte."

Zu P. Schlauheit.

Dieß Organ bezeichnet im Allgemeinen die Fähigkeit, fremde Anschläge zu durchschauen und sie zu eigenem Vortheil zu lenken; diese Eigenschaft wird mit Klugheit gepaart zur Tugend und im Verein mit Falschheit zum Laster.

Das Organ läßt auf einen Character schließen, der geneigt ist, im Trüben zu fischen oder den Mantel nach dem Winde zu hängen; man findet es bei ausgezeichneten Diplomaten, aber auch bei Feldherren und Staatsmännern, welche die feinsten Anschläge zu entwerfen und geheim zu halten verstehen und bei Schauspiel- und Romandichtern, welche sich durch Feinheit und Intrigue bei der Anlage ihrer Dichtungen auszeichnen.

Taf. VIII.



Heinrich IV

König v. Frankreich.

Zu Q. Diebssinn.

Dieß Organ bezeichnet den Trieb, durch Schlauheit und Verschmitztheit Andere zu betrügen, namentlich aber sich fremden Eigenthums zu bemächtigen. Damit sind Eigennutz oder Habgier keineswegs unbedingt und nothwendigerweise verbunden, vielmehr fehlt es nicht an Beispielen, daß Personen, welche ihrem unwiderstehlichen Drange zum Diebstahl nachgaben, die gestohlenen Gegenstände freiwillig wieder zurückgaben.

Es ist vielfach dagegen geeifert worden, daß dieser Trieb angeboren sein solle und man hat daraus sogar eine moralische Straflosigkeit des Diebes ableiten wollen; allein das Vorhandensein dieses Organes ist nichtsdestoweniger überzeugend dargethan. Als Beweis dafür kann mit Recht die Elster gelten, welche ihren Diebssinn auf merkwürdige Weise dadurch offenbart, daß sie ein Geldstück, welches man ihr offen hinwirft, zwar betrachtet, auch mit dem Schnabel aufhebt und umwendet, es aber liegen läßt, während sie eben dieses Geldstück entwendet und heimlich fortträgt, wenn man es ihr verbergen zu wollen scheint.

Daß die Befriedigung des Diebssinnes nicht immer mit Habgier oder Eigennutz verbunden ist, beweis't der König Victor von Sardinien, welcher dem Drange, sich heimlich irgend einer Sache zu bemächtigen, nicht widerstehen konnte. Auch bei andern hochgestellten Personen hat sich diese eigenthümliche Erscheinung gezeigt, unter Anderen an König Heinrich IV. von Frankreich (siehe dessen Porträt auf Tafel VIII), der auch noch für die Wirksamkeit anderer Organe, welche sich bei ihm stark ausgeprägt fanden, als Beleg dienen kann. Er selbst soll über diesen angeborenen Hang scherzhaft geäußert haben: „Wäre ich nicht König von Frankreich geworden, so würde ich wahrscheinlich als Dieb gehangen worden sein.“

Einen Fall, der ebenfalls als Bestätigung dient, erzählt Gall: Ein Gesandter hatte einen kalmückischen Knaben aus Rußland mit nach Wien gebracht. Dieser Knabe wurde nach einiger Zeit von dem lebhaftesten Verlangen zur Rückkehr nach seiner Heimath aus

keinem andern Grunde befallen, als weil er nicht stehlen durfte, und die christliche Religion, in welcher man ihn unterrichtete, ihm den Diebstahl verbot. Einen Versuch zu machen, ob sein Heimweh sich beschwichtigen ließe, erlaubte ihm der Geistliche, welcher ihn im Christenthum unterwies, einmal zu stehlen. Er maus'te darauf dem Geistlichen selbst während der Messe die Uhr und gab sie ihm am nächsten Tage zurück, indem er über die bewiesene Schlauheit eine ausgelassene Freude äußerte.

Ohne alle Ausnahme zeigte sich das Diebsorgan an mehr als hundert Personen beiderlei Geschlechtes, welche wegen begangener Diebereien im Zuchthause zu Torgau saßen und dort in Gegenwart vieler Zeugen durch Gall untersucht wurden.

An dem Schädel des berüchtigten Cartouche ist das Diebsorgan ebenfalls sehr stark ausgeprägt.

Einen höchst merkwürdigen Fall erzählt das amerikanische Phrenologische Journal vom April 1841, und wir können nicht umhin, ihn unseren Lesern hier zu erzählen:

Der Doctor W. W. Reid, aus Rochester, sagt dort: „Im März 1835 wurde ich zu einem Knaben gerufen, der seit ungefähr 12 bis 14 Tagen erkrankt war. Seine Beschwerden hatten sich allmählig eingestellt; anfangs klagte er über bloße Unbehaglichkeit, dann über Kopfschmerz und Schlaflosigkeit, indem er Nachts durch allerlei fremdartiges Geräusch am Schlaf verhindert wurde. Es ergab sich ein entzündlicher Zustand des Gehirns. Als ich ihn zuerst sah, zeigte er gelindes Fieber, war blaß, unruhig, aufgeregt, delirirend und rief fortwährend: „Ach, ach, mein Kopf, mein Kopf!“ während die Züge höchste Angst ausdrückten. Mitunter faßte er ein zufällig ausgesprochenes Wort auf und konnte dasselbe dann Dutzend Male in einem scharfen, lauten Ton vor sich hinsprechen. Ehe er noch so matt wurde, wie die Krankheit und die Behandlung ihn nothwendig machen mußten, deutete er auf die Frage, wo es ihn schmerzte, stets auf die gleiche Weise mit seinen Händen auf die Seiten des Kopfes vor und oberhalb der Ohren (an den Sitz des Erwerbs- und Verheimlichungstriebes Spurzheims, welcher mit dem Diebssinn Gall's übereinstimmt) und klagte: „Mein Kopf, mein Kopf!“

Ungeachtet er gleich anfangs sehr eingreifend behandelt wurde, trat doch keine Besserung in den Erscheinungen ein, bis der Kopf abrasirt und zwei große Blasenpflaster zu beiden Seiten des Kopfes gelegt worden waren. Die Stellen wurden zwei Wochen lang offen und in Eiterung erhalten. Gleich vom Anfange ihrer Anwendung besserte er sich und ward endlich ganz hergestellt.

Als er nun seine gewöhnliche Beschäftigung wieder vornehmen konnte, ließ sich eine merkwürdige Veränderung in seinem Character wahrnehmen. Vor seiner Krankheit war er überall in der Nachbarschaft wegen seiner Offenheit, Freundlichkeit, seines Gehorsams und seiner Ehrlichkeit bekannt. Da der Vater ein ausschweifender Mann war, so unterhielt die Mutter größtentheils die Familie durch ihre Näharbeit. Der Knabe wurde daher zu mancherlei kleinen Besorgungen und häuslichen Geschäften benutzt, welche gemeiniglich älteren Personen zufallen, als Einkaufen auf dem Markte, bei'm Krämer, Besorgung von Brennmaterial u. s. w., was er stets treu und genau ausführte. Als er aber nach der Krankheit dieselben Geschäfte wieder wie vordem übernahm, behielt er von Zeit zu Zeit einen Theil des Geldes für sich und verwendete es dann zu Ankäufen von Süßigkeiten oder Spielzeugen. Ebenso fing er auch an, von Nachbarn und Krämern im Namen seiner Mutter Geld zu borgen, unter Vorwänden, als bedürfe es seine Mutter zur Zahlung der Miethe u. s. w. Auch suchte er sich anderweitig noch Geld zu verschaffen, um, dem ausdrücklichen Verbote zuwider, in's Theater zu gehen und so in jeder Hinsicht seine Mutter zu hintergehen und zu betrügen. Zieh man ihn der Lüge und des Betruges, so läugnete er nicht, sondern gestand sofort ein; es schien ihm leid zu thun, er versprach Besserung, aber sofort verfiel er wieder in seine alten Fehler und wurde am Ende eben so berüchtigt wegen seiner Falschheit und Unehrlichkeit, als er vordem wegen seines geraden und offenen Wesens bekannt gewesen war. Die Mutter, tief bekümmert und seiner Verkehrtheiten müde, beschloß, ihn auf's Land zu schikken, um ihn der Versuchung zu entziehen und, wo möglich, wieder auf guten Weg zu bringen. Er blieb dort einige Zeit und kehrte etwas gebessert zurück; aber es vergingen sechs Monate, ehe er ganz wieder der Alte war. Seitdem ist er, wie vor seiner Krankheit, ein

guter und ehrlicher Knabe geblieben und ist jetzt 14 Jahr alt. Die Mutter wie der Knabe leben Beide noch an demselben Orte, und eine Menge Zeugen bestätigen die Wahrheit der angegebenen Thatsachen."

Gall hatte durch die zahllose Menge der von ihm angestellten Beobachtungen eine solche Sicherheit erlangt, nach der bloßen Ansicht eines Kopfes die Organe desselben zu erkennen und daraus Schlüsse auf die verschiedenen Nüancirungen in den Anlagen oder dem Character der Personen zu ziehen, daß er in den Salons oft nicht nur das größte Staunen erregte, sondern zuweilen sogar in Schrecken versetzte. Auch war dieß in der That leicht zu begreifen, da mancher Heuchler fürchten mußte, seinen wahren Character durch diesen Wundermann an das Licht gezogen zu sehen.

Eines Abends befand sich Gall in einer zahlreichen Gesellschaft von Weltleuten, Philosophen und Gelehrten. Wie gewöhnlich, wenn Gall zugegen war, kam das Gespräch bald auf sein System, welches eben damals allgemeines Aufsehen machte. Man bestritt die Angaben und Behauptungen Gall's mit großer Lebhaftigkeit, und da er keine große Rednergabe besaß, war er nahe daran, von seinen Gegnern besiegt, oder wenigstens zum Schweigen gebracht zu werden, da trat ein Fremder in die Gesellschaft, ein deutscher Professor. Gall betrachtete ihn mit aufmerksamen Forscherblicken, und ein Augenblick genügte ihm, seine vorherrschenden Organe zu erkennen. Darauf wendete er sich zu Denen, welche er von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen gestrebt hatte: Er könne aus der bloßen Besichtigung eines Kopfes die Neigungen des Individuums erkennen. „Der Herr Professor," sagte er zu seinen Gegnern, „wird hoffentlich die Güte haben, mir zum Beweise meines Satzes zu verhelfen. — Ich habe eben so wenig die Ehre, ihn zu kennen, wie von ihm gekannt zu werden; dennoch kann ich Ihnen seine herrschende Neigung nennen: Er besitzt das Organ der Sammlungen und hat sich eine angelegt."

Der Fremde bestätigte sehr überrascht die Behauptung Gall's.

„Ich könnte dabei stehen bleiben," fuhr der berühmte Phrenolog fort, „und Sie würden gestehen müssen, daß ich bereits einen genügenden Beweis lieferte; allein ich zögere nicht, noch weiter zu

gehen. Man kann Sammlungen der verschiedensten Art anlegen, Sammlungen von Büchern, Autographen, Insecten, Mineralien, Pflanzen, Münzen ꝛc. Ich aber will Ihnen nun auch noch sagen, welcher Art die Sammlung des Herrn Professors ist. Sie gehört keiner der bisher genannten Gattungen an, sondern es ist eine Gemäldesammlung."

Aller Blicke wendeten sich auf den Professor, und dieser bestätigte diese neue Angabe Gall's ebenso wie die frühere.

Staunen und Bewunderung malten sich auf allen Gesichtern und Gall feierte einen wahren Triumph, denn auf den Unglauben war der Enthusiasmus gefolgt. Nach einer kurzen Pause bat Gall um die Erlaubniß, noch einige Worte hinzufügen zu dürfen, und als ihm diese bereitwillig ertheilt worden war, sagte er:

„Was würden Sie wohl von meiner Lehre halten, wenn sie mich in den Stand setzte, auch noch die Gattung der Gemälde zu bezeichnen, welcher der Herr Professor seine Liebhaberei gewidmet hat? Ich sage aber mit voller Zuversicht, daß die Sammlung weder historische Gegenstände, noch Porträts, noch Costüme, noch Thier-, noch Blumenstücke enthält, sondern — Landschaften."

Auch dieß wurde bestätigt. Gall hatte den glänzendsten Sieg errungen, und das Vertrauen auf sein System war von da ab unerschütterlich befestigt.

Zu R. Höhensinn.

Dieß Organ bezeichnet den Stolz in seinen guten, wie in seinen bösen Bedeutungen, deßhalb auch Hochmuth und Dünkel. Gall entdeckte es zuerst in auffallendem Grade an einem Bettler, dessen ganze Lebensgeschichte darauf hinauslief, daß er sich von Kindheit an für zu gut und zu vornehm gehalten hatte, von Andern Lehre und Unterricht anzunehmen. Eben so fand Gall diesen Sinn später an Wahnsinnigen, welche der Hochmuth um ihren Verstand gebracht hatte. Weitere Beobachtungen führten ihn zu der Ueberzeugung, daß dieser Sinn sich nicht bloß auf moralische, sondern auch auf physische Höhe bezieht, demnach auf die Neigung zur

Ersteigung von Bergen, zur Luftschifffahrt ꝛc. Dafür spricht auch der Umstand, daß sich dieses Organ ebenfalls an den Schädeln solcher Vögel findet, die auf den Berggipfeln leben oder sehr hoch fliegen.

Zu S. Ruhmsucht und Eitelkeit.

Gall hat dieß Organ in größerer Entwickelung öfter an Frauen als an Männern beobachtet. Eben so fand es sich an zahlreichen Wahnsinnigen, von denen die Weiber aus übermäßiger Eitelkeit, die Männer aus Ruhmsucht und dem Bestreben nach Auszeichnung toll geworden waren. Die Letztern hielten sich daher immer für Könige, Fürsten, berühmte Männer. Eine eigenthümliche Erscheinung ist, daß Menschen, bei denen dieses Organ besonders stark ist, den Kopf gewöhnlich etwas nach hinten gebogen tragen. Das Sprichwort: Er trägt die Nase hoch — ist daher von höherer psychologischer Bedeutung, als man zu glauben geneigt sein dürfte.

Zu T. Bedächtlichkeit.

Dieß Organ findet man an solchen Menschen, welche mit genauer Ueberlegung und Erwägung aller Umstände und daher mit Unentschlossenheit und Langsamkeit zu Werke gehen, und sich bei allen ihren Handlungen Einwürfe auf Einwürfe, Zweifel auf Zweifel machen. Bei Menschen, denen dieß Organ fehlt, ist der Schädel an der Stelle, wo es seinen Sitz hat, ganz flach, und ein solcher Schädel ist dann das Zeichen des Leichtsinns und der Unüberlegtheit. Bei Bettlern von Profession scheint dieß Organ ganz weggeschnitten zu sein. Bei höherer Entwickelung führt dieses Organ zu einem krankhaften Kleinmuth, und endlich zu dem Wahnsinn, der Mensch könne in seinem gegenwärtigen Zustande nicht auskommen.

Einen höchst merkwürdigen Fall aus der eigenen Erfahrung und Beobachtung theilte der schottische Arzt B. Beamish, Esq. der Londoner phrenologischen Gesellschaft mit. Es erhellt daraus auf eine auffallende Weise, welche außerordentliche und überraschende

Wirkung die Organe besonders bei einer krankhaften Aufregung und Reizbarkeit haben können; Wirkungen, welche geeignet sein können, den Arzt zu verwirren, welcher bei seinen Beobachtungen die Phrenologie nicht mit zu Hülfe nimmt.

B. P. B. ein Knabe von 8 Jahren, sanguinisch-nervösen Temperaments, doch so, daß das nervöse beträchtlich vorherrschte, war schon seit langer Zeit wegen äußerst hartnäckiger Magen- und Unterleibsbeschwerden, welche die gewöhnlichen Rückwirkungen auf die Gehirnfunctionen zur Folge hatten, in ärztlicher Behandlung gewesen. Verschiedentlich hatten Luft- und Wohnortsänderungen Statt gefunden und überall war ärztliche Hülfe nachgesucht; alles Aufregende war sorgsam vermieden, sein Unterricht aufgegeben, seine Diät auf das Umsichtigste beachtet worden, mit einem Worte, Alles, was sich von geregelter Lebensweise, von Arzneien und der größtmöglichsten elterlichen Sorgfalt erwarten ließ, war vergeblich bereits in Anwendung gebracht. Gestörter Schlaf, nächtliche Schweiße, Abmagerung, gestörte Verdauung, Nervenreizbarkeit, Alles kam zusammen, um den Eltern so große Besorgniß einzuflößen, daß sie als letzten Versuch sich mit beträchtlichen Opfern zu einer längern Seereise entschlossen. Eines Abends, im letzten Märzmonat, als dieser Plan gerade berathen wurde und etwa eine Stunde, nachdem das Kind zu Bett gebracht war, hörte man dessen Fußtritt in dem neben seiner Schlafstube befindlichen Zimmer, wo stets Feuer im Kamine unterhalten wurde; der Vater lief sofort, um sich zu erkundigen, was den Knaben veranlaßte, das Bett zu verlassen; allein zu seinem Erstaunen fand er ihn ruhig in demselben liegen, ohne daß er sich bewegt zu haben schien. Gefragt, ob er aufgestanden gewesen sei, antwortete er „nein" und blieb auch fest dabei, als man in ihn drang, seine Anwesenheit im andern Zimmer einzugestehen.

Ich muß hier bemerken, daß der Knabe mit seinen Eltern in einem Zimmer schlief; daß er um 7 oder halb 8 Uhr, sie um 10 oder 11 Uhr, also 3 Stunden später, zu Bett gingen, wo er dann gewöhnlich wachend oder in einem ganz unruhigen Schlafe gefunden wurde.

Der Vater ging fort, um ihn nicht noch mehr aufzuregen und empfahl ihm bloß, sich zu beruhigen und einzuschlafen zu suchen.

Bald nachher aber ward sein kleiner Tritt wieder im Nebenzimmer gehört und der besorgte Vater eilte auf's Neue hinein. Das Zimmer war leer, der Knabe in seinem Bette und scheinbar ohne Arg wegen der Ursache des väterlichen Erscheinens. Wieder ward er darauf angeredet, daß er sein Bett verlassen; auf's Neue leugnete er die Beschuldigung mit vollkommen gesetzter Miene. Der Vater wußte nun in seiner höchst schmerzlichen Verlegenheit kaum, was er thun sollte, als ihm ein Strahl der Wahrheit plötzlich durch die Seele fuhr. Er bemerkte, daß das Feuer niedrig gebrannt hatte, so daß es das eine Zimmer nur wenig, das andere gar nicht erhellte; er schloß nun aus phrenologischen Gründen, auf die stark entwickelte Vorsicht*) gestützt, daß diese das Kind veranlaßt haben dürfte, die Nähe des belebenden Feuerscheins zu suchen; daß eine gleich stark ausgebildete Beifallsliebe es verhindert, seine Furchtsamkeit einzugestehen, um so mehr, da man fälschlicherweise ihm Feigheit zum Vorwurfe gemacht hatte; und daß die sämmtlich beträchtlichen Organe der Nachahmung, der Verheimlichung und der Festigkeit die Mittel an die Hand gegeben, mit scheinbar so völliger Aufrichtigkeit bei seinem ersten Ableugnen zu bleiben. Als demgemäß am folgenden Morgen ihm die Quellen, aus denen seine Empfindungen und Handlungen hervorgegangen, deutlich gemacht wurden, was zu begreifen ihm keine Schwierigkeiten machte, brach er in Thränen aus und gestand offen, daß Alles sich so verhielte. Er wurde indeß durch die Versicherung getröstet, daß, obgleich er sich einer, und zwar fast der einzigen Unwahrheit in seinem Leben schuldig gemacht, er doch nicht wieder allein gelassen werden, sondern daß fortan Jemand mit Licht im Nebenzimmer bleiben sollte, bis die Eltern sich zur Ruhe begäben. Die Folge davon war eine sofortige Besserung in allen seinen Lebensverrichtungen, insbesondere in denen des Magens; das Gleichgewicht im Organismus war wieder hergestellt; das Ansehen des kleinen Dulders gewann zusehends; und von

---

*) Vorsicht (12.), nach dem Systeme Spurzheims, welches sowohl in England als in Amerika durchgängig angenommen ist; Bedächtlichkeit aber nach dem Gall's, welches in Deutschland mehr angenommen ist, und das wir auch eben deßhalb hier zu Grunde legten.

jener Zeit hat er sich bis jetzt einer Gesundheit und Zufriedenheit zu erfreuen gehabt, die ihm lange fremd gewesen und für die er in spätern Jahren, wenn ihm das Leben erhalten bleibt, sich gewiß dankbar zum Theil der Wissenschaft verpflichtet fühlen wird, zu deren Ehre, Pflege und Verbreitung wir hier uns zusammenfinden."

Zu U. Vergleichender Scharfsinn.

Dieß Organ hat man namentlich an populären Predigern oder Rednern bemerkt, welche es verstanden, ihre Zuhörer durch Bilder, Gleichnisse und Parabeln für sich einzunehmen oder zu überzeugen.

An Göthe zeigt sich dieses Organ besonders entwickelt.

Zu V. Tiefsinn.

Dieß Organ läßt über seine Wirksamkeit keinen Zweifel, da es sich an den Köpfen vieler tiefsinniger Selbstdenker in auffallendem Grade zeigt. Sokrates, Kant, Mendelssohn, Fichte sind dafür Belege. Auch der Schädel Burdach's, des berühmten Arztes, liefert den gleichen Beweis, und nicht minder der Voltaire's.

Zu W. Witz.

Das Organ der Eigenschaft, welche man gewöhnlich Witz zu nennen pflegt, hat einen viel größeren und umfassendern Wirkungskreis, als man gewöhnlich mit diesem Worte zu bezeichnen pflegt. An den Schädeln mehrer ausgezeichneten und witzigen Schriftsteller aus dem Fache der schönen Wissenschaften zeigt sich dieß Organ in besonderer Entwickelung, namentlich bei Cervantes, Wieland, Jean Paul; auch Heinrich IV von Frankreich (siehe dessen Porträt auf Tafel VIII) besaß es in höherem Grade; der Dichter Gresset bietet ebenfalls einen Beleg.

Zu X. Inductionsvermögen.

Dieß Organ zeigt sich vorzugsweise bei Dichtern und ebenso bei großen Denkern, welche die verschiedenartigsten Dinge mit einem

gewissen ganz eigenen Scharfblick aufzufassen, zu einem genialen Ganzen zu vereinigen und die einzelnen Beobachtungen in eine streng systematische Ordnung zu bringen wissen, kurz, bei vielumfassenden Köpfen. Anfangs nannte Gall diesen Sinn Beobachtungsgeist und später wurde das Organ als Ausdruck des poetischen Geistes bezeichnet. Bei Kindern, welche auf alle ihre Umgebungen genau achten und bei denen der Verstand sich früh entwickelt, zeigt sich dieß Organ öfters in höherem Grade, und bewirkt dann die oft bei Kindern bemerkbare gewölbte Stirn, welche sich indeß in spätern Jahren wieder mehr oder minder verflächt.

Ein dichterischer Schuhmacher, ein zweiter Hans Sachs, François, in Paris, wird von Gall, dessen Sammlung den Originalschädel enthält, als Beleg aufgestellt. Unter mehren andern Dichtungen schrieb er auch ein fünfaktiges Trauerspiel: „Die Ruinen von Palmyra,“ in welchem sich ein schönes dichterisches Talent offenbaren soll.

Ein weiterer von Gall aufgestellter Beweis ist der italienische Dichter und Musiker Sestini, welcher sich schon in früher Jugend durch ein seltenes Improvisationstalent auszeichnete. An den Schädeln des Dichters Legouver, welcher das „Verdienst der Frauen“ schrieb, sowie an dem Abbé Delille findet sich dieß Organ ebenfalls in stärkerer Entwickelung.

Zu V. Gutmüthigkeit.

Dieß Organ findet man an allen gutmüthigen Thieren, am Schaf, am Reh, an den Tauben, an mehren Hundearten. Bei solchen Thieren, und nicht minder bei solchen Menschen, an denen sich dieß Organ nicht findet, oder wo sogar an dessen Stelle eine Vertiefung ist, darf man mit Sicherheit in dem erstern Falle auf Mangel an Mitgefühl bei fremden Leiden, und im letztern auf Grausamkeit schließen. Die Schädelsammlung Gall's enthält als merkwürdigen Beleg den Schädel eines Negers, Eustach, dessen ganzes Leben eine Reihenfolge von Selbstaufopferungen zum Vortheil Anderer war, so daß seine Gutmüthigkeit an Monomanie grenzte. —

Ein schönes Beispiel gewährt auch Kaiser Joseph II, der sich durch die lebhafteste Sympathie für die Leiden Geringerer auszeichnete.

Zu Z. Theosophie.

Dieß Organ ist oft mit einem sehr dünnen Haarwuchs und einer frühzeitigen Platte verbunden und darf nach vielfältigen Erfahrungen als der Ausdruck der Religiosität betrachtet werden. Man findet es bei Menschen, denen das Heilige entweder wirklich heilig ist, oder die dieß Gefühl wenigstens heucheln; in dem letztern Falle ist es dann mit minder edlen Organen von gleich starker Entwickelung vereinigt und wird durch diese in seiner Wirksamkeit unterdrückt. Gall fand dieß Organ immer bei solchen Personen ausgedrückt, bei welchen das religiöse Gefühl gegen alle andern vorherrschte, sodann bei Geistersehern, Wahrsagern, religiösen Schwärmern und Narren. Als besondern Beleg führt er eine zu seiner Zeit in Wien Aufsehen machende Wahrsagerin, Everl oder Eva Cattel, an.

An den Schädeln der Aegypter, welche schon von den ältesten Zeiten an geistige Schwärmer waren, ist diese Schädelbildung nationell, und an allen Jesus-Köpfen findet man sie bezeichnet, im Verein mit ihrem charakteristischen Zeichen, dem gescheitelten Haar. Dieser letztere Umstand läßt sich dadurch erklären, daß die Maler und Bildhauer als Modelle zu ihren Jesus-Köpfen die frömmsten Menschen, die inbrünstigsten Beter, beobachteten. In besonderer Entwickelung zeigt sich dieß Organ an Sokrates. Auch an dem Componisten geistlicher Musik, Newkomm, ist es neben dem Tonsinne stark entwickelt.

Zu AA. Beharrlichkeit.

Dieß Organ, welches zugleich auch Festigkeit und Tiefe ausdrückt, findet man an solchen Menschen, welche sich durch die Festigkeit ihrer Grundsätze, sowie durch Beharrlichkeit und Ausdauer in ihren Gesinnungen und Handlungen auszeichnen. Der Sinn stei-

gert sich leicht bis zu Starrsinn und Hartnäckigkeit. An Belegen dazu mangelt es nicht; man findet sie unter vielen Andern durch die größere Entwickelung dieses Organes, welche sich an den Schädeln Gregor's **VII.**, des Kardinal Richelieu, Karl's **XII.**, Napoleon's (siehe dessen Porträt auf Tafel **IX.**), Kasimir Perrier's, Lamennais u. v. A. zeigt.

Zu BB. Darstellungsvermögen.

Mit diesem Organ, welches man an mehren dramatischen Künstlern besonders entwickelt findet, vereinigt sich auch die Liebe zum Wunderbaren, welche bei manchen Schauspielern die Sucht nach Abenteuern hervorrufen mag. Die berühmte Wahrsagerin, Mademoiselle Lenormand, hatte dieß Organ sehr stark. Auch bei dem Ingenieur Deshayes, von welchem die ausgezeichneten Befestigungen Cherbourg's herrühren, zeigte es sich hervorstechend. Als geschickter Mathematiker suchte er in geheimnißvollen Combinationen der Zahlen das Mittel in der Lotterie zu gewinnen.

Walter Scott sowie Tasso, denen sich die Neigung zum Wunderbaren gewiß nicht absprechen läßt, waren mit diesem Organe mehr als andere Menschen begabt.

§. 8.

Von der Anlage zu speciellen Talenten.

A. Rechnenkunst.

Unsere Kindererziehung, wie sie gegenwärtig ist, achtet viel zu wenig auf die natürlichen Anlagen. Verschmähte sie es nicht, zur Erkennung derselben die Phrenologie zu Hülfe zu ziehen, so würde sich in den verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens manches ausgezeichnete Talent heranbilden lassen, während dasselbe bei unserer jetzigen Erziehungsmethode unterdrückt wird oder zu Grunde geht, indem Alles viel zu sehr handwerksmäßig über einen Leisten

Taf. IX.



Napoleon I
Kaiser der Franzosen.

geschlagen, und im Allgemeinen das Gedächtniß ungleich mehr als das Denkvermögen, in Anspruch genommen und ausgebildet wird.

Entdeckt man nun bei einem Individuum irgend eine hervorstechende Fähigkeit, so soll man diese zwar vorzugsweise ausbilden, aber keineswegs auf Kosten aller andern; denn dadurch würde nur eine sehr einseitige Bildung bewirkt, und die erlangten Kenntnisse können noch überdieß, als unpraktisch, unfruchtbar bleiben.

Daraus, daß man diese Vorschrift vernachlässigt, erklärt sich die schon oft bemerkte Erscheinung, daß sogenannte Wunderkinder, welche durch ihre wahrhaft überraschenden Leistungen alle Welt in Erstaunen setzten, in der Folge sehr gewöhnliche Menschen wurden, und die von ihnen gehegten Erwartungen keineswegs rechtfertigten. Denn theils finden sich in dem Kindesalter Anlagen, die mit reiferen Jahren entweder abnehmen oder beinahe ganz verschwinden, theils führen solche scheinbare Wundergaben oft zu übermäßiger Anstrengung, welche die Erschöpfung des ursprünglichen Fonds zur Folge haben, ähnlich wie bei übertriebenen Treibhauspflanzen.

Man soll daher wohl auf die hervorstechenden natürlichen Anlagen achten und sie vor den andern auszubilden streben, aber auf eine vernunftgemäße Weise, sonst wird man eben diese Anlagen durch übermäßige Anstrengungen tödten, während die andern unentwickelt erstickt werden.

Nicht Wunderkinder soll man bilden, sondern praktisch-brauchbare Menschen; nicht Staunen zu erregen soll der Zweck der Erziehung sein, sondern durch die Entwickelung der angeborenen Anlagen Männer von wahrhaft ausgezeichneter Tüchtigkeit, von vorzüglichen Leistungen in einer oder der andern Richtung zu bilden.

Die phrenologischen Beobachtungen haben ergeben, daß mit dem Eintritt der Mannbarkeit nicht nur in dem physischen, sondern auch in dem intellectuellen Systeme des Menschen Veränderungen vorgehen, für welche eine genügende Erklärung bis jetzt noch nicht vollständig aufgefunden ist. Diese Veränderungen, welche sich nie im Voraus berechnen lassen, sind als ein wichtiges Moment mit in Erwägung zu ziehen.

Wir erwähnten unter den Belegen zu dem Zahlensinn des Schmiedsohnes in St. Pölten, an welchem Gall dieses Organ zu

erst beobachtete. Dieser hatte keine bessere Erziehung genossen, als seine Kameraden, welche mit ihm die Schule des kleinen Städtchens besuchten; namentlich war sein Talent für das Rechnen keineswegs besonders ausgebildet worden, und dennoch beendigte er in einem Alter von neun Jahren verschiedene schwierige Rechnungsoperationen im Kopfe viel schneller, als gebildete Erwachsene, welche mit ihm wetteiferten, auf dem Papiere.

Nicht minderes Staunen erregte der junge Amerikaner Colborn, welcher der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgestellt wurde. Besonders überraschend war die gedankenschnelle Lösung der ihm gestellten Aufgaben.

Der kleine Colborn vereinigte übrigens mit diesem ausgezeichneten Zahlensinne auch noch die Gabe schneller und treffender Antworten. Eine Dame machte sich den Spaß, ihn zu fragen:

„Wie viel geben drei Nullen multiplicirt mit drei Nullen?"

„Den Werth Ihrer Frage," antwortete Colborn: „Nichts!"

Zu d'Alembert brachte man einen Hirtenknaben, der ebenfalls ein ungemeines Rechnentalent besaß. „Mein Kind," sagte der berühmte Mann, „ich bin so alt. Wie viele Minuten habe ich gelebt?" Das Kind zog sich in eine Ecke des Zimmers zurück, verbarg das Gesicht in beide Hände und kehrte beinahe augenblicklich zurück, die Antwort zu geben, als d'Alembert mit der Feder in der Hand kaum halb fertig war. Der Philosoph beendigte seine Arbeit, aber die beiden Zahlen stimmten nicht überein. Das Kind kehrte in seine Ecke zurück, nahm die Rechnung noch einmal vor, und erklärte dann, sich nicht geirrt zu haben. Aber auch d'Alembert bekam das frühere Resultat. „Haben Sie aber auch die Schaltjahre gerechnet?" fragte plötzlich das Kind. D'Alembert hatte sie vergessen, und der kleine Hirtenknabe behielt Recht.

Wie sehr übrigens eine Geistesrichtung oft jede andere absorbiren kann, beweis't folgende Anekdote. Jedediah Buxton, der ebenfalls schon als Knabe ein ausgezeichnetes Rechnentalent zeigte, wurde eines Abends in das Theater geführt, und zwar zum ersten Male in seinem Leben, um den berühmten Garrick zu sehen. Nach der Vorstellung fragte man ihn um den Eindruck, welchen ein ihm so neues Schauspiel auf ihn gemacht hatte, und seine Antwort be-

stand darin, daß er die Zahl der Worte angab, welche Garrick gesprochen hatte.

Georg Bidder, welcher Gall vorgestellt wurde, zeigte ebenfalls schon seit seiner zartesten Kindheit ein ungemeines Rechnentalent, so daß sein Vater ihn als ein Wunderkind von Dorf zu Dorf und aus einer kleinen Stadt in die andere umherführte. Er war aber so arm, daß er mit seinem Sohne ein elendes Zigeunerleben führte, indem er nur Spelunken der niedrigsten Art besuchte, um durch die Fähigkeiten Georgs Staunen zu erregen und Einnahme zu machen. Es fehlte also bei einem solchen Leben dem Knaben jede Gelegenheit, seine übrigen Fähigkeiten zu entwickeln, und er würde wahrscheinlich zu Grunde gegangen sein, hätte sich nicht Herr Deville seiner angenommen und für seine Erziehung gesorgt. Durch diese gelangte Georg Bidder dahin, als ein ausgezeichneter Ingenieur bei der Birminghamer Eisenbahn angestellt zu werden.

Der Zahlensinn ist indeß keineswegs ein Beweis für eine ausgezeichnete Anlage zu den Wissenschaften, welche sich zwar vorzugsweise mit Zahlen beschäftigen, aber neben dem Organe dafür noch mancherlei andere Fähigkeiten erfordern, z. B. Astronomie und Mathematik. Man muß daher, wo sich der Zahlensinn in höherem Grade bei einem Kinde zeigt, wohl darauf Rücksicht nehmen, in welcher Richtung derselbe weiter zu entwickeln ist, wobei es namentlich auch auf die Lage der Eltern und deren Mittel zur Ausbildung des Kindes ankommt; denn ebenso wie die Malerei der menschlichen Gesellschaft Colorirer, Musterzeichner für Fabriken, Decorations-Maler, Stuben-Maler und endlich große Künstler giebt, ebenso bildet die Rechnenkunst den Kassirer, den Feldmesser, den Architecten, den Ingenieur, den Physiker, den Mathematiker, den Astronomen.

Es kommt daher darauf an, da, wo sich ein Organ besonders entwickelt zeigt, die andern zu erkennen, welche demselben zu Hülfe kommen können.

B. Poesie.

Die Grundfähigkeit dazu ist die Idealität (Spurzheim, 19), welche dem Verstande die besondere Richtung verleiht, alle

Dinge zu beleben, und sie uns auf eine gewisse Weise darzustellen; feurige Einbildungskraft (Gefühl des Schönen); dann der Sprachsinn; das Darstellungsvermögen verleiht diesem letztern die Fähigkeit, durch Worte zu schildern; der Tonsinn gewährt dem Ohre das Zartgefühl, welches dahin führt, sich durch harmoniöse Worte auszudrücken. Die Wunderliebe (Spurzheim 18) bringt den Geschmack an dem Uebernatürlichen hervor. Die Vergleichungsfähigkeit (Spurzheim, 34) liefert Metaphern, Allegorien, Apologien. Die Eventualität (Spurzheim, 30) das Gedächtniß der Ereignisse (Sachgedächtniß), die historischen Thatsachen. Die Selbstachtung (Spurzheim, 10) und der caustische Sinn (Spurzheim, 20) bringen das Epigramm und die Satyre hervor.

C. Theater.

Das Darstellungsvermögen, die Mimik, welche die Fähigkeit gewährt, die Gefühle und die Gedanken mit Richtigkeit durch Bewegungen auszudrücken, und die andern Organe specialisiren dann das Talent; Heiterkeit und Witz bilden den Komiker; Selbstachtung und das Gefühl der Würde die Tyrannen und die Königinnen; Eitelkeit, Verlangen nach Lob, Koketterie die Soubretten 2c.

Wenn ein Schauspieler in mehren Darstellungsarten nebeneinander Glück macht, so verdankt er dieß mehr dem Studium, als seiner Organisation; es ist dazu ein höherer Grad von Verstand erforderlich, ferner Umsicht und List, welche machen, daß er gegen seine eigenen Aufregungen auf der Hut ist, so daß er sich ganz den Bewegungen hingeben kann, welche sein Talent den Ideen des Dichters verleiht. Dann wird er Künstler, denn er erschafft selbst; er verleiht den Gedanken des Dichters einen Körper, welcher fühlt und sich bewegt.

D. Musik.

Der Tonsinn ruft das Gefühl der Melodie und der Harmonie hervor; das Organ der Zeit (Spurzheim, 31) liefert Maß und Takt; der Bausinn (Kunstsinn) verleiht den Händen die Geschicklichkeit der Ausführung.

Das Darstellungsvermögen führt zu der lyrischen Declamation. Bei dem Componisten sind es die Idealität und die Wunderliebe, welche die Schöpfungen hervorrufen; der Zahlensinn bewirkt die Zusammensetzungen; der Ordnungssinn zeigt sich zuerst auf eine allgemeine Weise; dann verleihen die andern Organe den Charakter; die Gottesfurcht führt zu religiösen Compositionen, zu der Kirchenmusik; der Witz, die Heiterkeit, erschaffen die leichteren Tongattungen. Die Kampflust (Würgsinn) und die Freiheitsliebe begeistern zu kriegerischen und patriotischen Gesängen. Herrschen die reflectiven Fähigkeiten vor, so entsteht die musikalische Kritik.

E. Malerei.

Die Grundanlage ist der Farbensinn und der Ortssinn, welche die Zeichnung hervorrufen; dann treten das Darstellungsvermögen und der Kunstsinn durch die Geschicklichkeit der Hände hinzu. Darauf zeigt sich auf eine allgemeine Weise die Idealität, die Wunderliebe und die Festigkeit.

Vereinigen sich die hier genannten Fähigkeiten mit dem caustischen Sinne, so entstehen die satyrischen Maler, wie Hogarth, Biard, Grandville. Die Eventualität oder das Sachgedächtniß führt zu dem Historienmaler; herrscht der Muth vor, so werden Schlachten-Bilder das Element sein, welches der Historienmaler vorzugsweise zur Darstellung bringt. Der Ortssinn bildet den Landschaftsmaler, der Personensinn den Porträtmaler und die Gottesfurcht begeistert zu religiösen Darstellungen.

F. Bildhauerei.

In der ersten Reihe steht hier die Geschicklichkeit der Hände, welche mit dem Kunstsinne (Bausinn, Spurzheim, 9) zusammenhängt; der Formensinn (Spurzheim, 23) das Darstellungsvermögen (Nachahmungstalent, Spurzheim, 21), welche zu der anschaulichen Erkenntniß der Wahrheit in den Bewegungen und den Stellungen führt; endlich das Schönheitsgefühl, die Idealität.

Wir wollen diese Untersuchungen nicht weiter führen. Das Gesagte wird vollkommen genügen, darzuthun, wie nothwendig es ist, zu der Ausbildung einstiger kräftiger Männer für das practische Leben schon bei der ersten Erziehung auf die natürlichen Anlagen mehr zu achten und Rücksicht zu nehmen, als dieß bisher geschieht, wo oft mehr auf die künstliche Unterdrückung als auf die verständige Entwickelung dieser natürlichen Anlagen hingearbeitet wird. Diese Anlagen sind aber ohne den Beistand der Phrenologie kaum zu erkennen; man legt daher auf diese Wissenschaft bisher viel zu wenig Gewicht; denn wenn sie auch wirklich von ihrer vollständigen Entwickelung noch weit entfernt ist, so verdient sie doch auch schon auf ihrer gegenwärtigen Stufe mehr Beachtung, als viele Gelehrte und Erzieher ihr zu zollen geneigt sind.

Dritter Abschnitt.

Die Buccomantie,

oder

die Kunst, aus dem Munde und den Zähnen den innern Menschen zu erkennen.

Einleitung.

Nachdem die Physiognomonik durch Lavater und die Phrenologie durch Gall als wissenschaftliche Systeme begründet waren, jene mehr auf Spiritualismus, diese mehr auf Materialismus begründet, beide aber, innig verschwistert, dem gleichen Ziele zustrebend, lag der Gedanke nahe, einen Schritt weiter zu gehen, und neben diesen beiden Systemen noch ein neues zu begründen, welches den gleichen Zweck mit jenen beiden hat: Erforschung des innern Menschen durch den äußern.

Diesen Schritt that denn auch, nicht ohne die Kühnheit, deren jeder Neuerer bedarf, aber auf gründliches Studium aller seiner Vorgänger auf ähnlichen Gebieten gestützt, der ausgezeichnete französische Zahnarzt William Rogers, welcher bereits als Verfasser der **„Encyclopédie du Dentiste,“** sowie durch verschiedene andere Schriften über Zahnheilkunde einen in der wissenschaftlichen Welt sehr geachteten Namen sich erworben hatte.

Dieß System nannte Rogers „Buccomantie“ oder die Kunst, nach dem Munde und den Zähnen, deren Bildung und Beschaffenheit die Gesinnungsart eines Menschen zu erkennen *), ein Titel,

---

*) Eine Bearbeitung der interessanten Schrift, welche diesen Gegenstand mit einer Ausführlichkeit behandelt, welche uns hier nicht gestattet ist, erschien unter dem Titel: „William Rogers Buccomantie“ von dor gewandten Feder des H. Gauß und mit Illustrationen von Franz Jäde, in dem Verlage von B. F. Voigt in Weimar.

welcher das ganze Wesen des neuen Systemes vollständig und erschöpfend bezeichnet.

Rogers sammelte zur Begründung seines Systemes mit eisernem Fleiße alle die einzelnen Aussprüche, welche die Physiognomiker von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten über die Bedeutung des Mundes und seiner einzelnen Theile gesagt hatten. Zopyros und Aristoteles, Montaigne und Bacon, der Neapolitaner Porta und Lachambre, Leibarzt Ludwig **XIII.**, Pernetti, Camper, Winckelmann, der ausgezeichnete Schlachtenmaler Lebrun, Büffon, sogar Lavater selbst, mußten ihm das Material liefern, mit dem er, vermehrt durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen, das Gebäude seines neuen Systemes aufführte.

§. 1.

Allgemeine Bemerkungen über die Buccomantie.

Von welcher großen Wichtigkeit die Buccomantie ist, das erkannte schon Lavater an; denn dieser große Physiognomoniker sagt in seinem zweiunddreißigsten Fragmente:

„Ein Mensch, der die Würde dieses Gliedes — wie ganz anders ist es, als alles Andere, was man Glied nennt? wie nicht abzulösen, wie nicht zu bestimmen? wieviel einfacher und zusammengesetzter? — ein Mensch, der die Würde dieses Gliedes kennte, fühlte, innigst fühlte, er spräche Gottesworte, und seine Worte wären Gottesthaten. O daß ich nur zittern kann, statt zu sprechen von der Herrlichkeit des Mundes, dieses Hauptsitzes der Weisheit und Thorheit, der Kraft und Schwachheit, der Tugendhaftigkeit und Lasterhaftigkeit, der Feinheit und Grobheit des menschlichen Geistes! diesem Sitze aller Liebe und alles Hasses, aller Aufrichtigkeit und Falschheit, aller Demuth und alles Stolzes, aller Verstellung und aller Wahrheit."

Lavater selbst, der Vater der Physiognomonik, deutete also durch diese Worte schon auf die große Nützlichkeit hin, welche die nähere Kenntniß des Mundes, welche eben die Aufgabe der Buccomantie ist, zur Erkennung des innern Menschen, seiner Tugenden und Laster, seiner Fähigkeiten und Leidenschaften haben kann.

Und in der That ist der Mund der Thron der Leidenschaften; auf den Lippen haben Liebe, Haß, Zorn, Eifersucht, Rache ihren Sitz; das Lächeln modificirt sich in das Unendliche; dieser Proteus der Physiognomie tritt abwechselnd offen, fein, großmüthig, leidenschaftlich, matt, wohlwollend und spöttisch, aufrichtig und ironisch auf; durch den hohen Grad der Zusammenziehungsfähigkeit, vorzüglich aber durch die außerordentliche Beweglichkeit der Lippen, spiegeln sich auf ihnen in plötzlicher Erregung, im Augenblicke erzeugt, alle Leidenschaften des Herzens, alle Empfindungen der Seele, alle Eingebungen des Geistes.

Die Form der Mundöffnung, die Dicke oder Dünne der Lippen, ihre mehr oder minder ausgesprochene Färbung, die Bildung oder Stellung der Zähne, ihre Schönheit, ihre Weiße, ihr von Natur oder durch Zufall guter oder schlechter Zustand, sind ebensoviele Zeichen der Offenbarung.

Sich mit der Deutung dieser Zeichen durch Studium und Beobachtung bekannt zu machen, ist der Zweck und der Gegenstand der Buccomantie, und nicht schwer fällt es dem erfahrenen Buccomanten durch die Diagnostik des Mundes nicht nur die Vergangenheit und die Gegenwart, sondern auch die Zukunft der Menschen zu erkennen, welche man einer gründlichen Prüfung nach den Regeln der Buccomantie unterwirft.

Hierauf nun gehen wir zur Untersuchung des Mundes überhaupt und seiner einzelnen Theile in'sbesondere über und stellen bei einem jeden derselben die erfahrungsmäßig bestätigenden Regeln zur richtigen Erkennung und Deutung der verschiedenen charakteristischen Zeichen auf.

A. Von dem Munde.

Der Mund besteht aus zwei durchaus verschiedenen Theilen, einem äußern und einem innern.

Der äußere umfaßt die Wangen und die Lippen, der innere die Zähne, das Zahnfleisch und die Kiefern.

Der Mund hat sechs verschiedene Begrenzungen, und zwar nach vorn die Lippen, nach hinten das Gaumensegel, seit-

wärts die Wangen, oberhalb das Gaumengewölbe, unterhalb die Zunge.

Die beiden Oeffnungen des Mundes sind nach vorn die Gesichtsöffnung und nach hinten die Schlundöffnung.

Die Organe des Mundes sind die Lippen, die Kinnladen, das Zahnfleisch, die Zähne, die Zunge, die Gaumenhaut und die Mündungen der ausscheidenden Canäle der Ohrenspeicheldrüse.

Der Mund dient zum Kauen, zur Einspeichelung der Nahrungsmittel, zum Schmecken, zum Hervorbringen von Tönen.

B. Von den Wangen.

In den Wangen, welche die Seitenwände des Mundes bilden, haben die Backennerven und die Backenadern ihren Sitz. Die Regeln, welche sich auf diesen Theil des Mundes stützen, sind, dem Wesentlichsten nach, die folgenden:

Volle Wangen bezeichnen im Allgemeinen ein empfindsames Temperament und Sinnlichkeit.

Magere, eingefallene Wangen deuten auf Trockenheit der Säfte und Mangel an Genußsucht.

Hohle Wangen lassen auf Kummer schließen, tiefe Furchen auf Rohheit oder Dummheit.

Eine heftige Bewegung der Wangen, welche durch Lachen oder Weinen, Freude oder Schmerz, Mitleid oder Unwillen bewirkt wird, bietet dem Buccomanten einen wichtigen Anhalt zu seinen Beobachtungen.

Wenn gewisse Grübchen der Wangen mehr oder minder die Gestalt eines Dreiecks annehmen, so ist dieß ein zuverlässiges Zeichen von Neid oder Eifersucht.

Eine anmuthig geformte Wange, welche gegen die Augen zu leise zittert, deutet auf ein edles Herz, jeder niedrigen Empfindung oder Handlung unfähig.

Eine Wange, die sich niemals zu einem angenehmen Lächeln verzieht, ist geeignet, Mißtrauen einzuflößen.

Der Zug, der vom Nasenloche zum Mundwinkel führt, ist von besonderer Bedeutung; seine größere oder geringere Wölbung, seine

Länge, seine Entfernung vom Munde, haben ihre eigenen Bedeutungen in Beziehung zu dem Charakter des Menschen.

Ist dieser Zug bogenförmig, ohne Abweichung oder Wellenlinie, so ist er ein zuverlässiges Zeichen der Dummheit.

Eben dieß ist der Fall, wenn das Ende dieses Zuges ohne Zwischenraum mit dem Ende der Oberlippe zusammenfällt, oder sehr weit von demselben absteht.

Bilden sich auf der Wange durch das Lächeln drei parallele Kreislinien, so ist der Charakter nicht frei von einer tüchtigen Portion Narrheit.

C. Von den Lippen.

Dicke, geschwollene Lippen sind das Zeichen der Anlage zu Scropheln.

Fleischige Lippen deuten auf Sinnlichkeit, Schlemmerei und Faulheit.

Abgemagerte, scharf markirte Lippen sind ein Zeichen von Unruhe und Geiz.

Hängt die Oberlippe sanft über die untere herab, so deutet dieß auf Herzensgüte.

Eine Höhlung in der Mitte der Unterlippe bezeichnet einen aufgeweckten Geist.

Schließen sich die Lippen so dicht aufeinander, daß sie kaum noch zu bemerken sind, so zeigt dieß mit voller Sicherheit Kaltblütigkeit, Ordnungssinn, Thätigkeit, Sauberkeit und Pünctlichkeit an.

Große, stark vorragende, dabei aber gut gezeichnete und wohlproportionirte Lippen, deren Mittellinie sich zu beiden Seiten gleichmäßig und sanft schlängelt und leicht zu zeichnen ist, künden einen starken Hang zur Wollust an.

Feste Lippen sind das Zeichen eines festen, weiche Lippen das eines weichen Charakters.

Sind weiche Lippen dabei auch noch sehr beweglich, so deuten sie auf einen unentschlossenen, schwankenden Charakter.

Ein auffallendes Mißverhältniß zwischen der Ober- und der Unterlippe deutet auf Starrheit oder Hang zum Bösen.

Merklich schräg gesenkte Lippen sind das zuverlässige Zeichen eines gefühllosen oder geringschätzigen Charakters; dieß gilt ganz besonders dann, wenn die Unterlippe dicker und hervorragender ist, als die Oberlippe.

Der Grad, in welchem bei Männern und Frauen von Geist die Unterlippe zurücksteht, ist im Verhältniß zu ihrer Launenhaftigkeit, Gemüthskälte, Spottsucht und Arglist.

Tritt die Unterlippe mit den Zähnen, von der Seite gesehen, bis zur halben Breite des Mundes wagerecht vor, so ist dieß ein untrügliches Zeichen von Dummheit, Rohheit, Böswilligkeit oder Geiz.

Wenn die Lippen, besonders die Oberlippe, in der Mitte zucken, so deutet dieß auf einen großen Hang zur Spottsucht.

Wer mit schiefgezogener Lippe, ohne Veranlassung, lächelt, steht dem Wahnsinn nahe.

Als allgemeiner Grundsatz läßt sich annehmen: wie die Lippen, so der Charakter; wie die Zähne, so die Leidenschaften.

Benagte Lippen deuten auf Geiz.

Das Vortreten der Unterlippe bezeichnet kalte Gutmüthigkeit.

Eine in der Mitte gebogene Unterlippe ist das Zeichen eines aufgeweckten Geistes, verbunden mit harmloser Spottsucht.

D. Von den Zähnen.

Weiße, reinlich gehaltene und wohlgeordnete Zähne, welche, wenn der Mund geöffnet wird, vortreten, jedoch ohne über die Lippen hervorzuragen, oder völlig sichtbar zu werden, deuten bei Erwachsenen, besonders aber bei Frauen, auf Herzensgüte, Redlichkeit, Reinlichkeit und einen liebenswürdigen Charakter.

Die eben genannten Eigenschaften finden sich zwar auch bei Menschen mit unreinlichen, ungleichen oder sogar bei häßlichen Zähnen, allein in solchen Fällen ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß diese schlechte Beschaffenheit der Zähne Folge einer Krankheit, oder der Beimischung einer moralischen Unvollkommenheit ist.

Die Form der Zähne, ihre Stellung, ihre Reinlichkeit steht in viel innigerer Beziehung und Wechselwirkung zu den Neigungen der Menschen, als man dieß zu glauben geneigt ist.

Wenn man bei dem Oeffnen des Mundes einen beträchtlichen Theil des oberen Zahnfleisches erblickt, so ist dieß ein sicheres Zeichen von Kaltsinn und Phlegma.

Kurze, etwas breite und fest aneinander gereihte Zähne deuten auf körperliche Kraft.

Kleine, einwärtsstehende Zähne verkünden Schlauheit ohne Bosheit, dabei aber Neigung zu Rachsucht und Unverträglichkeit.

Lange Zähne sind ein sicheres Zeichen von Schwäche und Furchtsamkeit.

Weit vortretende Zähne, welche auf der Unterlippe aufliegen, deuten auf geringe Thatkraft, auf wenig Verstand und dabei auf Spottsucht und einen bissigen Charakter.

Weit vortretende, untere Zähne, bei sehr langen oder sehr kurzen oberen, deuten bei einer Frau auf ein hartes Gemüth.

Von welcher Wichtigkeit die Zähne im Allgemeinen sind, geht aus dem Ausspruche J. J. Rousseau's hervor:

„Es giebt keine häßliche Frau mit schönen Zähnen."

Auch das spanische Sprüchwort liefert dafür den Beweis, welches sagt:

Mas vale un diente
Que un diamante.

(Mehr Werth hat ein Zahn
Als ein Diamant.)

Die Zähne, sagt schon Aristoteles, können als ein Prognosticon des Lebens, des Charakters, der Eigenschaften und Mängel, der Tugenden und Laster der Menschen dienen.

Voneinander abstehende Zähne deuten nach demselben auf ein kurzes Leben.

Große, feste und dicke Zähne dagegen lassen ein langes Leben voraussetzen. Nach der Meinung Anderer sind sie ein Zeichen fester Gesundheit ihres Besitzers und beweisen zugleich, daß derselbe ein

starker Esser ist, kühnen Muth besitzt und etwas von der Natur des Pferdes an sich hat.

Ein Mensch mit langen, spitzen und starken Zähnen ist neidisch, gefräßig, verwegen, argwöhnisch, treulos, und hat etwas von der Natur der Schlange an sich.

Wenn die Augenzähne lang und fest sind und aus dem Munde vorstehen (sogenannte Raffzähne), so ist der Besitzer ein Vielfraß und ein Bösewicht.

§. 2.

Von der Erkennung der Empfindungen und moralischen Eindrücke.

Augen und Stirn stehen in näherer Beziehung zu dem Gehirne und drücken daher die Empfindungen der Seele, des Geistes und des Nachdenkens aus.

Die Wangen, die Nase und ein Theil des Mundes dienen hauptsächlich zur Bezeichnung der physischen Neigungen, der Gemüthsbewegungen, des leiblichen Wohlbehagens oder Wehgefühls.

Der Mund, die Lippen, das Kinn stehen vorzüglich mit den Organen der Ernährung in Wechselwirkung und bezeichnen die Gelüste, die Aeußerungen der Wollust, die fleischlichen Begierden und andere thierische Neigungen.

Die sinnlichen Begierden wohnen auf den Lippen und lassen sich durch Muskelzusammenziehungen erkennen.

Die körperlichen Schmerzen, der Schrecken, die physischen Eindrücke, äußern sich durch Verzerrungen in den Wangen oder am Munde.

Bei den Trieben, welche die Brust schwellen, wie die Liebe, das Verlangen, die Freude, die Freundschaft, die Hoffnung, die Kühnheit, treten alle Theile des Mundes vor, entwickeln sich, dehnen sich aus, gleichsam als wollten sie etwas umfassen, ergreifen, an sich reißen.

Bei dem Hasse, der Furcht, der Traurigkeit, der Abneigung, dem Schmerze, der Verzweiflung, ziehen sich die Organe des Mundes zusammen und in sich selbst zurück.

Bei Menschen mit einer vorherrschenden Leidenschaft verändert sich oft mit der Zeit das Ansehen des Mundes und nimmt vorherrschend den Ausdruck jener Leidenschaft an.

Die Leidenschaften verändern den Mund hauptsächlich auf eine vierfache Weise:

In der Freude dehnen die Wangen sich aus; die Lippen trennen sich und lassen die Zähne sehen; ein freundliches Lächeln zieht sie anmuthig zusammen.

In der Betrübniß werden die Wangen schmäler, die Lippen pressen sich aufeinander und der Mund bekommt einen unangenehmen Ausdruck.

Im Zorne erheben sich die Wangen, die Nasenlöcher blähen sich auf, die Zähne stoßen unregelmäßig aufeinander.

In der Liebe und Bewunderung rundet sich der Mund unmerklich, die Kinnbacken sind unbeweglich, die Wangen färben sich lebhaft roth.

Ein weit geöffneter Mund verräth Neugier, Staunen, Verwunderung. Daher das Sprüchwort: Er sperrt Mund und Nase auf.

Die Freude und das Lachen verschließen die Augen halb, heben die Mundwinkel, lüften die Wangen, öffnen die Nasenflügel und ziehen alle Theile nach den Seiten oder nach oben.

Traurigkeit und Weinen verlängern das Gesicht und senken die Lippen.

Durch den Schreck wird der Mund oft übermäßig weit geöffnet.

Haß und Zorn offenbaren sich durch Vortreten der Unterlippe so daß sie die obere verdeckt.

Bei den heftigen Regungen des Neides und der unterdrückten Wuth knirschen die Zähne gegen einander, die Mundwinkel öffnen sich, die Mitte des Mundes aber bleibt geschlossen.

Die Eifersucht runzelt die Augenbrauen, hebt die Mitte des Mundes und zieht die Wangen zusammen.

§. 3.

Von den charakteristischen Zeichen der Leidenschaften.

Lachambre, Leibarzt König Ludwigs **XIII.**, ein eifriger Forscher, namentlich auch auf dem Gebiete der Physiognomonik, sagt in der von ihm verfaßten, sehr beachtenswerthen Schrift: **Les Caractères des Passions:**

„Es ist eine ausgemachte Sache, daß der Körper aufgeregt wird und sich verändert, wenn Etwas die Seele bewegt, und daß diese beinahe keine Einwirkung empfindet, ohne auch jenem die Merkmale davon aufzudrücken.“

In der That läßt sich dieser Ausspruch nicht bestreiten und es liegt daher sehr nahe, das Innere nach dem Aeußeren beurtheilen zu können. Es kommt nur darauf an, die Zeichen zu ergründen und kennen zu lernen, durch welche diese Beurtheilung ermöglicht wird.

Von allen Theilen des Körpers wird aber keiner durch die Regungen der Seele sichtbarer verändert, als der Mund. In der That entfärbt der Schreck die Wangen; Ueppigkeit, Völlerei, Liebe, Haß, verändern die Lippen, die Zähne, das Zahnfleisch, und zwar in solcher Weise, daß ein Arzt aus dem bloßen Anschauen des Mundes bei einem Patienten die Art der Krankheit und den Grad derselben erkennen kann.

Der Buccomant wird daher leicht, selbst ohne fortgesetzte Forschungen und Beobachtungen, aus dem Munde einer Person deren vorherrschende Leidenschaften erkennen können; ja, noch mehr, der erste Eindruck ist der wichtigste, und an ihn muß man sich jedesmal vorzugsweise bei der Begründung eines Urtheils halten.

§. 4.

Von der Verschiedenartigkeit der Leidenschaften.

Verschiedene Gelehrte haben folgende verschiedenartige Classificationen der Leidenschaften aufgestellt und der Buccomant wird gut

thun, darauf zu achten, indem er den innern Menschen zu erforschen sucht. Dabei beherzige er den Spruch:

„Prüfet Alles und das Beste behaltet!"

Nach der Eintheilung des **Dr. Alibert** ist in dem Menschen ein Urgesetz für das Gefühlsleben vorhanden; und die Grundlagen dieses Urgesetzes sind die folgenden vier Triebe mit ihren Unterabtheilungen:

A. Der Erhaltungstrieb.

Dieser umfaßt:
Die Selbstsucht.
Den Geiz.
Den Stolz.
Die Eitelkeit.
Die Albernheit.
Die Bescheidenheit.
Den Muth.
Die Hoffnung.
Die Furchtsamkeit.
Die Klugheit.
Die Trägheit.
Die Langeweile.
Die Unmäßigkeit.

B. Der Nachahmungstrieb.

Dessen Unterabtheilungen sind:
Die Nacheiferung.
Der Neid.
Der Ehrgeiz.

C. Der Verkehrstrieb.

Hier sind die Unterabtheilungen:
Das Wohlwollen.

Die Freundschaft.
Die Werthschätzung.
Die Ehrerbietung.
Die Hochachtung.
Die Verachtung.
Die Spottsucht.
Das Mitleiden.
Die Bewunderung.
Der Enthusiasmus.
Die Undankbarkeit.
Die Dankbarkeit.
Der Groll.
Der Haß.
Die Rachgier.
Die Gerechtigkeit.

D. Der Fortpflanzungstrieb.

Die Unterabtheilungen desselben sind:
Die eheliche Liebe.
Die mütterliche Liebe.
Die väterliche Liebe.
Die kindliche Liebe.

Es ist leicht zu erkennen, welche Lücken diese Classification läßt, denn viele der am häufigsten vorkommenden Leidenschaften sind darin nicht einmal annäherungsweise erwähnt.

Eine andere Classification, welche zwar gegen die vorstehende mancherlei Vorzüge hat, indeß auch noch nicht erschöpfend ist, stellt der **Dr.** Descuret in seiner **„Médecine des Passions“** auf. Diese lautet:

E. Thierische Leidenschaften.

Die Völlerei.
Die Gefräßigkeit.
Der Zorn.

Die Furcht.
Die Faulheit.
Die Liederlichkeit.

F. Gesellige Leidenschaften.

Die Liebe.
Der Stolz.
Die Eitelkeit.
Der Ehrgeiz.
Der Neid.
Die Eifersucht.
Der Geiz.
Die Spielsucht.
Der Selbstmord.
Der Zweikampf.
Das Heimweh.

G. Geistige Leidenschaften oder Suchten.

Die Studirsucht.
Die Musiksucht.
Die Ordnungssucht.
Die Sammlungssucht.
Der künstlerische } Fanatismus.
Der politische } Fanatismus.
Der religiöse } Fanatismus.

§. 5.

Von den Aeußerungen und Erkennungszeichen der genannten Triebe und Leidenschaften.

1) Die Gefräßigkeit.

Warum zuerst gerade die Gefräßigkeit? Weil sie unter allen menschlichen Leidenschaften diejenige ist, deren sämmtliche Symptome sich durch die Organe des Mundes entwickeln.

Die Gefräßigkeit zerfällt in fünf Unterabtheilungen und diese bilden:

Der Gernesser,
Das Leckermaul,
der Fresser,
das Schlingmaul und
das Freßschwein,

welche sämmtlich ihre sehr charakteristischen Unterscheidungszeichen haben; denn ganz etwas Anderes ist es, die Speisen ohne Wahl gierig hinunterschlingen, oder mit Bedacht sie genießen. Auf diese Abstufungen muß daher der Beobachter Rücksicht nehmen.

Die Gernesser, welche, namentlich unter den gebildeten Ständen, die Mehrzahl Derer bilden, an welchen sich die Gefräßigkeit offenbart, sind in der Regel von mittlerem Wuchse, haben eine schmale Stirn, lebhafte, glänzende Augen, kurze Nase, rothe, strotzende Wangen, starke, lange und breite Zähne, volle Lippen.

Wie sich an dem Gernesser der Charakter erkennen läßt, davon erzählt Rogers das folgende Beispiel, bei dem wir uns freilich auf sein eignes Zeugniß verlassen müssen.

Rogers befand sich mit einem Gernesser, dem er überraschende Beweise seines Forschungsgeistes als Buccomant gegeben hatte, in Gesellschaft. Die halbgewonnene Ueberzeugung von der Zuverlässigkeit der Wissenschaft zu bestätigen, sagte dieser zu Rogers:

„Ich werde Ihre Wissenschaft noch auf eine Probe stellen. Sehen Sie jenen Herrn dort, der sich mit der jungen Dame unterhält?“

„Allerdings; das ist ein Engländer!“ entgegnete Rogers.

„Sehen Sie das an der Farbe seines Haares?“

„Nein, sondern an der Form seines Mundes. Der Engländer ist vor Allem Fleischesser; die Schneide- und die Augenzähne sind daher bei ihm in der Regel sehr stark entwickelt. Auf seinen Lippen ruht das nationale Phlegma; er ist nur Gernesser und wird es nie zum Feinschmecker bringen.“

„Ihre Worte enthalten viel Wahres,“ sagte der Gefährte Rogers, „ich bitte Sie, fortzufahren.“

„Unser Gernesser ist Correspondent eines der großen Journale Londons. Seine an den beiden Enden leicht geöffneten Lippen ver-

künden Aufmerksamkeit, Ueberlegung und Scharfsinn, Eigenschaften, welche einem Neuigkeitssammler nicht fehlen dürfen."

„Weiter!" sagte der Gastronom, nachdem er gestanden, daß Rogers die Wahrheit wieder getroffen hatte.

„Der Journalist ist auch ein leidenschaftlicher Spieler, das zeigt die gespannte Haut seiner Wangen und ebenso die vollkommene Ausfüllung seiner Augenhöhlen. Seine Zähne kann ich zwar nicht sehen, aber ich bin überzeugt, sie müssen, verbrannt durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke, so gelb wie Wachs sein."

Auch dieses war richtig und der Zuhörer bekam, nachdem Rogers ihm noch mehre Charaktere der Gesellschaft sehr treffend geschildert hatte, vor der Buccomantie einen solchen Respect, daß er zuletzt ausrief:

„Genug! Genug! die Buccomantie hat so lange und scharfe Zähne und einen so durchdringenden Blick, daß das Laster vor ihrem streng-prüfenden Auge nicht ohne Zittern bestehen kann."

2. Die Trunksucht.

Die Trunksucht ist eine Schwester der Gefräßigkeit, denn gleich dieser achtet sie nicht sonderlich auf die Auswahl ihrer Genüsse.

Die Trunksucht ist für den Buccomanten leicht zu erkennen, denn sie richtet an den verschiedenen Organen des Mundes die schrecklichsten Verwüstungen an.

Wer sich diesem Laster in erhöhtem Grade hingiebt, hat einen übelriechenden Athem; seine Lippen sind geschwollen, hängend und in fortwährender zitternder Bewegung. Die Haut seiner Wangen hat die Farbe verloren und eine eigenthümliche gelbe Färbung angenommen; dabei ist sie welk und runzlig.

Die Wirkungen, welche die Trunksucht in dem Aeußern der Trinker hervorbringt, sind verschieden, je nach den verschiedenen Flüssigkeiten, welche sie genießen.

Bei dem Franzosen, welcher außer Wein nur Cognac zu trinken pflegt, sind die Lippen durch Entzündung purpurfarben geröthet, das Zahnfleisch verliert sich mehr und mehr, aber die Zähne behalten ihre Weiße.

Bei dem Deutschen werden die Zähne durch den häufigen Genuß des Bieres in der Regel schon früh gelb; noch mehr greift der Branntwein ihren Schmelz an.

Der Trunkenbold hat im Allgemeinen ein rothes, aufgedunsenes Gesicht und sein Athem ist stark und schnell.

Der Weintrinker hat ein munteres Gesicht, gedrängt stehende, wohlerhaltene Zähne, dicke Lippen, da die Oberfläche der Lippenschleimhaut das Amt des Vorkostens hat.

Die Trunksucht hat für Die, welche sich dieser Leidenschaft in hohem Grade überlassen, beinahe immer den Verlust der Zähne herbeigeführt; dieß gilt namentlich von Denen, welche vorzugsweise starke Getränke genießen.

3. Die Furcht.

Die Furcht ist ein peinlicher Zustand der Seele und unter allen menschlichen Neigungen vielleicht die ansteckendste; verwandt mit ihr sind drei Zustände, welche in dem Organismus eine noch größere Störung bewirken:

der Schrecken,
das Grausen,
das Entsetzen.

Die Furcht schildert Gall als eine Folge des Mangels an Thatkraft und Muth; Spurzheim dagegen als Wirkung der Umsicht.

Der Schrecken entspringt größtentheils aus einer plötzlichen, persönlichen Gefahr; er packt, ist aber von kürzerer Dauer, als die Furcht.

Das Grausen rührt von unvorhergesehenen Gegenständen her, ist gewöhnlich nicht frei von einer Beimischung des Aberglaubens, und währt nur so lange, als die Ursache seines Entstehens anhält.

Das Entsetzen bringt eine Erstarrung, eine Art Versteinerung hervor, welche die moralischen, geistigen und körperlichen Fähigkeiten auf Augenblicke gänzlich zu vernichten scheint.

Die Besorgniß ist ebenfalls ein der Furcht verwandtes Gefühl; sie äußert sich durch Unruhe, durch den Gedanken vor einer nicht wirklich bestehenden, oder noch nicht eingetretenen Gefahr.

Die Furcht ist eine Leidenschaft, welche schwächt, das zeigt sich unverkennbar bei ihren heftigeren Anfällen. Der Mund des Furchtsamen steht offen; seine Lippen und seine Wangen ziehen sich alle Augenblicke zusammen; seine Zähne schlagen aneinander; die Zähne stehen ungleich, undicht, werden früh gelb und nutzen sich ab.

Bei jungen Mädchen gewinnt die Furcht bei dem Eintritte der Mannbarkeit an Stärke, und hat dann zuweilen Anfälle einer Epilepsie und den Verlust beinahe aller Zähne zur Folge.

Bei sehr reizbar-nervösen Frauen äußert sich die Furcht durch vermehrten Blutzufluß, Zahnreißen und rasche Verschlechterung aller Organe des Mundes.

Die Furcht färbt das Haar vor der Zeit weiß, bewirkt das Ausfallen der Zähne und führt die Symptome frühen Alters herbei.

Die Furchtsamen, zu denen auch die Feiglinge gehören, haben ein großes, fleischiges Gesicht und volle Wangen; sie sind wortkarg und haben außerordentlich bewegliche Wangen; ihre Zähne stehen undicht.

4. Der Muth.

Der Muth ist doppelter Art, physisch und moralisch.

Der physische Muth ist kein natürliches Gefühl, sondern das Resultat des Kampfes gegen die Gefahr und der Gewöhnung an dieselbe Nahrung; Temperament, Körperkräfte, besonders aber die Erziehung, tragen zu der Entwickelung des Muthes bei.

Der moralische Muth besteht in der Herrschaft des Menschen über seine Leidenschaften und ist vorzugsweise das Erzeugniß einer sorgfältigen Erziehung.

Der physische Muth, auch der kriegerische genannt, läßt sich durch eine starke Entwickelung der Mundorgane erkennen. Die Geschichte aller Zeiten hat es bestätigt, daß ausgezeichnete Krieger sehr starke Kinnladen und Zähne, sowie eine weitschallende Stimme haben. Einen sprechenden Beleg für den Ausdruck des Muthes liefert

das Bild in dem Pariser Museum der Gemälde, wie der große Condé seinen Marschallsstab in die feindlichen Verschanzungen wirft. Sein Auge, sein Mund, seine weit geöffneten Naslöcher zeigen eine offenbare Aehnlichkeit mit dem Löwen, dem stolzesten und muthigsten der Thiere.

Der kalte Muth der Todesverachtung äußert sich durch eine edle, ruhige Haltung; dabei sprühen die weit geöffneten Augen Funken; der Mund zeigt eine unerschütterliche Seelenruhe; die Lippen schließen sich verächtlich.

5. Der Zorn.

Aristoteles sagt, der Zorn sei die Begierde, ein erlittenes Unrecht zu vergelten; Seneca schildert ihn als einen Ausfluß der Rachgier; beiden Definitionen können wir nicht vollkommen beistimmen, da der Zorn auch ohne alle unedle Beimischung bestehen kann. Es kommt indeß hier auch nicht auf die Definirung der Leidenschaften an, sondern auf deren Erkennung aus äußeren Anzeichen; gehen wir also zu diesen über.

Jedenfalls ist der Zorn eine Leidenschaft, welche oft große Zerrüttungen in der menschlichen Organisation zur Folge hat, und dadurch einen traurigen Einfluß auf das geistige, wie auf das moralische Leben des Menschen ausübt.

Der Zorn giebt sich durch Symptome kund, welche bei den verschiedenen Individuen bedeutende Unterschiede zeigen. Diese scheinen größtentheils von einem Vorherrschen gewisser Organe herzurühren.

Danach ist ein Hauptunterschied der ausdehnende oder rothe Zorn und der krampfhafte oder bleiche Zorn.

Wenn kräftige, sanguinische Menschen Zorn empfinden, erweitern sich ihre Naslöcher, die Lippen werden von dem Lippenmuskel hin- und hergezogen und die Zähne dadurch sichtbar; zugleich mit Schmähungen oder Drohworten entfließt dem Munde Schaum.

Bei schwächlichen oder lymphatischen Menschen entfärbt sich das Gesicht vollständig, die Augen werden starr, die Kinnladen pressen sich zusammen.

Wir können uns nicht enthalten, hier wieder eine merkwürdige Thatsache mitzutheilen, welche Rogers in seinem bereits erwähnten, interessanten Buche erzählt. Wir hielten uns genau an seine Darstellung, glaubten uns aber einige Abkürzungen gestatten zu dürfen.

Ein Lord, mit welchem Rogers bekannt war, und den er halb und halb zum Anhänger der Buccomantie gewonnen hatte, besuchte ihn eines Tages, in Gesellschaft zweier Damen und eines jungen Mannes, zum Mittagsessen. Der Grund dieses Besuches war, daß der Lord wünschte, Rogers möchte den Mund der jüngeren Dame, sowie den des jungen Mannes, nach allen Regeln der Buccomantie studiren, und danach die Charakterschilderung Beider entwerfen und ihnen das Horoscop stellen.

Rogers kam diesem Wunsche bereitwillig nach und that dann gegen den Lord heimlich den Ausspruch:

„Der Mund der Dame ist ein bewunderungswerthes Meisterstück; er zeigt zwar einige zweideutige Linien, aber im Ganzen verkünden die Lippen, die Zähne, besonders aber der Mund selbst, mehr gute Eigenschaften als Fehler.“

Der Lord bat indeß um ein genaueres Studium und gestand zugleich, daß es sich um eine Heirath handle. Zugleich bat er Herrn Rogers, die andern beiden Personen, einen höheren Artillerieofficier und eine Dame von etwa vierzig Jahren, ebenfalls einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Rogers that dieß um so lieber, da auch sein eigenes Interesse durch deren äußere Erscheinung erweckt war und er fand nun folgendes Resultat:

Der wie ein Vogelschnabel gespaltene Mund der älteren Dame deutete auf einen beinahe unwiderstehlichen Hang zur Schwätzerei; da sie sich aber trotz der lebhaften und angenehmen Unterhaltung sehr schweigsam gezeigt hatte, schloß Rogers auf Lügenhaftigkeit und cholerisches Temperament, denn nur die Besorgniß, dieses zu verrathen, konnte die Lippen so lange geschlossen gehalten haben. Diese Ansicht bestätigte ein spöttisches und sardonisches Lächeln, welches die Gewohnheit des Lügens auf ihrer Oberlippe zurückgelassen hatte. Die beiden Mundwinkel, welche so aufgeworfen waren, daß man die Zähne sah, bezeichneten zugleich einen auffahrenden, zornigen und ungestümen Charakter.

Die Prüfung der jüngeren Dame, die Tochter der erstgenannten, zeigte dem Beobachter ein Gesicht von der vollkommensten Regelmäßigkeit; ihre schwarzen Augen wurden von langen Augenwimpern beschattet, ihr Teint zeigte eine bewundernswürdige Reinheit. Das Ganze ihrer Physiognomie trug im Zustande der Ruhe das Gepräge schlummernder Energie. Indeß von Zeit zu Zeit, je nachdem die Unterhaltung ihr mißfiel oder zusagte, schwollen ihre Nasenlöcher an und ihre Lippen öffneten sich beinahe krampfhaft ein Wenig; dabei zeigten sich dann sogleich ihre Zähne, welche weiß wie Elfenbein waren und unter einer hochrosenrothen Lippenschleimhaut in dicht gedrängten, scharfen Linien erschienen. — Rogers schloß daraus, daß sie noch zorniger, auffahrender und gallsüchtiger sei, wie ihre Mutter. Er warnte daher den Lord vor der Heirath mit der Versicherung, daß der einstige Gemahl dieser jungen Dame auf tägliche Stürme gefaßt sein müßte.

„Pah!" entgegnete der Lord lächelnd, „ich habe zweimal die Reise nach Westindien gemacht und dabei noch ganz andere Stürme erlebt."

Damit war die Sache für den Augenblick abgethan und Rogers hatte sie bereits wieder vergessen, als ein halbes Jahr später der Lord ihn um seinen Besuch bitten ließ. Er folgte sogleich der Einladung und fand den Lord in einer prachtvollen Wohnung des **Faubourg Saint-Honoré.** Die Thür wurde durch den Lord selber geöffnet; dieser hatte ein blutiges Gesicht, und der Fußboden des Zimmers war mit Porcellantrümmern und zerbrochenen Gläsern bedeckt.

„Es hat einen ehelichen Kampf gegeben," sagte der Lord sogleich zu dem Eintretenden. „Ich wagte es, meiner Gemahlin zu widersprechen; das bewirkte einen Ausbruch ihres Zornes und hier sehen Sie das Schlachtfeld. — Ach, weßhalb achtete ich nicht auf den warnenden Ausspruch der Buccomantie!"

Herr Rogers fragte, wo sich Mylady befände und erhielt die Antwort, in ihrem Boudoir, am Ende der Zimmerreihe; zugleich aber warnte ihn der Lord, der Gereizten zu nahen.

Herr Rogers ließ sich indeß nicht abschrecken, und indem er die Versicherung gab, daß die Buccomantie untrügliche Zaubermittel

zur Beschwörung eines solchen Sturmes besitze, ging er nach dem Zimmer der Lady.

Er fand sie halb sitzend, halb liegend, auf ihrem Kanapee; ihr Blick war getrübt, ihre Gesichtsfarbe bleich und ihr ganzer Körper von jener regungslosen Schlaffheit ergriffen, welche gewöhnlich auf übermäßig heftige Ausbrüche des Gefühls folgt.

Die Lady wollte ihm anfangs mit Stolz begegnen, indeß gewann ihre gewohnte Urbanität die Oberhand, und nachdem Rogers ihr gesagt, daß er auf den Wunsch des Lords zu ihr komme, entgegnete sie:

„Das ist ein Rest von Gutmüthigkeit, aber ich bin dennoch eine der unglücklichsten Frauen."

„Das weiß ich," entgegnete Rogers ruhig, beinahe kalt.

„Sie wissen es?" fragte sie verwundert; und sogleich setzte sie hinzu: „Ach, es ist ja wahr, Sie sind Buccomant und folglich eine Art von Hexenmeister."

„Wenn Sie es so nennen wollen, Mylady. Jedenfalls kann ich Ihnen mit Ueberzeugung sagen, daß die Schönheit, auf welche Sie mit so großem Rechte stolz sind, binnen kurzer Zeit nicht nur verschwinden, sondern sogar sich in Häßlichkeit verwandeln wird, wenn Sie die Ausbrüche Ihres heftigen Temperamentes nicht zu unterdrücken vermögen."

„Ich sollte häßlich werden?" rief die Dame erschrocken.

„Allerdings, Mylady," entgegnete Herr Rogers mit großer Entschiedenheit. „Keine Leidenschaft entstellt den Mund so sehr, wie der Jähzorn; er macht die Lippen welk, die Zähne schlecht und läßt an den Mundwinkeln allmählig eine unvertilgbare Verzerrung zurück."

Schnell sprang die Dame auf, blickte in den Spiegel, und da sie hier in der That die erwähnten Symptome gewahrte, rief sie mit sichtlicher Aufregung aus:

„Ich komme mir in der That schon jetzt beinahe häßlich vor! — Ach, mein Herr, wie danke ich Ihnen für Ihren Besuch, besonders aber für Ihre Warnung. Halten Sie sich überzeugt, daß ich dieselben beachte und meinem Jähzorne Zügel anlegen werde."

Und wirklich hielt sie Wort, denn längere Zeit darauf gab der Lord Herrn Rogers die Versicherung, daß sein ehelicher Himmel nicht wieder durch Zornausbrüche getrübt worden sei.

6. Die Ausschweifung.

Ein Blick voll unlauterer Begier, ein üppig geformter Mund, feuchte, dicke, halbgeöffnete, spöttisch verzogene Lippen, die oben aufgeworfen sind, ein kupferrother Teint, ein unreiner Athem, angefressene oder mit Weinstein überzogene Zähne bezeichnen die Menschen, welche sich den Ausschweifungen in der Liebe überlassen.

Der matte Ausdruck des Gesichtes und dessen Schmächtigkeit, blasse Lippen und Wangen, geschwollenes Zahnfleisch sind Zeichen der Selbstbefleckung.

Kleiner Mund, starke Lippen, rothe Wangen und kurze, dichtstehende Zähne finden sich bei Frauen, welche zur Wollust geneigt sind.

Die freche Kaiserin Messaline hatte ein Profil, welches mit dem Ziegenbocke und dem Schweine Aehnlichkeit zeigte; ihren Lippen sowie ihrem Lächeln war der Stempel der zügellosesten Unzucht aufgedrückt.

Beinahe hängende Wangen, als Hülle kräftiger Kinnladen und aufgeworfene Lippen sind das Zeichen raffinirter Wollust.

Dem Buccomanten empfehlen wir zum Studium der Wollust bei Weibern die folgenden Portraits: Laïs, Aspasia, Messaline, Jucunde (eine Pariser Courtisane; ein Meisterwerk Leonardo da Vincis), Ninon de l'Enclos, Marion Delorme, Katharina II. (s. dieß Portrait auf Tafel V.)

7. Die Trägheit.

Die Trägheit, eine angewöhnte Neigung, in Unthätigkeit zu verharren, zerfällt in die Unterabtheilungen der Schläfrigkeit, der Lässigkeit und der Faullenzerei.

Die Schläfrigkeit entspringt aus dem Mangel an Kräften, die Lässigkeit aus einem Mangel an Thatkraft, die Faulheit aus einem Mangel körperlicher und geistiger Kraft.

Der Träge, im allgemeinen Sinne genommen, hat ein großes, fleischiges Gesicht und volle Wangen; er ist wortkarg, seine Zunge schwerfällig, seine Unterlippe hängend. Der Grad der Trägheit läßt sich besonders an den Zähnen erkennen. Bei dem Faulen sind sie unsauber; Weinstein und Beinfraß zeigen sich an ihnen schon mit dem zwanzigsten Jahre. Der Lässige verräth sich durch die unmäßige Länge der Schneidezähne, welche von den Lippen nicht ganz bedeckt werden. Der Schläfrige ist an dem gewöhnlich offen stehenden Munde zu erkennen, sowie an seinen unten volleren Wangen.

8. Die Liebe.

Die Liebe ist vielfach, mehr oder minder geistreich und wahr definirt worden, wir halten uns hier indeß nur an die physiologische Erklärung, welche sie als den gebieterischen Trieb bezeichnet, der ein Geschlecht zu dem andern zieht, wobei der Zweck, welchen die Vorsehung ihr anwies, die Fortpflanzung der Art ist. Man verwechsle indeß die Liebe nicht mit Fleischeslust, welche, von der Sinnlichkeit angefacht, mehr nach körperlicher, als moralischer Schönheit verlangt und gar oft zu schmählicher Liederlichkeit führt.

Die Physiologie unterscheidet die physische Liebe und die platonische. Die erstere beruht auf der Fleischeslust im besseren Sinne, die letztere gleicht mehr der Freundschaft und ist oft nicht frei von Ueberspanntheit.

Der Fortpflanzungstrieb ist unbestreitbar die Grundursache der Liebe.

Die Definition der Liebe, welche Halm in seinem „Sohn der Wildniß" giebt, ist allbekannt; kürzer bezeichnete eine geistreiche Dame die Liebe. Auf die Frage, was es eigentlich heiße, zu lieben, ant wortete sie: „Für den Mann, unruhig werden; für das Weib leben."

Das Weib ist daher zur Liebe mehr geneigt und geschaffen, wie Frau v. Staël dieß so treffend sagt: „Die Liebe ist die Geschichte des Frauenlebens; in der Lebensgeschichte der Männer ist sie nur eine Episode.“ Der Buccomant hat daher besonders an dem schönen Geschlechte alle Phasen der Liebe zu studiren.

Ein verliebtes Weib hat in der Regel ein mittelgroßes Gesicht, mit etwas vollen Wangen und Schläfen; es seufzt oft und vergießt zuweilen wider Willen Thränen; sieht es sich beobachtet, so erröthet es und wird unruhig.

Bei dem jungen Mädchen bietet der Mund ebenso viele Kennzeichen ihrer Sittsamkeit, wie des Grades der Leidenschaft, welche sich ihres Herzens bemächtigt hat. Zwischen dem Munde der Jungfrau von gestern und der jungen Frau von heute ist ein gewaltiger Unterschied. Diesen zu erkennen, ist eine würdige Aufgabe für das Studium des Buccomanten.

Die sentimentale Frau, zu platonischer Liebe geneigt, ist eher mager, als fett; ihre Lippen sind im Zustande der Ruhe leise geöffnet und verrathen Träumerei; ihr Lächeln zeigt mehr Schwermuth als Frohsinn; gewöhnlich hat sie blondes Haar.

Die Kokette ist in der Regel mehr hübsch als schön; ihr Mund ist fein gebildet, ihre Lippen sind dünn, ihr Lächeln ist herausfordernd; sie hat kleine, aber etwas lange Zähne. Die Portraits, welche uns aufbewahrt wurden, zeigen uns Aspasia, Ninon de l'Enclos und Marion Delorme als kokett, Laïs als leidenschaftlich verliebt und Phryne als ausschweifend.

Wenn Magerkeit und Blässe die Wangen junger Mädchen verwüsten, ihre Augen sich tief unter die Augenlider einsenken und einen starren oder verstörten Blick haben; wenn ihre Lippen sich alle Augenblicke zusammenziehen; ihre Zähne im Schlafe aufeinander schlagen, ihre Stimme kurz abbricht, so sind dieß Zeichen einer Neigung zu ungezügelter Liebe, welche das Herz verlockt und den Verstand trübt.

Bei glücklicher Liebe fühlt sich unser ganzes Wesen von einer sanften, wohlthuenden Wärme durchdrungen; der Blick ist lebhaft, sanft oder schmachtend; das Lächeln des Glückes leuchtet auf den leicht geschwollenen Lippen.

Die unglückliche, sowie die eifersüchtige Liebe äußern einen zerstörenden Einfluß auf die Organisation des Körpers und besonders auf den Mund; die Wangen entfärben sich, die Lippen verschrumpfen, ziehen sich jeden Augenblick verzerrend zusammen. Während des stets sehr unruhigen Schlafes stoßen die Zähne häufig aufeinander; bei eifersüchtigen Männern, noch mehr aber bei eifersüchtigen Frauen, werden die Zähne schon früh schadhaft.

Die religiöse Liebe, welche gewöhnlich mit dem Namen der Frömmigkeit bezeichnet wird, hat ebenfalls ihre eigenthümlichen Zeichen, besonders, wenn sie sich zu einem höheren Grade der Schwärmerei steigert. Die ganze Physiognomie trägt dann das Gepräge eines innern Fiebers; die Augen richten sich oft zum Himmel; die Lippen sind an den Winkeln geschlossen, gegen die Mitte geöffnet, und verkünden tiefes Nachdenken, und ebenso die aufeinander gepreßten Kinnladen eine außerordentliche Anstrengung aller geistigen Fähigkeiten. Diese Liebe entsteht oft bei edleren Gemüthern aus der gewaltsamen Unterdrückung einer irdischen Neigung.

9. Die Mißgunst oder der Neid und die Eifersucht.

Man ist eifersüchtig um den eigenen Besitz, neidisch um den Besitz Anderer. Die vorherrschenden Ursachen dieser beiden nahe verwandten Leidenschaften sind eine gallige, lymphatische oder nervöse Constitution; man findet sie häufiger bei Frauen als bei Männern; Kindheit und höheres Alter sind mehr dazu geneigt, als die Jahre der Kraft.

Der Gang des Neidischen ist langsam, seine Blicke haben eine schiefe Richtung, seine Zähne sind schwarz. Sein Mund lächelt nur, wenn er einen Andern leiden sieht.

Bei Neidischen sind die Körpertheile der linken Seite größer, als die der rechten; sie haben ein flaches Gesicht und lange, schmale Ohren; die Wangen sind entweder übermäßig dick oder sehr hager; die Gesichtsfarbe ist bleifarben und der Mund hohl; die Zähne sind lang, scharf, auseinanderstehend und stark.

Von Natur — nicht bloß durch augenblickliche Aufregung oder Veranlassung — mit einem eifersüchtigen Charakter begabte Frauen

haben im Zustande der Ruhe einen leicht zusammengezogenen Mund; auf ihren beweglichen, zusammengeschrumpften Lippen zeigen sich abwechselnd Haß, Verachtung, Spott und der tiefste Schmerz. Auf ihren Wangen wechselt die Blässe plötzlich mit der dunkelsten Röthe; der dicht geschlossene Mund verräth innere Stürme und einen unaufhörlichen Argwohn, welcher fortwährende Nahrung oder Anregung in Begierden, Besorgnissen oder Liebesklagen findet und sich entweder gegen den Gegenstand ihrer Liebe, oder gegen den des Hasses äußert, der ihr den geliebten Gegenstand entrissen hat, oder zu entreißen scheint.

10. Der Stolz und die Eitelkeit.

Der Stolz ist ein übertriebenes Gefühl des eigenen Werthes und die Neigung zur Herrschsucht. Seine Unterabtheilungen sind Anmaßung, Selbstgenügsamkeit, Hochmuth, Dünkel, Geringschätzung und Uebermuth.

Verwandt mit dem Stolze ist die Eitelkeit, mit ihren Abstufungen oder Nüancirungen: Ruhmredigkeit, Prunksucht, Koketterie und Aufschneiderei.

Die Selbstgenügsamkeit erkennt man an der Haltung des Kopfes, dem Aufblasen der Wangen, einer Miene der Glückseligkeit und besonders an einem Lächeln, welches die innere Zufriedenheit aus drückt, welche aus dem unbedingten Vertrauen auf die eigene persönliche Verdienstlichkeit, oder vielmehr aus dem blinden Glauben an dieselbe eutspringt. Die Schritte des Selbstgenügsamen sind abgemessen; seine Unterlippe springt gewöhnlich hervor.

Der Hochmuth offenbart sich zwar nach dem Charakter und dem Temperamente der Individuen verschieden, hat aber auch seine allgemeinen zuverlässigen Erkennungszeichen. Der Mund eines Hochmüthigen ist gewöhnlich regelmäßig; die Oeffnung der Lippen zieht sich in Wellenlinien bis zur Mitte und läßt die Augenzähne sehen; die Kinnladen sind stark und die Zähne wohlerhalten, besonders, wenn der Hochmüthige sanguinischen Temperamentes ist.

Die Geringschätzung verräth sich durch ein sehr starkes Vortreten der Oberlippe, welche sich an einem der Mundwinkel in die

Höhe zieht, wenn der Geringschätzende eine Person betrachtet, welche ihm seiner Meinung nach an Talent oder Geschicklichkeit untergeordnet ist.

Der Uebermüthige geht mit hochgehobenem Kopfe; sein Mund ist kaum geöffnet, mit spitzen Zähnen besetzt, und verkündet deutlich, daß seine Keckheit mehr auf Windbeutelei, als auf Muth beruht. Lippen und Wangen sind fleischig.

Der Großsprecher und der Uebermüthige sind Zwillingsbrüder, der Erstere aber verfällt durch Uebertreibung der Lächerlichkeit.

11. Der Ehrgeiz.

Als Ehrgeizige bezeichnet man in der Regel die Menschen, welche von der Begierde beherrscht werden, sich über Andere zu erheben, wäre es auch mit Zertrümmerung von deren Glück.

Das Temperament des Ehrgeizigen ist gewöhnlich gallisch-sanguinisch, oft aber besonders gallsüchtig. Der Ehrgeizige zeigt im Allgemeinen dieselbe Organisation der Zähne, wie der Stolze, aber sein Dünkel strebt höheren Regionen zu.

Der Blick des Ehrgeizigen ist starr und gebieterisch; seine Lippen sind gewöhnlich in beiden Winkeln zusammengezogen. Die Schneidezähne sind kurz, aber scharf, die Augenzähne stark und lang. Die Unterlippe des Ehrgeizigen ist stets vorragend, und dieß Merkmal untrüglich. Seine Stimme ist scharf, außerordentlich sonor. Im Zustande der Ruhe verräth der Mund tiefes Nachdenken, sowie ein beständiges Haschen nach schnellen Combinationen.

12. Der Geiz*).

Verwandt, indeß nicht zu verwechseln, ist der Geiz mit dem Eigennutz, der Habgier und der Sparsamkeit, welche letz-

*) Zahlreiche, höchst merkwürdige und interessante Beispiele dieser Leidenschaft, wohlgeeignet, bei den Erkennungszeichen derselben zu Rathe gezogen zu werden, findet man in „Paul Werner, Lebensbeschreibungen berüchtigter Geizhälse. Weimar, bei B. F. Voigt.“

tere in ihrer Uebertreibung ihm zwar nahe kommt, ihn aber dennoch bei weitem nicht erreicht.

Der Geiz ist in der Regel nur bei älteren Leuten herrschende Leidenschaft, indeß findet man ihn, wenn auch minder ausgebildet, schon bei jüngeren Personen. Man hat Beispiele erlebt, daß diese Leidenschaft sich in Folge einer Krankheit plötzlich entwickelte. Der bereits citirte Dr. Alibert erwähnt eines merkwürdigen Beispieles von einer Dame, welche an Melancholie litt, und unter dem krankhaften Einflusse derselben sechs Monate im Jahre Verschwenderin war, die übrige Zeit aber, bei normalem Gesundheitszustande, Knickerin.

Auch Herr Williams erwähnt eines ähnlichen Falles. Eine Dame, auf einer Seereise vom Scorbut befallen, war danach kränklich geworden und namentlich, trotz ihres großen Reichthums, schmutzig geizig. Rogers heilte ihre Zähne von den Nachwehen des Scorbuts und mit ihrer gänzlichen Wiederherstellung war auch ihre Neigung zum Geiz verschwunden und ihre frühere Freigebigkeit zurückgekehrt.

Schwermüthige, typophatische Temperamente, sowie ungesunde Individuen sind besonders zum Geiz geneigt; mit galligem oder sanguinischem Temperament ist diese Leidenschaft nur selten vereinigt.

Blässe des Gesichtes, Vertrocknen der Züge desselben, Abmagerung des Körpers überhaupt, sind Zeichen des Geizes.

Wenn der Geizhals irgend etwas erhält, besonders wenn es ein Geschenk ist, strahlt sein Gesicht vor Freude, seine Hand streckt sich mit einer Hast, die er nicht zu unterdrücken vermag, zum Empfange aus, er scheint sich in einer gewissen Verzückung zu befinden, und sein halbgeöffneter Mund verräth eine beinahe übermenschliche Glückseligkeit.

Ist der Geizige genöthigt, Geld auszugeben, so verräth er sich noch deutlicher; sein Mund schließt sich dabei hermetisch, seine Lippen scheinen einzuschrumpfen, alle Gesichtsmuskeln ziehen sich zusammen, und mit ängstlichen Blicken folgt er den Geldstücken, welche er aufzählt, bis zu dem Augenblicke, wo sie in der Tasche des Empfängers verschwinden.

Der Geizhals hat magere Lippen, dünn wie ein Messer. Die Oberlippe krümmt sich einwärts, wie der Schnabel eines Raub-

Taf. X.



John Elwes.

vogels; seine Zähne sind undicht und länglich; sein Mund drückt Furcht und Mißtrauen aus, und dieß sogar im Zustande der Ruhe; sein Lächeln hat etwas Teuflisches. (Man sehe hierzu das Porträt von John Elwes, Fig. X.)

13. Spielsucht.

Mit scheinbarer Gleichmüthigkeit, aber beständig von Illusionen erfüllt, erträgt der wahre Spieler, ungeachtet der Empfindungen, welche ihn durchwühlen, die verschiedenen Glückwechsel zum Bösen oder Guten gewöhnlich ohne alle Veränderung in der Haltung oder in den Gesichtszügen. Dennoch ist seine Leidenschaft aus zahlreichen Symptomen nur zu deutlich zu erkennen.

Der leidenschaftliche Spieler steht an dem Spieltische so fest, als wäre er mit demselben verwachsen; seine Gesichtsfarbe ist blaß, sein Blick starr und ungeduldig; sein Mund ist für gewöhnlich stumm, und nur in längeren Pausen läßt er undeutlich articulirte Worte hören. Bei allen Spielern läßt sich eine krampfhafte Starrheit und Unbeweglichkeit der Züge bemerken, die Folge der gespanntesten Ungeduld, welche ihr Inneres verzehrt.

Die Spielsucht offenbart sich übrigens auf sehr verschiedenartige Weise. Der verwegene Spieler wird durch den Verlust noch mehr angespornt; der zaghafte Spieler zittert, selbst wenn er gewinnt; abergläubische Spieler glauben an Träume und tausend übernatürliche Einflüsse; systematische Spieler machen das Spiel zu einer Speculation; angenehme Spieler verlieren mit Anstand und Liebenswürdigkeit, selbst wenn sie sich dabei zu Grunde richten; prahlende Spieler bringen ihrem Stolze die Habgier zum Opfer; wohlthätige Spieler betrachten die Befriedigung ihrer Leidenschaft als ein Mittel, gegen ärmere Mitspieler ihre Freigebigkeit zu bethätigen.

Die Spieler von Profession, sowie die besonders leidenschaftlichen Spieler haben häufig dickes, glattes und schwarzes Haar und einen starken Bart; an den Schläfen sträubt sich das Haar; die Augenhöhlen sind strotzend; der Blick ist hell und glänzend. Der Mund des Spielers befindet sich selten in einem Zustande der vollkommenen Ruhe; er zieht sich zusammen; verzerrt sich, wie unter

dem Einflusse jener nervösen Krankheit, welche man den Mund- oder Gesichtskrampf nennt; seine Oberlippe verzapft sich gleichsam in die untere, und diese nimmt zuweilen eine ungemeine Entwickelung an; die Wangenhaut ist gespannt und unbeweglich, außer wenn die Freude über einen Gewinn oder der Schmerz über einen größern Verlust sie in heftige Zuckungen versetzt. Diese Zeichen sämmtlich findet man bei dem eingefleischten Spieler, welcher spielt, um zu spielen; denn bei ihm ist die Leidenschaft des Spieles in einen Zustand der Monomanie übergegangen, das heißt, in eine an Wahnsinn grenzende Sucht, welche alle anderen Leidenschaften verschlungen hat.

§. 6.

Buccomantische Kennzeichen der Temperamente.

Den Temperamenten entsprechend, welche in einem früheren Abschnitte genannt und beschrieben wurden, legt auch die Buccomantie ihren Beobachtungen vier Haupttemperamente zum Grunde; nämlich:

das sanguinische Temperament;
das nervöse Temperament;
das biliöse oder gallige Temperament;
das phlegmatische Temperament.

Bei der Beurtheilung dieser Temperamente, wie bei den darauf gebauten Schlüssen ist nun vorzugsweise zweierlei zu unterscheiden, und zwar: die augenblickliche Spannung und die Erregbarkeit, die Physiognomie und die Aufregung des Temperaments. Will man ein richtiges Urtheil fällen, muß man einen Mund vor Allem im Zustande der Ruhe beobachten.

Das sanguinische Temperament verräth sich beinahe immer durch stark gefärbte Wangen, purpurrothe Lippen und ein kräftiges, wohlgeordnetes und vollkommen erhaltenes Gebiß. Das Ganze des Mundes bietet alle Kennzeichen eines ausgelassenen Frohsinns.

Das nervöse Temperament hat entgegengesetzte Symptome; die Wangen sind bei demselben gewöhnlich hager, die Lippen zart und dünn, die Zähne kurz und durch häufiges Knirschen abgenutzt.

Gelbliche Zähne, überzogen mit einer Schicht erdigen Weinsteins, dicke, blaurothe Lippen, geflecktes Zahnfleisch, sind die Zeichen eines galligen Temperamentes.

Das phlegmatische Temperament endlich erkennt man leicht an der Stelle des Ueberganges von der Nase zur Lippe. Die Gesichtsumrisse des Phlegmatikers sind in der Regel stumpf, hängend und wenig gespannt; das Vorragen der untern Lippe ist stets ein characteristisches Zeichen des phlegmatischen Temperaments, denn diese Entstellung rührt nicht von dem Mangel der Körperfeuchtigkeit her, sondern vielmehr von dem Ueberflusse an derselben. Zeigt sich die vortretende Unterlippe zugleich eckig, so ist sie ein zuverlässiges Kennzeichen der Gährung dieser Feuchtigkeit. Ist die Lippe dagegen weich, ohne Lebenskraft, schlaff, hängend, so deutet sie auf den höchsten Grad des Phlegma's.

Des Sanguinikers leichter Sinn schwebt auf seinen Lippen; die Nase ist bei ihm gewöhnlich weit von dem Munde entfernt

Das schwermüthige Temperament, aus dem nervösen und aus dem galligen entspringend, offenbart sich vorzüglich durch eine kleine Einsenkung an der Stelle, wo die untere Kinnlade sich dem Ohr nähert. Oft neigt auch bei Melancholikern die Nase sich dem Munde zu; gleiche Bedeutung hat eine vortretende Unterlippe bei einem kleinen, weder zu fleischigen noch zu schlaffen Kinne. Die eigentlichen Melancholiker halten den Mund gewöhnlich geschlossen. Die melancholisch-sanguinischen Menschen sind ungemein reizbar, haben ein feines, sittliches Gefühl und in der Mitte stets halb geöffnete Lippen. Melancholisch-cholerische Menschen haben selten weiße und wohlgeordnete Zähne; diese sind vielmehr von Weinstein überzogen, sei es aus Mangel an Reinlichkeit, sei es, daß sie durch die Gallsucht rasch ihres Glanzes beraubt werden.

Bei phlegmatischen Frauenzimmern bezeichnet der Mund im unbewegten Zustande Ruhe und Bedachtsamkeit; die Lippen sind bei ihnen dick, aber wohlgeformt; ihre Physiognomie trägt gewöhnlich den Ausdruck sanfter Schwermuth.

Zorn und Schwermuth offenbaren sich durch immerwährendes Zucken der Lippen; der Mund nimmt den Ausdruck der Geringschätzung und der Drohung an; die Kinnladen pressen sich aufeinander;

das ganze Gesicht zeigt starre, unbeugsame Härte; das durchdringende und lauernde Auge entdeckt den geringsten moralischen oder körperlichen Fehler; Augenbrauen und Nase, besonders aber der Mund, rufen beständig: Hütet Euch vor mir!

Cholerisch-melancholische Frauenzimmer haben ein starres und dickes Kopfhaar.

Wenn man über Jemand ärgerlich oder zornig wird, pressen sich die Lippen gegen die Zähne, als wollte man ihre Dicke vermindern; daraus darf man schließen, daß die für gewöhnlich so zusammengekniffenen Lippen auf Neigung zum Zorn, zur Eifersucht und zur Mißgunst deuten.

Uebelriechender Athem, welcher nicht von verdorbenen Zähnen herrührt, läßt auf einen eitlen, betrügerischen, lügenhaften, wollüstigen, verführungssüchtigen und mißgünstigen Menschen schließen.

Der Grundcharakter des Menschen ändert sich zwar im Allgemeinen nicht leicht, wohl aber sind äußere Einflüsse geeignet, ihn wenigstens momentan, für kürzere oder längere Zeit, zu ändern, gewissermaßen sich selbst ungetreu zu machen. Zu diesen äußern Einflüssen gehören namentlich Krankheiten und unter diesen vorzugsweise Krankheiten der Zähne, welche heftige Schmerzen verursachen.

Vierter Abschnitt.

Physiognomie der Tugenden, der Laster und der Leidenschaften,

nach

den Erkennungszeichen der Physiognomonik, der Phrenologie und der Buccomantie.

Einleitung.

Nach den Kennzeichen, welche in den vorstehenden drei Abschnitten angegeben worden sind, um mit Hülfe der Physiognomonik, der Phrenologie und der Buccomantie Einblicke in den innern Menschen zu thun, wird es dem aufmerksamen Beobachter leicht sein, die Charaktere der einzelnen Menschen, mit denen das Leben ihn in Berührung bringt, aus dem Aeußern derselben mit ziemlicher Sicherheit zu würdigen; indeß halten wir es zur weitern Vervollständigung für zweckmäßig, in dem Nachfolgenden noch eine allgemeine Charakteristik der verschiedenen Tugenden, Laster und Leidenschaften zu geben, indem wir dabei die Regeln der drei so innig verwandten Systeme der Physiognomonik, der Phrenologie und der Buccomantie verschmelzen.

1. Heldenmuth.

Der Kopf des Helden ist von etwas mehr als gewöhnlicher Größe; als eine ausgezeichnete Eigenschaft aber, welche allen berühmten Helden gemeinschaftlich ist, müssen große, helle Augen bezeichnet werden, deren Blick durchdringend ist, dabei aber dennoch bescheiden, auch Geisteskraft so wie Gemüthsruhe verräth und sich häufig mit scharfer Beobachtung seitwärts wendet. Die bezaubernde Gewalt dieses Feuerblickes wird vielen ausgezeichneten Kriegshelden nachgerühmt, und ganz besonders sind der große Friedrich und Napoleon sprechende Beweise für diesen Satz.

Bei dem Heldenmuthe findet man zarte, anmuthig gefärbte Lippen, und einen etwas großen Mund, der wenig lacht, mit Ernst redet und sich nie öffnet, um irgend Jemand zu beleidigen. Diese Lippen sind der Sitz des guten Rathes, der Bescheidenheit und Milde, verrathen aber zugleich auch einen unbezähmbaren Muth. Der Mund öffnet sich bei dem geringsten Zeichen von Gefahr ein wenig, um dem Athem mehr Freiheit zu verschaffen, und dabei zeigen sich starke, vorzüglich gutgeordnete Zähne.

Die Augenbrauen des Heldenmüthigen pflegen bogenförmig zu sein und sich häufig in die Höhe zu ziehen, wodurch leicht ein Stirnrunzeln von sehr drohendem Charakter entsteht. Die Haare sind blond oder schwarz, weder störrig noch gekräuselt, und bilden vorn auf der Stirne eine nach unten gewendete Spitze. Das Kinn ist spitz, der Hals musculös; Rücken und Brust sind breit und kräftig, die Hände groß und sehnig; indeß gilt hier mehr als anderwärts der Satz: Keine Regel ohne Ausnahme.

2. Die Kühnheit.

Das Gesicht des Kühnen trägt den Ausdruck der Strenge; die Stirn ist umwölkt wie von Sorgen; die Augenbrauen sind lang; die Nase neigt sich gegen den Mund; dieser ist beinahe immer sehr groß und besetzt mit langen, spitzen, einzelnstehenden Zähnen; die Augen sind lebhaft, stolz, beweglich und glänzend; die Arme sind sehr lang, Brust und Schultern breit.

Die langen Augenbrauen findet man nicht nur bei kühnen Männern, sondern auch bei Weibern, welche mit Kühnheit begabt sind.

3. Die Verwegenheit.

Ein unverhältnißmäßig großer Mund, für gewöhnlich getrennte Lippen, scharfe, oft übereinanderstehende Zähne, bezeichnen sowohl den Mann als das Weib von Verwegenheit und Tollkühnheit. Die Lippen sind im Zustande der Ruhe halbgeöffnet und so vorzugsweise ein Zeichen der Verwegenheit, zugleich aber auch der Unbedachtsamkeit.

4. Der Stolz.

Das stolze Weib hat übermäßig gebogene Augenbrauen und diese ziehen sich fortwährend in die Höhe; der Gang ist langsam; die Augen sind trocken und umschleiert. Besonders aber verräth sich bei dem weiblichen Geschlechte der Stolz durch den Mund; die Lippen sind ungleich, die obere ragt weniger vor, als die untere, welche sich jeden Augenblick zusammenzieht, und die geringschätzende Bewegung des Nasenrümpfens hervorbringt.

Der stolze Mann hat einen dicken und breiten Mund; die übrigen Zeichen sind denen des Weibes gleich.

Die großen und glänzenden Augen sind sehr beweglich.

Stolze Menschen tragen den Hals sehr gerade; ihre Finger sind lang und mager. Alle ihre Bewegungen scheinen fortwährend Bewunderung zu fordern.

5. Die Rechtschaffenheit.

Der rechtschaffene, von Natur edle Mann hat gewöhnlich eine große, wohlproportionirte Nase; diese ist etwas lang, biegt sich kaum merklich dem Munde zu und theilt das Gesicht in zwei ganz gleiche Hälften. Sein Gesicht ist schön; seine großen Augen liegen etwas tief; sie sind feucht und tragen den Ausdruck der Milde oder auch den der Traurigkeit und bewegen dann die Augenbrauen. Seine Augäpfel sind von Mittelgröße nnd beweglich; sein Blick ist fest und bestimmt, seine Stirne streng, seine Brust breit.

Die Lippen sind von untadelhafter Form und leicht geröthet; die Zähne sind mittelgroß, weder zu stark noch zu schwach und stehen weder zu weit auseinander noch zu dicht beisammen.

Das Lächeln ist sanft und anmuthig und der Mund, welcher von der Natur dazu bestimmt ist, ein Tempel der Tugenden zu sein, zeigt dem Blicke des Beobachters alle Merkmale der Gemüthsruhe, alle Schätze der Freundschaft und Treue, welche das edle Herz birgt.

6. Die Sittsamkeit.

Bewundernswerth ist der Mund des sittsamen Weibes. Der jungfräuliche Mund des jungen Mädchens ist frisch, von herrlicher Farbe und halb erschlossen, wie eine Rose.

Aber selbst noch im reiferen Alter bewahrt der Mund eines sittsamen, keuschen Weibes seine göttliche Frische; leicht erkennt man, daß ihre Seele nicht durch der Leidenschaften Gluth befleckt wird, daß diese ihr Herz nicht ausgetrocknet hat; die Zähne, welche von untadelhaftem Weiß sind, haben sich bis in das hohe Alter gleich einer Doppelreihe glänzender Perlen so gut erhalten, daß sie in dieser Beziehung noch als Großmütter mit ihren Enkelinnen wetteifern können. Hier bestätigt sich der Satz, daß schöne Zähne nicht nur für körperliche, sondern auch für moralische und geistige Gesundheit ein Zeichen sind.

Anmuthiges Lächeln umspielt die Lippen eines wahrhaft keuschen Mädchens, und das Zahnfleisch hat eine schöne, purpurrothe Farbe.

7. Die Mordlust.

Bei jedem Menschen, welcher mit dem unseligen Hange zum Menschenmorde geboren ist, stehen die Augen, welche klein und trocken sind, mit der Stirne gleich; Thränen sind ihm fremd; sein Mund hat eine unregelmäßige Form; die Lippen bilden eine Höhlung; die Zähne sind scharf und einwärts gerichtet, die Kinnladen gegen das Ohr breit, und endigen an der Mundöffnung in einem spitzen Winkel; das Weiße im Auge ist trübe und bleich; die Augensterne sind beständig in zitternder Bewegung und scheinen nach aufwärts zu rollen.

8. Die Ehrlichkeit.

Der Blick des ehrlichen Mannes ist fest und ernst; seine mittelgroßen Augen spielen in das Blaue oder Schwarze; das Weiße derselben ist ruhig und glänzend; seine glatte Stirn neigt sich etwas über die Augen vor.

Die Lippen des ehrlichen Mannes treten etwas vor und haben ein sanftes Fleischroth; seine Zähne sind stark und regelmäßig geordnet. Sein Mund, ruhig und ohne Zuckungen oder Zusammenziehungen, deutet auf Seelenfrieden und Herzensruhe.

9. Die Dieberei und die Unehrlichkeit.

Die Chiromantie erkennt den Hang zur Dieberei an schmalen Händen und dünnen, hakenartig gekrümmten Fingern.

Die Physiognomonik sagt, der Dieb oder der Unehrliche hat einen kleinen Kopf mit unregelmäßigem Gesicht; eine von Falten und Runzeln durchfurchte Stirne; tiefliegende, kleine, trockne Augen von unbestimmter Farbe; die Augäpfel sind unstät; der Blick ist unstät und ohne Sicherheit; der Rücken ist flach, die Schultern sind hoch, die Finger dürr.

Alle diese Kennzeichen vermehrt die Buccomantie, indem sie sagt, der Dieb hat sehr scharfe Schneidezähne, welche noch überdieß gekrümmt sind, so daß sie an die Schnabelspitze eines Raubvogels erinnern. Seine Lippen sind dünn, stehen aber gleichwohl vor, wie die Schnauze der Raubfische. Bei den Negern sind die vorstehenden Lippen zwar dick, aber deßhalb nicht minder ein Zeichen für den Hang zur Dieberei.

10. Die Unklugheit.

Der Unkluge hat eine hohe, convexe Stirn; seine Haut ist trokken, und ihre Farbe verräth die Wärme des Blutes; die Augen sind klein, vortretend, entzündet, unruhig und etwas roth; der Blick unstät; die Augenbrauen sind in die Höhe gezogen, die Finger kurz und dick; der Hals ist nach links geneigt; Brust und Schultern sind mittelmäßig; der Gang ist eilig, fast übereilt.

Die Kinnladen des Unklugen und Unbesonnenen sind sehr stark; seine Zähne sind groß und stehen nicht dicht beisammen. Die Lippen scheinen beinahe aufeinandergeklebt zu sein und zeugen von wagehalsiger Entschlossenheit. Oft tragen Unkluge die Nase hoch in die Luft gereckt; dabei zieht sich dann auch die Unterlippe in die

Höhe und die ganze Physiognomie gewinnt dadurch den Charakter der Unvorsichtigkeit.

Bei den Unsinnigen, welche mit in diese Hauptkategorie fallen, ist das Ende der Nase dick, das Gesicht ist fleischig und lang, besonders aber sind dieß die Wangen; die Unterlippe ist herabhängend.

11. Die Rohheit und die Grobheit.

Die Nase ist bei rohen und groben Menschen schlecht proportionirt; der Mund klafft; die Lippen sind dick und rund; die Unterlippe ist vorspringend.

Bei geistlosen Menschen findet man eben diese charakteristischen Merkmale des Mundes.

12. Die Furchtsamkeit.

Furchtsame Menschen haben gewöhnlich einen runden Kopf ohne Vorsprünge, starke und krause Haare, eine große Stirn, ein fleischiges Gesicht und eine oft wechselnde Gesichtsfarbe; die Augen zeugen von Unentschlossenheit und sind ohne bestimmte Farbe; der Mund ist dünn und die Lippen sind dünn und zusammengezogen; der Körper ist mager, die Beine aber sind dick und die Schenkel weich; die Hände sind lang und fleischig; der Athem ist schwach, die Stimme spitz.

13. Die Wollust und die Ueppigkeit.

Für die Erkennung des frechen Wollüstlings giebt es mehre untrügliche Zeichen; seine Lippen sind zusammengekniffen und in steter Bewegung; die innere Gluth trocknet sie aus, und verräth sich, besonders bei Frauenzimmern, dadurch, daß sie oft unwillkürlich mit der Zunge darüber hinfahren, um sie anzufeuchten; dabei sind sie stark verlängert und wie bei einer aufknospenden Blume geöffnet; die Wangen zieht er häufig ein, und es entsteht dadurch ein Zucken und Zittern der Muskeln.

Die Haare sind spärlich, die Ohren klein; die Nase hat eine weite Oeffnung, ist an der Wurzel gerundet und an der Spitze etwas aufgestülpt; die Augen sind groß, glänzend oder trocken, üppig und nach oben gerichtet; der untere Kranz des Augapfels ist grünlich und die Pupille schwarz; zuweilen ist auch dieser Kranz hellblau; Brust und Bauch sind haarig; die Brust ist breit, aber mager; Hände, Schenkel und Beine sind dünn und haarig; der untere Theil des Beines ist stark.

Die Zähne sind klein und ein stechendes, spöttisches Lächeln bezeichnet ebenfalls sogenannte freche Wollüstlinge.

14. Die Stärke und die Kraft.

Der Starke, d. h. der, welchem von der Natur eine ungewöhnliche Muskelkraft verlieren wurde, hat einen großen Kopf, der sich gegen das Genick zu verlängert; der Hals ist kräftig und meistentheils kurz; die Haare sind gewöhnlich dunkel, oft schwarz; der Blick ist männlich; die Augen sind funkelnd, die Augenwimper gerade, die Augenbrauen stark und gewölbt; die Nase ist proportionirt, der Mund jedoch groß, und die Lippen senken sich in den Winkeln ein wenig; dabei sind sie fein und schließen symmetrisch aufeinander. Die Stimme ist wohlklingend, das Athmen kräftig; die Arme sind lang und musculös, Schultern und Seiten stark, die Hüften breit. Die Schamtheile sind besonders ausgebildet, Rücken und Brust breit und haarig; die Beine sind wohlgeformt und ebenfalls mit Haaren bekleidet; Füße und Hacken sind kraftvoll.

Der Mund ist groß; die Zähne sind groß, guterhalten und dichtgereiht.

15. Der Kleinmuth.

Der kleinmüthige Mensch hat ein kleines Gesicht, große Augen, bewegliche Augenbrauen, zarte Glieder, schwache Gelenke, einen dürren Körper, eine runde Stirn, kräftige Stimme, schmale Brust und dünne Seiten; er geht schnell; wird er überrascht, so verräth er Furcht und sein Gesicht verlängert sich.

Die Zähne des Kleinmüthigen sind nicht dicht aneinander gereiht, und scharf wie die einer Katze; die untere Kinnlade bildet einen Vorsprung; die dünnen, feinen Lippen scheinen aufeinander geklebt zu sein, und die Muskelspannung der Wangen verräth die Besorgniß vor einer eingebildeten Gefahr.

16. Die Hochherzigkeit.

Der Kopf ist von mittlerer Größe und an den Schläfen etwas schmal; die röthlichblonden Haare fallen auf die lange und viereckige Stirn; die Augen sind gelblich oder schwarz und haben einen feurigen Rand; der Blick ist angenehm; die Nase ist an der Stirnwurzel gedrückt, vorn an der Spitze rund und flach; der Mund ist groß; die Lippen fallen über einander und sind in den Winkeln etwas angeschwollen; die Stimme ist rauh und hohl, die Rede entschieden, der Gang langsam, der Hals wohlproportionirt; die Seiten sind breit, die Schultern leicht gesenkt und bewegen sich bei'm Gehen.

17. Der Zorn.

Die runde Stirn ist in der Mitte zusammengedrückt und niedrig; die Haare sind röthlich; der Bart ist stark, das Gesicht rund, die Augenbrauen sind stark und gewunden, die Adern an den Schläfen aufgeschwollen; die Nase ist spitz; die Zähne sind gerade und ebenfalls spitz; die Stimme ist stark belegt und zuweilen scharf; der Körper ist wohlproportionirt; die Schulterblätter sind breit und auseinander stehend; die Extremitäten sind kräftig; der Gang ist ungleich und hastig.

Der Jähzorn verräth sich gewöhnlich durch einen wilden Blick. Der Mund des Jähzornigen steht geöffnet, schäumt bei einem heftigeren Ausbruche und hat eine feuerrothe Färbung.

Die Augen des Zornigen sind feurig, seine Zähne knirschen oft.

18. Die Klugheit.

Das Gesicht des Klugen ist von mittleren Verhältnissen und die Stirn viereckig; die Augen sind groß, glänzend, und das Weiße

derselben etwas roth gefärbt; die Augäpfel sind schwarz und klein und der Blick hat etwas Hartes; die Oberlippe springt vor; die Haare sind von unbestimmter Farbe; der Hals neigt sich etwas nach rechts; Brust und Schultern sind breit, Hände und Finger lang. Der Kluge gesticulirt sehr wenig, wenn er spricht, und seine Stimme, welche die Mitte zwischen Tiefe und Schärfe hält, ist angenehm.

19. Die Gerechtigkeit.

Der Gerechte hat eine große Stirn, große, aus dem Kopfe tretende, glänzende und feuchte Augen; der äußere Rand der Augäpfel ist glattgerundet, der innere klein und schwarz; der Blick hat eine gemäßigte Lebhaftigkeit; die Haare sind kastanienbraun; die Stimme ist kräftig, ohne große Modulationsfähigkeit, und hält die Mitte zwischen der männlichen und der weiblichen Stimme. Der Körper zeigt glückliche Proportionen.

20. Die Ungerechtigkeit.

Die Stirn eines ungerechten Menschen ist platt und streng; seine Augen sind lachend; Augenbrauen, Wangen und Lippen zucken beständig; die Augen können aber auch tückisch und drohend sein, oder groß, starr und nach unten blickend; die Augäpfel haben einen grünen Kranz und eine schwarze Pupille; die Stimme ist schneidend oder grell und nicht sehr hoch; der Körper nimmt sich besser im Ganzen als in den Einzelnheiten aus.

21. Die Bosheit.

Das Gesicht des Boshaften ist verzerrt und fahl; seine Ohren sind schmal; sein Mund ist groß; die Lippen sind dünn, die Zähne spitz und etwas vorspringend; die Stimme ist lebhaft und barsch, scharf oder näselnd; die Augen werfen schiefe Blicke, und die Pupille scheint einzeln zu stehen, das Weiße der Augen ist trocken, glänzend, und in den Ecken roth; dem Körper mangelt es an Fülle; der Hals ist gebeugt, der Rücken leise gebogen; die Finger sind lang

und mager, die Beine spindeldürre, die Füße schlecht gebaut und auf ihrer Fläche gerundet.

22. Der Geist und der Verstand.

Ein geistreicher Mensch hat eine hohe Stirn; seine Haare sind weder zu hart, noch zu schwarz, noch zu glatt, noch zu kraus; die Ohren sind wohlgeformt; das Gesicht ist mager und von mittlerer Größe; die Augenbrauen sind etwas stark und leise gewölbt, die Augen glänzend, groß und fein; der Hals und die Schultern sind nicht sehr fleischig, aber gut angesetzt; dieß gilt auch von den Beinen und den Seiten; die Hautfarbe ist lebhaft; der Wuchs ist gerade, von mittlerer Größe und wohlproportionirt; die Schenkel sind nicht sehr fleischig, die Gelenke an den Füßen und Händen kräftig und wohlgeformt, die Finger sind biegsam, lang und etwas auseinanderstehend; die Hacken springen etwas vor; die Stimme ist stark und angenehm.

23. Die Einfalt.

Der Hinterkopf ist sehr rund, der Hals kurz, die Stirne groß, rund und fleischig; das Auge ist matt, schmachtend und ausdruckslos; die Kinnladen sind groß und fleischig, die Beine dick, rund, kurz, die Seiten fett, die Gelenke klein, die Extremitäten schlecht geformt; das Gesicht ist voll und groß; die Bewegungen sind linkisch.

24. Die Starrheit.

Breite Stirn, große, geradestehende Ohren; trübes, rothes Gesicht mit gekniffenen Wangen; das Auge hat einen starren Blick; die Augäpfel sind groß, die Augenbrauen dicht; der lange, steife Hals biegt sich entweder vor- oder seitwärts; der Mund steht gewöhnlich offen; die Oberlippe ist dick und fällt über die Unterlippe herab; die Schultern sind behaart; die Stimme ist grell.

25. Die Schamlosigkeit.

Die Augen des Schamlosen sind feucht; sein Blick ist unbestimmt und frech; die Lippen sind zusammengepreßt und außerordentlich beweglich; die Stimme ist durchdringend, das Athmen stark und laut, der Hals schlecht aufgesetzt; Beine und Füße sind etwas einwärts gekehrt; die Knie krumm und oft aneinanderschlagend; der Gang ist nachlässig, die Haltung unangenehm.

26. Der Geiz*).

Geizige Menschen haben in der Regel ein kleines Gesicht, kleine, bedeckte und schwimmende Augen; ihre Glieder sind dürr; der Gang ist hastig, der Rücken gebogen, die Gesichtsfarbe fahl; die Schultern sind gegen die Brust zusammengedrängt; der Körper ist gebrechlich und mager, die Stimme schwach, spitz und klagend; der Geizige zittert beinahe beständig, irgend Jemand zu begegnen, aus Furcht, bestohlen oder um einen Dienst angegangen zu werden.

27. Die Großmuth.

Der Großmüthige (oder Freigebige) hat eine viereckige Stirn; seine Haare gehen in die Stirn vor; das Auge ist offen und groß; der Hals bis in das Genick behaart; die Schultern sind frei und beweglich; der Rücken ist kräftig; die Arme sind lang; die Finger etwas nach hinten gebogen; die Füße sind groß und muskulös; die Stimme ist hohl und nicht sehr biegsam.

28. Die Sanftmuth.

Die Sanftmuth findet man im Verein mit glatten, weichen Haaren von goldblonder Farbe; die Augenbrauen sind lang und leicht gewölbt; das Auge ist schwarz oder von fahler Farbe, der

---

*) Siehe hierzu das Porträt von John Elwes, Tafel X.

Blick fest und langsam, das Fleisch stark und weich, die Stimme sanft, die Rede leise, der Wuchs von Mittelgröße, gut proportionirt, und der Gang ruhig.

29. Die Verliebtheit.

Die Verliebtheit, welche man nicht mit der Ueppigkeit verwechseln darf, obgleich sie als ein geringerer Grad derselben Neigung betrachtet werden darf, erkennt man an einem Gesicht von mittleren Dimensionen; ein verliebter Mensch erröthet und erblaßt sehr leicht; seine Augen sind groß, offen, glänzend, feucht und von schwacher Sehkraft; verliebte Leute haben häufiger blonde als dunkle Haare, und Schläfe und Wangen etwas fleischig; ihre Blicke, ihre Stimme, ihre Haltung und ihr Gang tragen den Stempel der Aufregung und der Schüchternheit.

30. Die Leckerhaftigkeit.

Leckerhafte Menschen, oder Feinschmecker, haben ein gelbliches Gesicht, einen stark gespaltenen Mund, lange, spitze und ein wenig vorspringende Zähne, einen fetten Hals, verschleierte, etwas geröthete Augen, starke Augenbrauen, bewegliche Augäpfel, herumsuchende Blicke, magere, schlechtgeformte Hände, einen magern Körper und eine laute Stimme.

31. Die Trunksucht.

Das Gesicht des Trunkenbolds ist klein und die Gesichtsfarbe safranartig; die Wangen sind fleischig und geröthet; das Auge ist roth, feucht, beweglich, groß und zuweilen stark nach oben gerichtet; die Augenbrauen sind dicht; die Brust ist breit, aber mager; die Achseln springen vor; das Athmen ist kräftig und hastig.

32. Die Unverschämtheit.

Bei Unverschämten findet man einen schamlosen Blick; ihre Nase krümmt sich gegen die Wurzel und wird bis zur Spitze immer

dicker; röthliche Haare bedecken in Fülle den etwas spitzen Kopf; sie haben starke Waden und eine hohe, aber haarlose Brust; ihr Lachen ist lärmend, und ihr Gang rasch und keck.

33. Die Bescheidenheit.

Der Bescheidene hat ein offenes, schwarzes, feuchtes Auge von mäßiger Beweglichkeit; seine Stirn ist glatt; seine Ohren sind geröthet; der Körper ist etwas gebückt, die Stimme kräftig, die Sprache langsam, der Gang gesetzt.

34. Die Melancholie.

Bei Melancholischen findet man braune Haare, eine ernste Stirn, zusammengehende Augenbrauen, niedergeschlagene, leblose Augen, breite Augenbrauen, einen nachdenkenden Blick, ein dürres Gesicht, eine schwache, klagende Stimme, einen langsamen Gang.

35. Die Fröhlichkeit.

Bei fröhlichen Menschen zeigt sich die Stirn fleischig und sanft, das Auge glänzend und feucht, der Blick unentschlossen, das Gesicht liebenswürdig, die Stimme angenehm, der Gang ruhig.

36. Die Lüge.

Lügner haben ein fleischiges Gesicht, eine in der Mitte breite Nase, welche sich gegen die Wurzel senkt, ein etwas spöttisches, oft ausbrechendes Lachen, eine rasche Sprache und eine scharfe Stimme; ihre Augen sind lebhaft und haben meistens einen gelben Ring um den Augapfel; die Augenbrauen sind stark und senken sich von oben nach unten.

37. Die Wahrheitsliebe.

Das Gesicht der wahrheitsliebenden Menschen ist von mittleren Dimensionen; die Schläfe und die Wangen sind fleischig; die Nase

ist schön gezeichnet, die Stimme zuweilen etwas scharf, das Auge ruhig, offen, blau oder schwarz, und gekrönt mit gewölbten Augenbrauen; die Haare sind fein; der Gang ist anmuthig.

38. Die Schmeichelei.

Schmeichler haben ein Gesicht von mittlerer Größe, eine ernste, glatte und hohe Stirn, kleine, bewegliche Augen, deren Farbe gewöhnlich in das Grünliche spielt, eine überredende und angenehme Stimme, schlanke Seiten, wohlgeformte Hände und Füße, einen leichten Gang, eine von Natur etwas gebückte Körperhaltung und ein freundliches Lächeln.

39. Der Neid.

Der Neid zeigt sich bei einem flachen, fahlen Gesichte, hohlen Wangen, schmalen und langen Ohren, gegen die Schläfe gerichteten Augenbrauen, eingefallenen und kleinen Augen, schiefen Blicken, einem tiefliegenden Munde, langen, spitzen und gelblichen Zähnen, gegen die Brust geneigten Schultern, einem gebückten, schwächlichen Körper, leiser, scharfer Stimme und langsamem Gange.

40. Die Gottlosigkeit.

Der Gottlose hat eingesunkene Schläfe, dichte, zusammenlaufende, buschige Augenbrauen, einen gespaltenen Mund mit starken und spitzen Zähnen; seine Augen sind klein und eingesunken, oder groß und sehr beweglich, weit geöffnet und feurig; seine Augäpfel richten sich nach oben und sein Blick hat einen kühnen, beleidigenden Ausdruck; seine Stimme ist laut, sein Gang zuversichtlich.

41. Die Wohlthätigkeit.

Das schöne Gesicht zur Wohlthätigkeit oder zur Barmherzigkeit geneigter Menschen ist leise geröthet; ihre lachenden und feuchten Augen haben gesenkte Augäpfel; die Stirn ist breit und offen und

wird durch volle, dichte Augenbrauen geschmückt; die Nase ist wohlgeformt; die Naslöcher sind etwas ausgeschweift; die Stimme ist sanft, der Gang angenehm.

42. Die Spielsucht.

Der Spieler hat dichte, glatte und schwarze Haare; sein Bart ist voll; die Schläfe sind bedeckt; die Augen sind funkelnd, groß und etwas geöffnet; seine Leidenschaftlichkeit malt sich in der Lebhaftigkeit seines Blickes und seines Ganges.

43. Die Schwatzhaftigkeit.

Schwätzer haben gewöhnlich schöne Formen, eine große Stirn, gerade und lange Ohren; ihre Wangen sind groß; ihre Gesichtsfarbe ist gelblich, die Nase gerade oder in der Mitte breit; das Auge ist nach oben gewendet, groß und etwas roth; das Kinn ist rund, die Hände sind krumm, die Finger lang und dürr; die Seiten sind fett; der Bauch ist behaart, die Stimme hell, die Sprache lebhaft, der Gang eilig.

tern durch volle, dichte Augenbrauen geschmückt; die Nase ist wohlgeformt; die Nasenlöcher sind etwas ausgeschweift; die Stimme ist sanft, der Gang angenehm.

12. Die Spielsucht.

Der Spieler hat dichte, glatte und schwarze Haare; sein Bart ist voll; die Schläfe sind bedeckt; die Augen sind funkelnd, groß und etwas geöffnet; seine Leidenschaftlichkeit malt sich in der Lebhaftigkeit seines Blickes und seines Ganges.

13. Die Schwatzhaftigkeit.

Schwätzer haben gewöhnlich schöne Formen, eine große Stirn, gerade und lange Ohren; ihre Wangen sind groß; ihre Gesichtsfarbe ist gelblich, die Nase gerade oder in der Mitte breit; das Auge ist nach oben gewendet, groß und etwas roth; das Kinn ist rund, die Hände sind krumm; die Finger lang und kurz; die Seiten sind fett; der Bauch ist behaart, die Stimme hell, die Sprache lebhaft, der Gang eilig.

Fünfter Abschnitt.

Von der Haltung und Bewegung des Körpers; dem Gange, der Stimme 2c.

---

§. 1.

Von dem Wuchse und den Verhältnissen des Körpers und den einzelnen Theilen desselben.

A. Allgemeine Betrachtungen.

Der Wuchs des Körpers und das Verhältniß, welches zwischen den einzelnen Theilen desselben besteht, sind von sehr wesentlichem Einflusse auf den moralischen, sowie auf den intellectuellen Charakter jedes einzelnen Individuums; will man daher Einblicke in dessen Inneres thun, so muß man auf den ganzen Körper nicht minder achten, wie auf das Gesicht und den Schädel, über deren Bedeutung wir durch die Physiognomik und die Phrenologie belehrt werden.

Der Körper hat daher ebenso gut seine Physiognomie, wie das Gesicht; wir wollen deßhalb nach einigen allgemeinen Betrachtungen über denselben seine einzelnen Theile mit ihren Zeichen und Bedeutungen durchgehen.

Daß eine vollständige Uebereinstimmung zwischen dem Körper und dem Charakter des Menschen besteht, dafür empfängt man einen überzeugenden Beweis, wenn man zunächst nur die Extreme der menschlichen Gestalt, den Riesen und den Zwerg, in Erwägung zieht, sowie die zu fleischigen und die zu magern Menschen. Kann man bei diesen eigenthümliche Erscheinungen beobachten, so werden dieselben ganz gewiß auch bei den andern Menschen sich zeigen und wenn auch weniger in die Augen springend, doch jedenfalls im Verhältnisse zu dem Körper.

Ebenso herrscht Harmonie zwischen den Formen des Gesichtes und denen des Körpers; beide Arten von Formen zeigen eine physiognomische Uebereinstimmung, und diese entspringt aus einer und derselben Ursache.

Ein Körper, welcher alle möglichen Schönheiten und Vollkommenheiten der Form und der Verhältnisse zeigte, wäre ein ebenso ungewöhnliches Phänomen, wie ein durchaus verständiger und tugendhafter Mensch.

Tugend und Weisheit sind mit jedem Körper vereinbar, welcher die natürlichen Grenzen nicht verläßt.

Je vollkommener der Körper und seine Formen sind, um desto mehr werden im Allgemeinen Weisheit und Tugend eine bestimmte und entschiedene Herrschaft über denselben ausüben.

Jemehr der Körper sich von der Vollkommenheit entfernt, desto untergeordneter, mangelhafter und negativer werden auch die intellectuellen Fähigkeiten sein.

Unter den Körpern und deren Formen giebt es ebenso wie unter den Physiognomien welche, die auf uns im Allgemeinen einen anziehenden oder abstoßenden Eindruck machen.

B. Von dem Halse.

Dieser Verbindungstheil zwischen Kopf und Brust hat von dem Einen wie von der Andern etwas, und ist deßhalb ebenso bedeutungsvoll, wie Alles, was in Beziehung zu dem Menschen steht. Mancher Hals scheint dazu gebaut zu sein, den Kopf niederzubeugen, mancher andere wieder, ihn zu heben; dieser, ihn nach vorwärts zu tragen, jener, ihn nach hinten zu drücken. Sollte diese Verschiedenheit ganz ohne Zusammenhang mit den Fähigkeiten des Menschen sein? Das läßt sich schwerlich annehmen; auch haben Beobachtung und Erfahrung zur Feststellung der folgenden allgemeinen Grundsätze geführt.

Ein langer, dünner Hals ist das Zeichen eines weibischen und phlegmatischen Charakters.

Ein langer, starker Hals bezeichnet Körperkräfte und ein großmüthiges Herz.

Ein dicker, ungestaltiger Hals verräth einen zornigen Charakter und Anlage zum Schlagflusse.

Ein biegsamer Hals deutet auf Elasticität des Geistes und des Körpers.

Ist der Hals steif, so äußert dieß seinen Einfluß auch auf den Charakter; dieser ist dann schwer lenksam und nicht zur Geselligkeit geneigt.

Jeder mißgestaltete Hals läßt auf Mangel an geistigen Fähigkeiten schließen.

Ein schöngeformter Hals ist ein zuverlässiger Empfehlungsbrief für die Solidität des Charakters.

Großmuth verräth sich durch einen langen und kräftigen Hals.

Ein Mensch, auf dessen Halse die Sehnen und Nerven sich hervortretend zeigen, wird ganz gewiß boshaft sein.

Vorgebeugt deutet der Hals auf Neugier und Geiz (s. hierzu das Portrait des John Elwes auf Taf. X.)

Ist der Hals nach der rechten Seite geneigt, so läßt er auf Weisheit und Kenntniß schließen.

Ein nach der linken Seite geneigter Hals ist das Zeichen der Schamlosigkeit und Verschwendung.

C. Von dem Halse.

Kräftige, wohlgeformte Arme, welche im richtigen Verhältnisse zu den übrigen Theilen des Körpers stehen, bezeichnen einen rechtschaffenen Menschen von kräftigem Herzen und Temperamente.

Dünne Arme, von undeutlichen Umrissen und mit weichem Fleische, lassen auf Schwäche des Körpers und des Geistes schließen.

Haarige Arme sind das sichere Zeichen eines unwiderstehlichen Hanges zur Wollust.

Ein dicker, fetter Arm ist das Zeichen eines weichlichen Temperamentes und geistiger Schwerfälligkeit.

D. Von der Hand.

Da wir hier zum großen, ja sogar zum bei weitem größten Theile nur das wiederholen könnten, was wir über diesen Körpertheil in dem Abschnitte der Chyromantie zu sagen haben, verweisen wir dorthin, indem wir uns hier mit einigen allgemeinen Bemerkungen begegnen.

In Beziehung auf die Form der Hände besteht eine ebenso große Verschiedenheit und Unähnlichkeit, wie in Beziehung auf die Physiognomie, den Körper und den Charakter. Die Gestalt der Hand verändert sich nach den Eindrücken, deren sie fähig ist, bis in das Unendliche. Ihr Umfang, ihre Knochen, ihre Nerven, ihre Muskeln, ihr Fleisch, ihre Farbe, ihre Umrisse, ihre Stellung, ihre Beweglichkeit, ihre Ruhe, die Verhältnisse ihrer einzelnen Theile untereinander, ihre Länge oder Kürze, ihre Rundung, sind ebensoviele leicht zu erkennende Unterscheidungszeichen. Jede Hand befindet sich in ihrem natürlichen Zustande, d. h., abgesehen von allen Zufälligkeiten äußerer Eindrücke, in vollständiger Analogie zu dem Körper, von welchem sie einen Theil bildet. Die Knochen, die Nerven, die Muskeln, das Blut und die Haut der Hand sind nur die Fortsetzung von den Knochen, den Nerven, den Muskeln, dem Blute und der Haut des übrigen Körpers; denn es ist dasselbe Blut, welches durch das Herz, den Kopf und die Hände rinnt. Darauf muß man Rücksicht nehmen, wenn man auf die Gestalt und die Eigenthümlichkeit der Hand ein Urtheil gründen will.

E. Von deu Schultern, der Brust, dem Bauche unb den Schenkeln.

Breite Schultern, welche allmählig abfallen, ohne eine Spitze zu bilden, sind ein Zeichen der Gesundheit und Kraft.

Schräge Schultern üben Einfluß auf die Zartheit der Leibesbeschaffenheit, begünstigen aber zugleich auch die Feinheit und die Thätigkeit des Geistes, sowie die Liebe zur Pünctlichkeit und Ordnung.

Eine breite, viereckige Brust, weder zu sehr gewölbt, noch zu stark eingedrückt, läßt stets wohlgeformte Schultern voraussetzen und hat mit diesen eine identische Bedeutung.

Eine flache oder eingedrückte Brust verräth Schwäche des Temperamentes.

Eine sehr haarige Brust verräth Neigung zur Wollust.

Ein starker, vorspringender Bauch verräth Sinnlichkeit und Trägheit.

Ein flacher oder eingezogener Bauch ist das Zeichen der Energie und der Thätigkeit.

Starke, nervöse Schenkel verkünden ein solides Temperament und eine große Energie der geistigen Fähigkeiten.

Magere Schenkel schließen die Kraft des Körpers aus, deuten aber einen sinnreichen Verstand an.

Kurze Schenkel findet man bei boshaften und bei neidischen Menschen.

Haarige Schenkel verrathen eine entschiedene Neigung zur Ueppigkeit.

F. Von den Knieen, den Beinen und den Füßen.

Fleischige Kniee verkünden eine schwache Tugend und einen weichlichen Charakter.

Ein dürres, knochiges Knie deutet auf Kraft, Thätigkeit, gute Körperbeschaffenheit, oft aber auch auf Unkeuschheit.

Krumme Kniee findet man bei listigen und weibischen Personen.

Nervöse und wohlgeformte Beine sind das sichere Zeichen körperlicher Kräfte und eines großmüthigen Herzens.

Wer weiche, mangelhaft geformte Beine hat, wird in der Regel schüchtern, weichlich und nicht sehr begabt sein.

Jedes dürre Bein verräth körperliche und geistige Schwäche.

Ist das Bein zwar dürr, dabei aber nervös, so deutet es zuweilen auf Ueppigkeit, stets aber auf einen lebhaften und durchdringenden Verstand.

Haarige Beine sind das Zeichen eines unwiderstehlichen Hanges zur Wollust.

Kleine, fette und in ihren Umrissen nicht entschiedene Füße tragen einen Menschen von weichlichem Temperamente und schwachem Charakter.

Ein kleiner, zarter Fuß ist das Zeichen der Kühnheit, der Bosheit und der Thätigkeit.

Lange und schmale Füße sind wohlgeeignet, Mißtrauen zu erwecken.

Große, entschieden gestaltete und nervöse Füße verrathen einen Menschen von kräftigem Körper und entschiedenem Charakter.

§. 2.

Von der Körperhaltung und den Bewegungen des Menschen.

Bei einem Menschen, der sich allein weiß, oder sich vollkommen unbeachtet glaubt, ist die Haltung des Körpers, sowie jede Stellung und Lage desselben, mag er nun stehen oder gehen, sitzen oder liegen, höchst bedeutungsvoll und stets in der höchsten Harmonie mit seinem Körper und dadurch auch mit seinem Charakter, da beide, wie bereits erwähnt, nur mit einander und in gegenseitiger Beziehung zu einander gedacht werden können.

Die Haltung und die Bewegungen des Körpers sind nur theilweise natürlich; meistentheils haben sie mehr oder minder etwas Gekünsteltes, Erzwungenes oder Nachgeahmtes; aber auch wieder diese Erkünstelungen, diese Nachahmungen und die Gewohnheiten, durch die sie angenommen wurden, sind natürliche Resultate des ursprünglichen Charakters.

Ein Mensch, der sich beständig hin- und herbewegt und nirgends Ruhe zu finden scheint, wird nie einen sanften Charakter oder eine friedliche Gemüthsart haben.

Wer beständig eine ruhige Haltung und ein gesetztes Benehmen bewahrt, von dem ist kein Aufbrausen, kein Jähzorn, kein Exceß irgend einer Art zu befürchten.

Mit lebhaften, entschiedenen, kräftigen Bewegungen werden Trägheit, Langsamkeit, Unentschlossenheit niemals gepaart sein.

Langsame, schleppende Bewegungen sind unvereinbar mit einem entschlossenen Charakter, der keine Hindernisse und Gefahren fürchtet, wenn es gilt, das vorgesteckte Ziel zu erreichen.

Die Haltung des Weisen verkündet Nachdenken, Ueberlegung oder Ruhe; der Dummkopf bleibt sitzen oder steht auf, ohne zu wissen weßhalb; er scheint auf irgend etwas zu sehen und sein Blick ist doch auf nichts gerichtet; seine Haltung ist ebenso nichtssagend, wie er selbst.

Jede anspruchsvolle Haltung oder Stellung deutet auf Albernheit, welche ihre Herrschaft über einen demüthigen oder schüchternen Charakter ausübt.

Ein bescheidener oder verständiger Mensch wird niemals eine Haltung oder eine Stellung annehmen, welche von Ziererei oder Dünkel zeugen.

Die Bewegungen (die Gesten) sind stets in Uebereinstimmung mit der Haltung und dem Gange.

Mögen die Bewegungen natürlich oder erkünstelt, schnell oder langsam, leidenschaftlich oder kalt, gleichmäßig oder wechselvoll, ernst oder heiter, leicht oder gezwungen, frei oder steif, edel oder gemein, stolz oder demüthig, kühn oder schüchtern, frech oder bescheiden, anständig oder lächerlich, imposant oder drohend, anmuthig oder abstoßend, angenehm oder widerlich sein, kurz, mögen sie tausendfältige Verschiedenheit zeigen, so bleiben sie doch stets und in allen ihren Abstufungen zuverlässige Merkmale und Kennzeichen des Charakters.

§. 3.

Von dem Gange des Menschen.

Die Natur schafft nichts Halbes; so steht denn auch an dem Menschen alles in Harmonie und wie das Ganze die Theile bestimmt, so kann man aus jedem einzelnen Theile auf das Ganze schließen. Der Charakter des Ganzen ist zugleich auch der Charakter des Einzelnen und das gilt ebenso gut in physischer wie in

moralischer Beziehung. Wie man daher sichere und zuverlässige Zeichen hat, nach der Physiognomie, nach dem Schädel, nach dem Munde mit seinen Theilen auf den Charakter des Menschen zu schließen, so steht dieser auch mit den übrigen Theilen des Körpers in der innigsten Wechselwirkung; aber nicht nur von der Bildung des Körpers gilt dieß, sondern auch von der Art und Weise, wie derselbe getragen und bewegt wird und folglich von dem Gange, von welchem wir hier zur Vervollständigung der Kunst, Einblicke in den innern Menschen zu thun, das Wesentlichste folgen lassen.

Es versteht sich bei dem, was wir über den Charakter und die Bedeutung des Ganges sagen, wohl von selbst, daß sich das Alles nur auf den Gang bezieht, den der Mensch für gewöhnlich hat, der ihm natürlich ist; nicht auf den, welchen er bei besonderen Gelegenheiten annimmt, oder wenn er irgend eine Absicht, einen Zweck, verbergen will.

Ein vorsichtiger, langsamer, schleichender Gang bezeichnet den Schelm, den Dieb.

Der Unbesonnene, Unbedachtsame, Unüberlegte pflegt einen hastigen, zuweilen sogar übereilten Gang zu haben.

Ein linkischer, unbeholfener, ungleicher Gang bezeichnet einen Dummkopf, einen Einfaltspinsel.

Ein kühner, muthiger Mensch tritt fest auf und zeigt seine Entschlossenheit auch schon durch die Zuversicht seines Ganges.

Der Furchtsame, Schüchterne, Aengstliche hat einen trippelnden Gang; er scheint jeden zu festen, entschlossenen Tritt zu fürchten und zeigt selbst durch sein Gehen ängstliche Vorsicht.

Der Schamlose verräth seine Unverschämtheit auch durch die Nachlässigkeit seines Ganges; er zeigt durch dieselbe offenbar, daß er sich aus dem Urtheile der Menschen wenig oder gar nichts macht. Deßhalb tritt er trotz aller Nachlässigkeit fest und entschieden auf.

Der Stolze schreitet langsam und mit einer gewissen Abgemessenheit einher; er würde sich etwas zu vergeben, seinen Werth selbst herabzusetzen glauben, wollte er den eilenden Schritt gemeiner Menschen annehmen. Er setzt daher auch die Beine zierlich, als müßte er selbst dadurch die Bewunderung gewinnen, welche man, wie er glaubt, seiner ganzen Erscheinung zollen muß.

Der Eitle hat in seinem Gange viel Aehnlichkeit mit dem Stolzen, nur zeigt sich bei ihm mehr Zierlichkeit, während bei Jenem die Würde vorherrscht.

Der Feigling geht rasch und mit flüchtigen Füßen, es scheint beständig, als fürchte er von irgend einer Gefahr eingeholt zu werden, und müsse derselben entfliehen.

Ein Gang von gemäßigter Schnelligkeit, ebensoweit entfernt von Uebereilung wie von Langsamkeit, dabei mit Würde gepaart, aber ohne die Anmaßung des Stolzen, läßt auf einen edlen Charakter schließen.

Der Geizhals schleicht mehr, als er geht; er fürchtet nicht nur, durch das Geräusch seiner Schritte die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, sondern auch durch zu starkes Auftreten die Sohlen seines Schuhwerkes abzunutzen; deßhalb setzt er den Fuß selten ganz auf, sondern geht mehr auf den Spitzen. Während des Gehens wird er gewöhnlich die Augen ängstlich, suchend und lauernd umherschweifen lassen.

Wer zum Zorne geneigt, jähzornig und rachsüchtig ist, hat einen ungleichen, hastigen Gang und tritt zuweilen so fest auf, als unterdrückte er nur mühsam das Verlangen, mit dem Fuße zu stampfen; dieß wird besonders dann der Fall sein, wenn er eben mit einem Gedanken beschäftigt ist, der die ihm innewohnende Neigung zum Zorne lebhafter anregt.

Bescheidenheit ist mit einem langsamen, gemessenen Gange gepaart, der alles Auffallende zu vermeiden sucht.

Ein heiterer, lebenslustiger Mensch hat einen zwar ruhigen, dabei aber sehr leichten, beinahe schwebenden Gang. Die Leichtigkeit seines Gemüthes theilt sich auch seinen Füßen mit.

Eitle Menschen zeigen ihre Eitelkeit selbst in der gezwungenen, gezierten Weise, wie sie ihre Füße setzen; ist ihre Eitelkeit mit Schönheitssinn gepaart, so wird die gekünstelte Fußsetzung etwas Zierliches haben; findet sich aber statt des Schönheitssinnes nur geringe Geisteskraft neben der Eitelkeit, so wird der Gang etwas Geckenhaftes, lächerlich Geziertes oder Gespreiztes annehmen.

Bei wahrheitsliebenden Menschen bemerkt man gewöhnlich einen anmuthigen, gefälligen Gang von mittlerer Schnelligkeit.

Der Schmeichler hat einen leichten, flüchtigen Gang; er scheint seine Schmeichelei gegen Andere so weit auszudehnen, daß er neben ihnen nicht zu fest aufzutreten wagt.

Der Neidische geht langsam, bedächtig.

Der Gottlose tritt mit voller Zuversicht fest auf; sein Gang hat etwas Herausforderndes, als wollte er dadurch sogar der Gottheit trotzen.

Der Wohlthätige, Mitleidige, Barmherzige hat einen angenehmen, würdevollen Gang ohne alle gezwungene Haltung des Körpers.

Bei Spielern verräth sich die Leidenschaftlichkeit durch die Hast und Ungleichheit ihres Ganges; ähnlich ist der der Klätscher und Schwätzer; sie scheinen durch die Ungeduld getrieben zu werden, welche ihre Zunge beflügelt, um ihre Worte an den Mann zu bringen.

§. 4.

Von der menschlichen Sprache und Stimme.

Wäre der Mensch auf den Sinn des Gehörs beschränkt, so würde ihm dieser allein genügen, große Fortschritte in der Kenntniß seiner Mitmenschen zu machen. Man weiß, mit welchem Scharfsinne die Blinden bis zu einem gewissen Grade durch die andern Sinne den ihnen mangelnden Sinn des Gesichtes ersetzen. Das Gehör kommt ihnen dabei in hohem Grade zu Hülfe und auch die sehenden Menschen würden im Stande sein, mittelst des Ohres viel schärfere Beobachtungen anzustellen, als dieß der Fall ist, würde ihre Aufmerksamkeit nicht durch das Gesicht und die durch dasselbe empfangenen Eindrücke abgelenkt.

Der Klang der Stimme, ihr Tonhall, ihre Weiche oder Rauhheit, ihre Schwäche oder Kraft, ihre Biegungen in der Höhe wie in der Tiefe, die Gewandtheit oder Schwerfälligkeit der Zunge, alles das ist charakteristisch.

Ein feines, geübtes Ohr wird den verstellten Ton der Stimme leicht erkennen, und darauf seine Beobachtungen stützen.

Von allen Verstellungen ist die der Stimme, wie geschickt sie auch bewirkt sein möge, dem Beobachter am leichtesten erkennbar.

Sanftmuth und Güte haben eine naive Sprache, Aufrichtigkeit und Unschuld einen Engelston; die Stimme der Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit ist rein und einfach; Ueberzeugung, Wahrheit und Wohlwollen haben einen göttlichen Klang.

Eine starke, tiefe Stimme verräth einen kräftigen Menschen, läßt aber zugleich auch auf Eigensinn, Wollust, Heftigkeit, Neigung zum Trunke und Schwatzhaftigkeit schließen.

Ist die Stimme sanft und schwach, so deutet sie auf Furchtsamkeit, daneben aber auch auf reife Urtheilskraft und auf Mäßigkeit.

Eine hohle, schneidende Stimme bezeichnet Geist und Eitelkeit; damit verbindet sich oft Aufrichtigkeit, oder auch die Neigung zu Aufschneidereien.

Eine zitternde Stimme ist das Zeichen eines kleinmüthigen, argwöhnischen und neidischen Charakters; auch auf Trägheit deutet sie zuweilen.

Eine starke, lebhafte Stimme deutet auf Kraft, Furchtlosigkeit und Festigkeit. Eine solche Stimme hat man bei den meisten Helden gefunden.

Eine grobe Stimme ist meistens auch mit einer groben Gemüthsart verbunden.

§. 5.

Von dem Lachen.

Höchst charakteristisch ist das Lachen in seinen verschiedenen Abstufungen, von dem leisen, kaum bemerkbaren Lächeln, das die Gestalt des Mundes nur wenig verändert, bis zu dem wiehernden Gelächter, bei dem der ganze Körper erbebt.

Welch ein Unterschied zwischen dem herzlichen Lachen des Wohlwollens, der Menschlichkeit und dem grellen, höllischen Auflachen des Hohnes!

Wer nie anders, als auf eine widerliche Weise lächelt oder lacht, vor dem hat man sich zu hüten.

Die Anmuth des Lächelns kann als zuverlässiger Barometer der Herzensgüte und des Adels des Charakters dienen.

Schon das Sprüchwort sagt: „Am vielen Lachen erkennt man den Narren.“ Darf man das auch allerdings nicht ganz buchstäblich nehmen, so ist doch die richtige Deutung: Wer leicht über Alles lacht, der hat entweder keinen festen Charakter, oder seine Geistesgaben sind nur beschränkt.

Wer da lächelt, wo Andere laut auflachen, verräth große Ueberlegung; auch ist dieß gewöhnlich ein Zeichen arbeitsamer und verschwiegener Personen.

Verzieht sich bei dem Lachen der Mund auf unnatürliche Weise, so ist dieß ein sicheres Zeichen des Zwanges oder der Verstellung.

Wer bei keiner Gelegenheit in ein herzliches Gelächter auszubrechen vermag, der ist kein guter Mensch.

Ein lautes Gelächter verräth einen rohen Charakter oder Mangel an Bildung.

§. 6.

Von der Kleidung.

Die physiognomischen Zeichen, welche sich durch die Kleidung offenbaren, dürfen keineswegs ganz übersehen werden, denn sie dienen nicht unwesentlich mit dazu, die Kenntniß des Menschen, den Einblick in sein Inneres, zu vervollständigen.

Das Sprüchwort: „Kleider machen Leute,“ — deutet schon die Wichtigkeit an, welche die Kleidung bei der Beurtheilung des Menschen hat; indeß darf dennoch nicht zu viel Gewicht auf das Sprüchwort gelegt werden, denn dessen Sinn betrifft mehr die Kleidung selbst an und für sich, als die Eigenthümlichkeiten ihres Trägers in Beziehung auf dieselbe.

Wer indeß nach der bereits erlangten Kenntniß der Menschen darauf achtet, wie sie sich kleiden, der wird leicht die Bemerkung machen können, daß ein verständiger, gesetzter Mann sich anders kleidet, als ein Geck; ein thätiger, sehr beschäftigter anders, als ein Müßiggänger; eine Betschwester anders als eine Kokette; eine Fa-

milienmutter anders als ein Frauenzimmer, das nur dem Vergnügen nachjagt.

Reinlichkeit, Sauberkeit und Nettigkeit, Einfachheit und Pracht, Nachlässigkeit und Unsauberkeit; guter oder schlechter Geschmack, Anmaßung und Bescheidenheit, Sittsamkeit und falsche Scham sind Eigenschaften, die sich durch die Kleidung erkennen lassen.

Farbe, Schnitt, Mode, namentlich aber das Ganze der Kleidung und die Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Theilen derselben, sind sehr bedeutungsvolle und charakteristische Zeichen des innern Menschen.

Leicht erkennt man bei dem geputzten Menschen die Absicht, zu gefallen oder zu glänzen, und bei dem, welcher seinen Anzug oder sein Aeußeres vernachlässigt, die Andeutung, daß er entweder durch die Verletzung des Anstandes beleidigen will (wie, z. B., Fürst Mentschikoff durch seinen berüchtigten Paletot), oder daß er als Sonderling die Blicke auf sich lenken und sich auszeichnen will, oder endlich, daß er auch in anderen und wichtigeren Dingen nachlässig sein wird, daß man ihm daher nicht überall volles Vertrauen schenken darf.

Welche Blößen giebt sich nicht der Mensch gar oft durch das Auffallende oder Unpassende seiner Kleidung? Und darf man daraus nicht mit Recht den Schluß ziehen, daß es ihm entweder selbst an Urtheilsfähigkeit mangelt, oder daß er gegen das Urtheil anderer Menschen gleichgültig ist?

Die Damentoilette bietet tausend Gegenstände und Veranlassungen, merkwürdige und bedeutungsvolle moralische Studien anzustellen.

Selbst die verständigsten, tugendhaftesten und sittsamsten Frauen zeigen sich oft in sehr unvortheilhaftem Lichte und fügen sich selbst einen kaum wieder gut zu machenden Schaden zu, indem sie sich bei ihrer Toilette nicht sehr geziemende Launen gestatten. Sie, die es so gut verstehen, das Schöne zu fühlen und zu würdigen; sie, die von der Natur soviel Unterscheidungkraft und soviel Feinheit des Geistes empfangen haben; sie, welche in so vielen Beziehungen dabei interessirt sind, die Gesetze der Wohlanständigkeit zu beobachten und aufrecht zu halteu, sollten stets danach streben, bei ihrer Klei-

dung und ihrem Putze jene edle Einfachheit zu bewahren, durch welche sie gegen jeden Tadel, gegen jedes falsche Urtheil bewahrt werden.

§. 7.

Von dem Style.

„Der Styl ist der Mensch," hat Büffon gesagt, und das ist in der That ein sehr wahrer Ausspruch, denn der Styl bildet ein sehr entschiedenes und wenig trügerisches Merkmal zu den Einblicken in den innern Menschen.

Jedes größere Geisteswerk nicht nur trägt den Charakter seines Verfassers, sondern schon bei einer kleineren schriftlichen Arbeit ist es der Fall.

Jemehr ein Werk unmittelbar aus der Organisation des Menschen hervorgeht, jemehr thut es dieß durch augenscheinliche, unleugbare und gewissermaßen tastbare Beweise kund. Die Werke der größten Schriftsteller aller Nationen liefern dafür den unwiderleglichsten Beweis.

Ein Mensch mit langer, beinahe perpendiculärer Stirn wird beinahe immer einen trocknen, harten Styl haben.

Ein Mensch mit umfassender, runder, glatter Stirn von zartem Bau schreibt fließend und mit Leichtigkeit, aber Gründlichkeit und Gefühl werden ihm mangeln.

Wer sehr hervorspringende Seiten des Stirnbeines hat, kann sich einen gedrängten, sententiösen, originellen Styl angewöhnen, aber seinen Schriften wird es an Zusammenhang, Reinheit und Eleganz fehlen.

Wer eine etwas hohe, regelmäßige, gewölbte Stirn hat, welche zurückspringt, und deren Ecken bei den Augenknochen leicht markirt sind, wird seinen Schriften den Stempel der Lebendigkeit, der Bestimmtheit und der mit Anmuth gemischten Kraft aufdrücken.

Sechster Abschnitt.

Von der Deutung und Auslegung der Handschriften.

A. Allgemeine Bemerkungen.

Schon Lavater fällt den Ausspruch:

„In der menschlichen Natur besteht kein wahrer Contrast oder Widerspruch."

Dieser Satz ist seitdem durch die Erfahrung bestätigt und durch die Wissenschaft bewiesen worden; ganz besonders aber gilt dieß allgemeine Gesetz auch bei dem menschlichen Körper. Kein Glied desselben hebt das andere auf; jedes steht mit jedem im innigen Zusammenhange und wird von einem und demselben Geiste bewegt; jedes hat die gleiche Natur und das gleiche Temperament mit dem andern, obgleich Natur und Temperament sich bei dem einen mehr, bei dem andern weniger zeigen und äußern. Jedes Glied am Menschen hat den Charakter des ganzen Körpers: die Natur schafft kein Flickwerk; sie bildet Alles aus Einem, die Hand aus dem Arme und aus und mit beiden die Finger. Deßhalb läßt sich aus einem gesunden Gliede auf den ganzen Körper, und aus dem Körper wieder auf den Charakter schließen.

Es ist nun aber erwiesen, — und selbst dem minder Urtheilsfähigen wird dieß einleuchten — daß alle körperlichen Bewegungen des Menschen sich nach seinem Temperamente und seinem Charakter modificiren; daß jede Bewegung eines klugen Menschen anders ist, sich anders ausnimmt, als die in gleicher Absicht oder zu gleichem Zwecke gemachte Bewegung eines Einfältigen; daß der Choleriker eine andere Körperhaltung, einen andern Gang hat, als der Phlegmatiker; daß der Stanguiniker sich anders bewegt, als der Melancholiker; daß der Weise sogar den Hut anders vom Kopfe nimmt und aufsetzt, als der Thor.

Eben so erwiesen ist es, daß von allen Bewegungen des Körpers keine so wechselreich und mannichfaltig ist, wie die Bewegungen, welche die Hand und die Finger vermöge ihrer eigenthümlichen Construction zu machen befähigt, eben deßhalb aber auch bestimmt sind.

Von diesen an und für sich schon mannichfaltigen Bewegungen sind aber wieder die wechselvollsten, die welche zu der Kunst des Zeichnens und des Schreibens erfordert werden.

B. Von dem Charakter der Zeichnung und der Schrift.

Jede Zeichnung, jedes Bild, jeder Zug der Schrift bewahrt und offenbart den Charakter ihres Urhebers, und man kann daraus ebenso, wie aus dem Style und den verschiedenen, bereits erwähnten Zeichen auf das Aeußere des Zeichners oder Schreibers, noch mehr und sicherer aber auf dessen Geist und Charakter schließen.

Man mache uns hiergegen nicht den Einwurf, daß der Mensch, welcher nur einen und denselben Charakter hat, seine Zeichnung wie seine Schrift bis in das Unendliche vervielfältigen kann. Das ist allerdings wahr, allein nicht minder wahr ist es auch, daß die Gemüthsstimmung oder der geistige Zustand, in welchem wir uns befinden, auf unsere geringsten Handlungen Einfluß übt. Mit derselben Tinte, derselben Feder, demselben Papier, — mit derselben Leinwand, derselben Farbe und demselben Pinsel — wird derselbe Mensch ganz anders schreiben, zeichnen oder malen, je nachdem er sich in einer ruhigeren oder aufgeregteren Stimmung befindet, je nachdem sein Geist ernster, trüber oder heiterer gestimmt ist.

Wenn nun aber die gezeichnete, gemalte oder geschriebene Schöpfung des Menschen aus der natürlichen Stimmung seines ganzen Wesens hervorgeht, so wird sie dieses auch offenbaren, und die verschiedenen Regungen, die er empfindet, anf seine Schöpfung übertragen, während er dabei zugleich die charakteristischen Zeichen seiner Individualität bewahrt.

Ja, noch mehr, es giebt nationale Zeichnungen, Gemälde und Handschriften, wie es nationale Physiognomieen giebt. Alle tragen den gemeinschaftlichen Stempel irgend eines charakteristischen Zei-

chens der Nationalität, während sie doch untereinander sehr wesentlich verschieden sind.

Die Gemälde der verschiedenen Schulen und die Autographen einer Menge Schriftsteller verschiedener Nationen sind als unwiderleglicher und augenscheinlicher Beweis für diese Behauptung vorhanden.

C. Von der Verschiedenartigkeit der Handschriften.

Mannichfaltig sind die Bewegungen und die Stellungen, welche Hand und Finger bei dem Schreiben annehmen. Leicht ist das einfachste Wort hingeschrieben, und aus wie vielen einzelnen Puncten, Linien und Krümmungen ist es gleichwohl zusammengesetzt. Die Zusammensetzung der verschiedenen einzelnen Theile, aus denen die Schrift besteht, ist es aber eben, welche derselben ihren Charakter verleiht, und diese Zusammensetzungen bringen in der Handschrift eine eben so große Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit hervor, wie die Zusammensetzungen der einzelnen Gesichtszüge in der Physiognomie des Menschen. Wie es unter den Millionen Menschen nicht zwei Gesichter giebt, welche einander vollkommen gleich sind, so findet man auch nicht zwei einander ganz vollständig gleiche Handschriften, obgleich bei den Gesichtern (namentlich bei Zwillingsgeschwistern), wie bei den Handschriften, die Aehnlichkeit so groß sein mag, daß sie dem gewöhnlichen Beobachter als Gleichheit erscheint, und es eines schärferen oder geübteren Blickes bedarf, um die feinen Unterschiede aufzufinden.

Diese Verschiedenheit der Handschriften wird allgemein anerkannt, und es gilt als unbestrittene Wahrheit, daß jeder Mensch seine eigne, individuelle und unnachahmbare Handschrift habe, folglich auch seinen eigenen Charakter der Handschrift.

Wir sagten: Unnachahmbar! Man mache uns dabei nicht den Einwurf, daß Handschriften bereits oft mit täuschender Wahrheit nachgeahmt worden sind, um irgend einen Betrug auszuüben, ja, daß es sogar Menschen giebt, welche eine ganz besondere Geschicklichkeit in der Nachahmung fremder Handschriften besitzen.

Wir müssen dieß allerdings zugeben, allein eben die große Schwierigkeit, welche es hat, Handschriften täuschend nachzuahmen, die dazu erforderliche große und nur wenigen Menschen verliehene Kunst, sprechen für die Wahrheit unseres Satzes, den wir übrigens auch nach diesem Einwurfe noch aufrecht halten müssen, indem wir behaupten, daß selbst die vollendeteste Nachahmung immer nur den höchstmöglichen Grad der Aehnlichkeit, nie aber die vollkommene Gleichheit mit der nachgeahmten Handschrift erreichen wird; daß vielmehr das Original immer noch durch kleine, charakteristische Eigenthümlichkeiten von der Copie abweichen wird, Abweichungen, welche freilich nur das schärfste Auge, der geübteste Blick zu erkennen vermag, die aber für diese auffallend genug sind; so kam es denn auch, daß viele Handschriftenverfälschungen entdeckt worden sind, wie groß auch die bei ihrer Nachahmung aufgewendete Geschicklichkeit gewesen sein mochte.

Diese anerkannte Verschiedenheit aller menschlichen Handschriften kann nun aber vernunftgemäß keinen andern Grund haben, als die gleiche Verschiedenheit in den Charakteren der Menschen.

Wollte man uns den Einwurf machen, daß ein und derselbe Mensch nicht immer ein und dieselbe Handschrift hat, während er doch bestimmt nur einen Charakter sein eigen nennen kann, so dürfen wir auch diesen Einwurf nicht gelten lassen. Denn bleibt auch der Grundcharakter eines und desselben Menschen stets derselbe, so nimmt er doch in seinen Handlungen verschiedene Nüancirungen an, und eben diesen Nüancirungen entsprechen auch die verschiedenartig gestalteten Schriftzüge eines und desselben Menschen. Der Einwurf kann also unsere Behauptung nicht widerlegen, sondern ist im Gegentheil geeignet, sie zu bestätigen.

Mögen Feder, Tinte und Papier auch dieselben sein, wird derselbe Mensch damit doch seiner Handschrift einen andern Charakter geben, wenn er aus seiner Feder Worte heftigen Zornes auf das Papier niederströmen läßt, als wenn er liebreich und brüderlich tröstet. Oft kann man es daher einer Schrift leicht ansehen, ob der Schreiber ruhig oder unruhig war, als er sie niederschrieb; ob er einen sanften oder heftigen, einen festen oder schwankenden Cha-

Taf. XII.

Ihren [illegible] Lied hab ich

Dr. Sulzer.

Ipse Vir Summus grande Epos hand VRANIAS,

Canonicus Breitinger

Leben Sie wohl

lieber Freund

Friedrich v. Schiller

Wien d 9. Nov: 1848

Robert.

Robert Blum

rakter hat, ob man ihm Ordnungsliebe oder Neigung zur Unordnung zutrauen darf.

Es ist bekannt und gewiß, daß männliche Handschriften sich sehr leicht von weiblichen unterscheiden lassen; daß diese letztern selbst bei der größten Uebung den allgemeinen weiblichen Charakter beibebehalten, wie die erstere den ihrigen bewahrt, selbst wenn der Schreiber nur selten Gelegenheit hat, von seiner Kunst Gebrauch zu machen.

Daß es der individuelle Charakter des Menschen ist, welcher die Handschrift verändert, geht auch daraus hervor, daß die Schüler eines und desselben Schreiblehrers, welche sämmtlich nach den gleichen Vorlagen schreiben lernen, zwar einen ähnlichen Grundtypus in ihrer Handschrift verrathen, in dieser aber dennoch bei späterer Entwickelung des Charakters sehr wesentlich von einander abweichen.

D. Beurtheilung der Handschrift nach dem bekannten Charakter des Schreibers*).

1. Die Schrift eines witzreichen, leicht anstelligen Schnellschreibers. — Der Schreiber ist der als Schriftsteller hinlänglich bekannte Dr. Sulzer.

2. Diese Handschrift, die des Canonicus Breitinger, verräth unverkennbar Festigkeit, Klugheit, Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Bedachtsamkeit und eine Beimischung von Pedanterie.

3. Das Facsimile der Schrift unseres Schiller trägt in den geistreich schwunghaften Zügen den Ausdruck des Unternehmenden und Idealen. Die Schrift zeugt von Phantasie, von Neigung zur Träumerei; sie verräth Geist, indem sie genial und edel ist.

4. Muth und Festigkeit sprechen unverkennbar aus diesen Zügen, wenn man weiß, daß Robert Blum sie schrieb, nachdem ihm sein Todesurtheil verkündet war, und nur wenige Stunden bevor er zur Vollstreckung desselben abgeführt werden sollte.

Die Hand des Schreibers hat nicht gezittert; sein Blut muß daher ruhig, nicht durch die Furcht vor dem seiner wartenden Tode

---

*) Man vergleiche hiermit die verschiedenen Facsimiles auf Tafel XII.

in Aufregung gebracht worden sein; denn seine Unterschrift unterscheidet sich kaum von der, wie er sie in den ruhigsten und glücklichsten Zeiten seines Lebens gab.

E. Von der allgemeinen Deutung der Handschriften zur Erkennung von dem Charakter des Schreibers.

Will man aus der Handschrift eines Menschen dessen Charakter entnehmen, so muß man auf folgende Einzelheiten achten:

Auf den Kern oder Leib der Buchstaben, und die Größe der Schrift im Allgemeinen;

auf ihre Form, ihren Schwung, ihre Höhe und Länge; ob sie von Gewandtheit oder Leichtigkeit zeugen, oder ob sie unbeholfen, schwerfällig sind, ob sie einzeln stehen, Ziererei verrathen, eckig oder rund, natürlich oder gekünstelt, dick oder fein sind;

auf die Lage der Buchstaben, namentlich darauf, ob sie schräg stehen, gerade oder wohl gar nach rückwärts gebogen;

auf ihren Zusammenhang unter einander, d. h. ob sie eng zusammengedrängt oder auseinandergedehnt sind;

auf ihre Weite oder Enge;

auf die Weitheit oder Enge, Geradheit oder Schiefheit der Zeilen;

ob die Schrift reinlich oder gekleckst ist;

auf ihre Leichtigkeit oder Schwerfälligkeit;

ob die Schrift aus lateinischen und deutschen Buchstaben gemischt ist, oder nur aus lateinischen Buchstaben besteht;

ob die Züge kühn oder zaghaft hingeworfen sind;

auf den allgemeinen Eindruck der Schrift, d. h. ob sie auf den ersten Blick als eine geniale, eine gewöhnliche oder eine gemeine erscheint;

ob sie die Bezeichnung einer schönen mehr oder minder verdient;

ob der Schreibende sich einer besonders spitzen Feder bediente, was man nicht nur aus der Feinheit und der Schärfe der Züge erkennt, sondern oft auch daraus, daß die Feder gespritzelt hat;

ob Linien und Wörter gerade oder schief geschrieben sind;

ob die Zeilen in einer Richtung fortlaufen, oder auf und niedergehen, wie Berg und Thal oder wie die Wellen des Meeres.

Ist der Schreiber dem Prüfenden zwar nicht näher, aber doch von Person, bekannt, so sind Sprache und Gang der betreffenden Person als wesentliche Hülfsmittel zur richtigen Deutung der Handschrift zu betrachten und zu benutzen.

F. Von der Deutung der einzelnen Schriftarten.

Durch kleine Schrift verräth sich in der Regel ein friedlicher Sinn. Ist die kleine Schrift zugleich auch einfach, dann verbindet sich mit ihr der Sinn für Häuslichkeit, für das Familienleben, für die Einfachheit des eigenen Zimmers, mag dieß nun Wohnstube oder Arbeitscabinet sein. Führen Geschäfte oder Beruf den Menschen, der eine kleine Schrift schreibt, hinaus in das Freie oder unter andere Menschen, so bleibt auch hier noch die Neigung zur Einsamkeit und der Sinn für das Einfache ihm treu.

Hält die Handschrift die Mitte zwischen klein und groß, so deutet sie auf einen Charakter, der ebenfalls zwischen Friedensliebe und Unternehmungsgeist die Mitte hält.

Kleine Schrift mit Verzierungen, sollten diese auch nur in kleinen, unbedeutenden Ausschmückungen bestehen, läßt auf einen höhern oder geringeren Kunstsinn schließen, je nachdem die Verzierungen mehr oder minder auffallend oder reichlich sind.

Eine entschieden große Handschrift findet man gepaart mit Kühnheit, Unternehmungsgeist, Tapferkeit und Eroberungssucht; auch eine Neigung zum Blutdurst oder zur Grausamkeit kann damit verbunden sein. Den Beweis für das Erstere liefert die Handschrift mehrer berühmten Krieger und Eroberer; für die Grausamkeit spricht die Schrift Marat's, blutigen Andenkens.

Sind bei kleiner Schrift die Buchstaben geradegestellt, so darf man auf Neigung zur Romantik, auf Vorliebe zum Wunderbaren schließen. Walter Scott kann hierfür als Beleg dienen.

Geradestehende Schrift von mittlerer Größe läßt auf Zahlensinn, zugleich aber auch auf Zerstreutheit, Neigung zu Melancholie und Trübsinn schließen. Siehe Porträt und Facsimile der Namensunterschrift Heinrich's von Kleist (Taf. **XI.**), des geistreichen Dichters von: „Prinz von Homburg,“ „Käthchen von Heilbronn,“ „der zerbrochene Krug“ ꝛc., welcher ohne genügende äußere Veranlassung sein Leben durch Selbstmord in eben dem Jahre endete, aus welchem diese Schrift rührt.

Eine rückwärts liegende Schrift, gleichviel von welcher Größe sie ist, läßt auf Witz, auch auf Spottsucht, und zuweilen sogar auf eine größere oder geringere Beimischung von Bosheit schließen.

Eine stehende Schrift, deren Buchstaben unordentlich umhergeworfen zu sein scheinen, ist das Zeichen einer entschiedenen Anlage zur Satyre.

Sind die einzelnen Buchstaben schwerfällig, dick, gewissermaßen unbeholfen oder ungeschickt, so deutet dieß auf eine mangelhafte Erziehung; sollte dieß aber nicht der Fall sein, so ist es ein Zeichen des mangelnden Sinnes für die Kunst und das Schöne.

Schwunghafte Buchstaben sind das Zeichen höherer geistiger Ausbildung mit einer Hinneigung zur Romantik. Verbindet sich mit dem gefälligen Schwunge eine gewisse Zierlichkeit, so darf man mit Sicherheit auf das Vorhandensein von Kunstsinn schließen.

Einzelnstehende Buchstaben, welche eine eigenthümliche Gestalt haben, lassen schließen, daß auch der Charakter nicht ohne Eigenthümlichkeiten sei, ja, daß eine Hinneigung zu Sonderbarkeiten, zur Originalität, zum Sonderlinge, Statt finde. Auch eine Vorliebe für alte Classiker ist häufig mit einer solchen Art der Schrift verbunden.

Einzelnstehende Buchstaben, welche wie gedrechselt, wie absichtlich geziert erscheinen, findet man häufig in der Schrift geckenhafter Stutzer, putzsüchtiger Koketten.

Scharfe Ecken der Buchstaben, mögen diese einzeln stehen oder aneinandergereiht sein, lassen auf äußern, wie auf moralischen Anstand und eine gewisse Zierlichkeit des Wesens und Benehmens, und auf Nettigkeit und Sauberkeit im Anzuge schließen.

Taf. XI.



Heinrich v. Kleist.

Gerundete Buchstaben verbinden sich mit der Erziehungsfähigkeit; man findet sie bei Lehrern und Erziehern. Eine Hinneigung zur Sparsamkeit ist auch öfters mit runden Buchstaben verbunden.

Sind runde Buchstaben dabei geklecksst und wie nachlässig hingeworfen, so darf man mit der größten Sicherheit schließen, daß ihr Schreiber sich in seinem Aeußern stark vernachlässigt und keinen sonderlich großen Sinn für Reinlichkeit hat.

Ist der runde oder gerundete Schriftzug natürlich, d. h. eben so weit von Künstelei wie von Nachlässigkeit oder Unreinlichkeit entfernt, so darf man auf innere Zufriedenheit, auf Abneigung gegen alles Abenteuerliche, auf Mangel an Reiselust, schließen.

Runde Buchstaben, denen man deutlich ansieht, daß sie gekünstelt sind, verrathen, daß ihr Schreiber mehr Gewicht auf das Aeußere, auf den Schein hält, als auf das eigentliche Wesen einer Sache.

In dem Grade, in welchem gerundete Buchstaben dicker werden, in eben dem Grade mangelt dem Schreiber der Schönheitssinn. Bei ausgezeichneten Künstlern, welcher Kunstrichtung sie auch angehören mögen, wird man nie eine dicke, ungefällige Handschrift finden, kann diese auch auf Schönheit nicht immer entschiedenen Anspruch machen.

Allzufeine Buchstaben verrathen einen kleinlichen Sinn; ihr Schreiber wird ein Kleinigkeitskrämer sein, unfähig zu irgend einer großartigen That oder Unternehmung, ja, sogar schon zu dem bloßen Gedanken dazu.

Eine zusammengedrängte Schrift, hier und da vielleicht sogar mit Abkürzungen untermischt, deutet auf Lebhaftigkeit des Geistes und Gedankenfülle; es kann damit auch Ueberstürzung und Unbesonnenheit verbunden sein.

Wie die Gegensätze sich in dem Charakter zeigen, so treten sie meistens auch in den Schriftzügen hervor; den Beweis liefert die Langsamkeit, Besonnenheit, bedächtige Ueberlegung, die man gewöhnlich mit einer Schrift verbunden findet, welche die Buchstaben weit auseinander dehnt.

Eng zusammengerückte Zeilen lassen auf einen haushälterischen Sinn, auf eine weise Sparsamkeit schließen.

Das Gegentheil der Schrift beweis't auch hier wieder das Gegentheil des Charakters; wer durch die weite Auseinanderrückung der Schrift mit dem Papiere verschwenderisch umgeht, der wird auch seine Zeit und sein Geld schwerlich zu Rathe zu halten wissen.

Eine im Ganzen reinliche Schrift läßt auch auf körperliche Reinheit nicht nur, sondern auf moralische Lauterkeit, schließen. Mit einer reinlichen, zierlichen Schrift wird man beinahe ohne alle Ausnahme Ordnungsliebe und den Sinn für Anstand verbunden finden.

Von den Eigenthümlichkeiten des Charakters, welche eine unreinliche, geklecksste Schrift verräth, haben wir oben bereits gesprochen, als wir der einzelnen Buchstaben erwähnten. Was von diesen gesagt wurde, findet natürlich auf die ganze Schrift noch größere Anwendung. Ein Mensch mit unreinlicher Schrift ist nachläßsig in seinem Aeußern und gleichgültig gegen das Urtheil Anderer. Er giebt sich keine Mühe, zu gefallen, und wird deßhalb in der Liebe nur selten Glück machen.

Wer unter deutsche Schrift lateinische Buchstaben mischt, ist geneigt, sich das Ansehen der Gelehrsamkeit zu geben, ohne eigentliche begründete Ansprüche darauf machen zu dürfen; daraus entspringt eine gewisse Anmaßung, ein Dünkel, welche zu einer Reizbarkeit führen, die sich leicht und ohne Grund verletzt fühlt.

Handschriften mit durchweg lateinischen Buchstaben findet man beinahe ausschließlich nur bei Fachgelehrten, und unter diesen wieder vorzugsweise bei Naturforschern und Astronomen. Mit dieser Schrift verbindet sich oft Sucht zu Auffallendem, Neigung zu Sonderbarkeiten, tiefes Denken, aber auch müßiges Grübeln.

Schriftzüge, welche nur zögernd, wie mit Angst, auf das Papier gebracht zu sein scheinen, verrathen einen Schreiber, der auch im Leben scheu und schüchtern ist, dem es an Unternehmungsgeist, an dem Muth zu gewagten Speculationen, mangelt, und der sich in größeren Gesellschaften nicht behaglich fühlt. Aus dieser Schüchternheit entspringt eine Bescheidenheit, welche den Schreiber verhindert, selbst die wahren eigenen Verdienste zur Anerkennung zu bringen, oder ihnen Geltung zu verschaffen. — Bei Beurtheilung einer solchen Schrift muß man indeß darauf achten, daß sie zuweilen auch

eine Folge der mit dem Alter eintretenden Schwäche ist, und in diesem Falle muß man dem Rechnung tragen.

Unternehmungsgeist, Sinn für das Ideale, reiche Phantasie, Neigung zur Träumerei, Geringschätzung gegen die nackte, kalte Wirklichkeit, geben sich durch geistreich-schwunghafte Züge von mehr als gewöhnlicher Größe kund.

Von großer Wichtigkeit ist bei der Beurtheilung einer jeden Handschrift der Eindruck, den das Ganze derselben bei dem ersten, flüchtig darauf gerichteten Blicke auf den Beschauer macht. Erst nach diesem allgemeinen Eindrucke darf man zu der Prüfung der Einzelnheiten übergehen, um daraus zu erkennen, in wiefern sie zur Bestätigung oder zur Widerlegung des ersten Eindrucks dienen. Es ist daher ein richtiges Urtheil über den Charakter des Schreibenden aus dessen Handschrift mit ungleich größerer Sicherheit aus einem größern Schriftstücke zu fällen, als nach wenigen Worten, oder gar nach der bloßen Namensunterschrift; denn diese weicht oft von der ganzen übrigen Schrift sehr wesentlich ab; namentlich auch schon deßhalb, weil sehr viele Menschen die Gewohnheit haben, sich dabei der lateinischen Schrift zu bedienen, während man unter ihren übrigen Zügen vielleicht vergebens nach einem einzigen lateinischen Buchstaben suchen würde.

Ob die Handschrift also im Ganzen das Gepräge eines ruhigen oder eines undeutlichen, zerrissenen Charakters, — eines edlen, genialen, geistreichen oder eines gemeinen, trivialen oder beschränkten, trägt, darauf kommt viel an.

Dieser Totaleindruck bezeichnet den Hauptcharakter des Schreibenden, dessen einzelne Eigenschaften man dann aus den angedeuteten einzelnen Kennzeichen der Schrift zu erforschen und zu bestimmen hat.

Es fällt selbst dem oberflächlicheren Beobachter in der Regel nicht schwer, bei dem Ueberblicke eines Schriftstückes zu erkennen, welcher Charakter darin vorherrscht, ob Pedanterie oder Leichtigkeit, Ernst oder Nachlässigkeit, Würde oder ein gewisses Sichgehenlassen, Heiterkeit oder Niedergeschlagenheit.

Alles dieses, und noch Manches, was sich unmöglich von allen einzelnen und verschiedenartigen Eindrücken specificiren läßt, hat der Handschriften-Beurtheiler zu beachten; kommt dann Uebung und

eine natürliche Beobachtungsgabe, welche bei keiner Art der Forschung zu entbehren ist, hinzu, so wird es leicht sein, aus der Schrift den Charakter des Schreibenden zu erkennen, und wenn auch nicht in allen Nüancirungen, so doch gewiß in seinen Hauptzügen.

Von größerer Wichtigkeit, als man anzunehmen geneigt sein dürfte, ist der Gebrauch einer außerordentlich spitzen Feder, der sich gewöhnlich an den kleinen Spritzeln erkennen läßt, welche die Schriftzüge umgeben. Diese spitze Feder deutet nämlich meistentheils auch einen spitzen Sinn an, der sich bei dem Krieger durch Kampflust, bei dem ruhigen Bürger durch Tadelsucht, bei dem Schriftsteller und Gelehrten durch Neigung zum Kritisiren äußert.

Die schiefe Richtung der Zeilen ist von geringerer Wichtigkeit, als die einzelner Wörter. Diese verrathen, daß der Schreibende mit seinen Gedanken der Schrift voraneilt, daß er heftigen Temperamentes ist, daß er rasch arbeitet, zuweilen aber auch mit Uebereilung und ohne die nothwendige Ueberlegung.

Auf momentane Gemüthsstimmungen muß man bei der Beurtheilung der Handschriften ebenfalls ein ganz besonderes Augenmerk richten. Ungleiche Buchstaben, ungleich sowohl in ihrer Grundform, als in ihrer Größe und Stellung, lassen mit großer Sicherheit auf einen gestörten Geist schließen, welcher die Herrschaft über die Hand raubt, so daß diese gewissermaßen auf dem Papiere umhertaumelt.

Wahnsinn, Trunkenheit, Entsetzen, Todesfurcht, können dauernde oder vorübergehende Ursachen dieser verlorenen Oberherrschaft des Geistes über die Hand sein.

G. Von dem Unterschiede der Schrift nach der Verschiedenheit des Standes und der Beschäftigung.

Nicht nur die Verschiedenartigkeit der Charaktere bewirkt eine Verschiedenartigkeit der Handschriften, sondern auch das Geschlecht, der Stand, die Beschäftigung des Schreibenden ist von wesentlichem Einflusse auf die Schrift.

Die größere oder geringere Uebung im Schreiben trägt dazu allerdings viel bei, aber sie ist keineswegs allein maßgebend, viel-

mehr kann und wird neben ganz gleicher Uebung der angedeutete Unterschied noch überall sehr charakteristisch hervortreten.

Eine sogenannte ausgeschriebene Handschrift, d. h. eine solche, welche gleich auf den ersten Blick eine größere Uebung verräth, findet sich zwar bei allen Schriftstellern und Gelehrten, so wie bei Allen, welche man mit dem Namen: Männer von der Feder zu bezeichnen pflegt; aber anders wird der Belletrist schreiben, als der eigentliche Fachgelehrte; ja bei diesen Letztern findet man sogar eine ganz entschiedene Aehnlichkeit des ganzen Schriftcharakters, so weit die Männer von gleicher Geistesrichtung auch durch Ort, Zeit oder Landsmannschaft von einander getrennt sein mögen.

So haben, z. B. Theologen meistentheils eine kleine, sehr solide, entschiedene und deutliche deutsche Schrift, und eine vergleichende Zusammenstellung der Namensunterschriften nachbenannter Geistlichen legt sowohl dafür, als auch für die oben angedeutete allgemeine Aehnlichkeit ein unwiderlegbares Zeugniß ab; diese Namen, wie die illustrirte Zeitung sie im Jahre 1850 nebeneinander, unter Beifügung der von uns, der Kürze wegen weggelassenen Titulaturen*) aufstellte, sind: Wegscheider, Karl Grüneisen, Johann Ladislaus Pyrker**), Ullmann, Schuderoff, Röhr, Justi, Pischon, Hesekiel, Dräseke, Theile, Salat.

Anders wie die Theologen, unter einander aber wieder von entschiedener Aehnlichkeit, ist die Schrift der Philologen (und unter diesen wieder die der Orientalisten), der Juristen, der Mediciner ꝛc.

Einen wesentlich verschiedenen Charakter von den Handschriften aller übrigen Stände haben die Kaufleute; dieser ist so auffallend, daß er eine ganz eigene Schriftgattung bildet, so bekannt, daß Jedermann auf den ersten Blick davon sagt: daß ist eine kaufmännische Handschrift.

---

*) Die meisten dieser Männer glauben wir durch ihre öffentliche Wirksamkeit als allgemein bekannt annehmen zu dürfen.

**) Ungeachtet seiner Eigenschaft als Primas von Dalmatien und Erzbischof von Erlau, auch als Dichter und belletristischer Schriftsteller rühmlichst bekannt.

Man findet diese Handschrift nur bei Kaufleuten, von diesen aber wird sie so entschieden gefordert, daß sie unter sich Den einer schlechten Handschrift beschuldigen würden, der von den einmal angenommenen Regeln abwiche, könnte man auch außerdem seine Schrift eine vollkommen schöne nennen.

Diese große Aehnlichkeit ist nun zwar nicht die Wirkung einer gleich großen Aehnlichkeit in dem Charakter aller Kaufleute, sondern als Ursache davon muß vielmehr die Nachahmung der Vorbilder und Vorschriften dazu bezeichnet werden; aber dennoch wird sich aus allen diesen, oft zum Verwechseln ähnlichen Handschriften noch die eigenthümliche Charakterrichtung des Schreibenden erkennen lassen, namentlich, insofern sie in näherer Beziehung zu dem Geschäfte steht, also Zaghaftigkeit, Kühnheit, Unternehmungsgeist, Bedachtsamkeit, Sparsamkeit 2c., nur bedarf es allerdings einer schärfern und genauern Beobachtung, um diese Nüancirungen aus den oft kaum bemerkbaren Abweichungen und Eigenthümlichkeiten herauszulesen. Im Allgemeinen kann man bei schwunghaften Zügen einer kaufmännischen Handschrift auf großartige Ideen, weitumfassende Handelsunternehmungen und Unternehmungsgeist schließen; bei kleiner, ausdrucksloser Schrift auf das Gegentheil dieser Eigenschaften. Der denkende Kaufmann läßt sich aus geistvollen, unverzierten Zügen, erkennen, daneben aber auch Solidität und Bescheidenheit, welche nicht nach großem, am allerwenigsten nach plötzlichem und unverhältnißmäßigem Gewinne strebt. Große Züge kaufmännischer Schrift können sowohl eine gewisse Sicherheit im Gefühle des Reichthums andeuten, als auch Mangel an Geist, eine Art von Aufgeblasenheit. Verräth die große Schrift durch ihre Bildung Geist, so läßt sie auf einen Kaufmann schließen, der mit einem reiferen, gebildeteren Verstande reichliche materielle Mittel verbindet.

Der Handwerker verräth durch seine Schrift nicht nur den Mangel an Uebung, sondern oft auch den an Bildung; man sieht seiner Schrift sowohl die Schwerfälligkeit an, welche seine Hand bei größerer Beschäftigung annimmt, als auch die größere Leichtigkeit in der Bewegung derselben durch solche Handwerke, welche eine größere Geschicklichkeit der Hand erfordern. Der Mangel an Bildung aber verräth sich, selbst schon bei der bloßen Namensunterschrift, da=

durch, daß man den Buchstaben ansehen kann, der Schreiber sei über die ihnen zu gebende Form nicht ganz einig mit sich gewesen und habe sich darauf während des Niederschreibens erst besinnen müssen.

Der gewöhnliche Handarbeiter, welcher nach beendigtem Schulbesuche nur selten Gelegenheit hat, mehr als seinen Namen zu schreiben, und selbst dazu oft jahrelang keine Veranlassung findet, ist auf der Bildungsstufe eines Kindes stehen geblieben; seine Handschrift wird daher auch die eines Schulkindes sein, welches aus dem Gedächtnisse nur mühsam die Vorschriften seines Lehrers nachmalt.

Wie man allgemein von einer kaufmännischen Handschrift spricht, so ist man auch gewohnt, die weibliche Schrift gleich auf den ersten Blick von der männlichen zu unterscheiden. In der That hat auch die Schrift des weiblichen Geschlechtes, trotz aller Mannichfaltigkeit der Frauenhandschriften, im Allgemeinen einen eigenthümlichen Charakter, der sie von der männlichen leicht unterscheidbar macht. Deßhalb ist es aber keineswegs unerläßlich, daß eine weibliche Schrift auch von weiblicher Hand herrühre; wo dieß indeß nicht der Fall ist, da darf man sich fest überzeugt halten, daß der Mann, dem eine weibliche Handschrift eigenthümlich ist, sich auch dem weiblichen Charakter mehr oder weniger annähere, sei es im Guten, durch weicheres Gemüth und zartern Sinn, sei es im Schlimmen, durch weibische Schwäche und unmännliche Unselbstständigkeit.

Eben so aber darf man nicht zweifeln, daß eine Frau mit männlicher Handschrift auch einen mehr oder minder männlichen Charakter habe, und zwar eben so wieder zum Guten oder zum Bösen vorzugsweise sich neigend. Ein Mannweib wird gewiß nie eine weibliche Handschrift haben.

Der allgemeine Charakter weiblicher Handschriften besteht darin, daß der dem Geschlechte eigenthümliche Sinn für Häuslichkeit und stillere Freuden sich durch kleine Schrift verräth. Dabei herrscht bei derselben mehr Weichheit, Rundung und gefällige Form vor, eine Wirkung des Schönheitssinnes, der bei dem weiblichen Geschlechte in der Regel lebendiger ist, als bei dem männlichen.

Abweichend von der allgemeinen Regel sind zwar oft die Handschriften der Schriftstellerinnen, und unter diesen namentlich wieder die Handschriften der Schriftstellerinnen, welche ihre Feder nicht der leichteren Dichtung, der tändelnden oder wohl gar der frivolen Belletristik, sondern ernsteren Wissenschaften widmen. Der männlichere Sinn, den sie darin bekunden, verräth sich auch in ihren Schriftzügen und liefert dadurch einen neuen Beweis, daß diese mit dem ganzen Charakter in näherer Verbindung stehen, als die meisten Menschen anzunehmen geneigt sind.

Bei Frauen pflegt ein ähnlicher Bildungsgrad auch ähnlichen Ductus der Schrift mit sich zu führen, und im Ganzen zeigen die Handschriften der Frauen keine so große Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit, wie die der Männer. Namentlich wird man bei ihnen selten entschieden unschöne oder auffallend unregelmäßige Handschriften finden.

Siebenter Abschnitt.

Die Chiromantie,

oder

die Kunst, aus den Theilen und Zeichen der Hand den Charakter des Menschen zu erkennen und dessen Zukunft zu erforschen.

Einleitung.

§. 1.

Von der Wichtigkeit der Hand im Allgemeinen.

Daß die Hand, nächst dem Kopfe als dem Sitze der in dem Gehirne concentrirten Thätigkeit der geistigen Kräfte durch die ungemeine Mannichfaltigkeit ihrer einzelnen Glieder einer von den wichtigsten Theilen des menschlichen Körpers ist, um Einblicke in den innern Menschen zu thun, wurde bereits in einem früheren Abschnitte gesagt. Allein noch ungleich größer, als es dort angedeutet wurde, ist die Wichtigkeit der Hand und deren Einfluß auf den ganzen Menschen auch noch in anderer Beziehung. Das haben schon die ältesten Völker, namentlich die hochgebildeten Griechen und Römer, anerkannt. Auch die heilige Schrift legt dafür Zeugniß ab, indem es dort heißt: „die Hand des Herrn kam auf ihn und er sah und prophezeihte.“

Als Elisa von den Königen in Israel und Judäa über den Krieg mit den Moabitern um Rath gefragt wurde, schickte er nach einem Sänger, und während dieser, — so wird es gesagt, — die Harfe spielte, da kam die Hand des Herrn auf das Haupt des Sehers (Könige 2, 3—13 ff.) — Andere Stellen in den Psalmen und im Ezechiel bestätigen dieß, indem es dort heißt:

„Da ich bei den Gefangenen am Flusse Chebar war, öffnete sich der Himmel und ich sah Gesichter, von Gott gesendet. — Das Wort des Herrn kam zu Ezechiel, dem Priester, ... und die Hand des Herrn war auf ihm."

Wie kommt es nun, daß in diesen Stellen und in vielen ähnlichen, welche wir anführen könnten, nicht von dem Geiste, sondern immer von der Hand des Herrn gesprochen wird. Buchstäblich kann man das auf keinen Fall nehmen, denn die Schreiber dieser Stellen dachten gewiß nicht an eine leibliche Hand Gottes des Allmächtigen, es kann daher bei diesem Ausdrucke nur an den Sinn gedacht werden, daß auch das Auflegen der menschlichen Hand mit besondern Kräften geheimnißvoller Art begabt ist.

Die Auflegung der Hand wurde daher bei verschiedenen Gelegenheiten ausgeführt. Ganz besonders war dieß bei religiösen Ceremonien der Fall, z. B., bei der Segenspendung*) und den Opfern. Nicht minder fand dieß bei der Heilung von Krankheiten Statt, bei der Auferweckung von den Todten (Marcus, 5, 23, Luc. 4, 40, Dan. 10).

Auch die Apostel zeigten ihren Glauben an die Kraft dieser Bewegung, denn „sie legten ihre Hände auf die gläubigen Brüder" und diese empfingen dadurch die göttliche Gabe.

Dem Auflegen der Hand und dem Streichen einzelner Körpertheile mit derselben wurde schon seit den ältesten Zeiten eine gewisse Heilkraft beigelegt; namentlich war dieß bei den Aegyptern der Fall, welche mit manchen geheimen Naturkräften noch vertrauter gewesen zu sein scheinen, als selbst wir uns dessen rühmen dürfen.

Wie aber der ganzen Hand gewisse geheime oder magische Kräfte zugeschrieben wurden, so gilt dieß auch von den einzelnen Fingern, und namentlich von dem Zeigefinger. Gewiß wurde dieser von den Römern nicht bloß zufällig „der Arzt" (medicus) genannt. Diese Benennung muß unbedingt ihren Ursprung darin haben, daß die

---

*) Ist es doch noch in unsern Tagen ganz allgemein üblich, indem man den Segen spendet, die Hand auf das Haupt des zu Segnenden zu legen, oder bei Schließung einer Ehe auch wohl auf die verbundenen Hände des Brautpaares.

Römer dem Zeigefinger gewisse Heilkräfte zuschrieben. Bei den Aegyptiern galt der Zeigefinger für das Organ, mittelst dessen ihre Weisen ihre Wunder verrichteten; deßhalb galt dieser Finger bei ihnen gewissermaßen für heilig.

Aber nicht bloß das Heidenthum glaubte an die Heilkraft und die besondere Wirksamkeit des Fingers, sondern auch die heilige Schrift giebt dafür mehrfach Zeugniß, wenn man auch annehmen muß, daß hier mehr ein bildlicher Sinn gemeint wird. So ist mehrfach von Wundern und Heilungen die Rede, welche durch den Finger Gottes bewirkt wurden (Mos. 2, 8 u. 19; 31, 18; Psalm. 8, 4; Luc. 9, 20). — Selbst Christus sagt ausdrücklich, daß er vermittelst seines Fingers Teufel austriebe (was wir gleichbedeutend mit der Heilung von Krankheiten betrachten dürfen) und daß dieß ein Zeichen sei, daß das Himmelreich da. Die Wunderkraft des Fingers läßt sich endlich auch noch aus dem allverbreiteten Sprüchworte: „Darin erkennt man den Finger Gottes" entnehmen.

In neuerer und neuester Zeit wird die wunderthätige Kraft der Hand, namentlich bei dem thierischen Magnetismus vielfach in Anwendung gebracht, dessen Vorhandensein sich nicht bestreiten läßt, wenn dessen practische Anwendbarkeit auch vielleicht weder so groß ist, wie seine Anhänger behaupten, noch auch so gering, wie seine Widersacher es darzustellen bemüht sind.

Die Geschichte und die Bedeutung der Chiromantie.

War es, wie in dem Vorherstehenden bewiesen wurde, zu allen Zeiten und selbst bei den gebildetsten Völkern eine anerkannte Thatsache, daß aus der Hand des einen Menschen wunderbare Kräfte auf einen andern Menschen überströmen konnten und bei diesen die verschiedenartigsten Wirkungen hervorbrachten, so ließ sich noch viel weniger bezweifeln, daß diese Kräfte, deren Vorhandensein sich so augenscheinlich zeigte, auf den Besitzer der Hand selbst, und in ihm noch viel stärker und entschiedener, wirken mußten. Es galt daher, diese geheimen Kräfte aus gewissen äußern und sicht-

baren Zeichen erkennen zu lernen. Nach deren Erforschung konnte es dann nicht schwer sein, auch die Wirkungen weiter zu verfolgen; und wußte man nur erst einmal, was die Zeichen in Beziehung auf den Charakter, die Eigenschaften und Fähigkeiten des Menschen und dessen vergangenes Leben zu bedeuten hatten, dann hieß es nur einen Schritt weiter thun, daraus auch Schlüsse auf sein zukünftiges Leben zu ziehen. Was also ursprünglich nur Erforschung des Menschen war, wie er sich für den Augenblick zeigte, das wurde dann Prophezeihung, oder die Auslegung der Zukunft nach den sichtbaren und erkennbaren Zeichen der Gegenwart und der Vergangenheit.

Auch hier wieder kann zur Bestätigung die heilige Schrift angeführt werden, wo es mit vollkommen deutlichen Worten heißt: „Gott hat in die Hand aller Menschen die Zeichen geschrieben, damit jeder von ihnen sein Schicksal erkennen könne" (Hiob, 37.)

Auch Salomo, der weise König, sagt: „Die Länge dieses Lebens ist in seiner rechten Hand zu sehen, und die Linien seiner linken Hand verkünden Reichthum und Ruhm."

Endlich lesen wir in dem Propheten Jesaias: „Deine Hand verkündiget, daß Du lange leben wirst."

Die Aegypter, die Araber und die Zigeuner gaben sich mit besonderem Eifer der Kunst hin, aus den Linien und Zeichen der Hand den Charakter des Menschen, und aus dessen Charakter seine Zukunft zu erforschen und viele der ausgezeichnetsten Gelehrten und Forscher haben der Chiromantie entweder das Wort geredet, indem sie ihr vollen Glauben schenkten, oder sie konnten sich doch des Glaubens an dieselbe nicht ganz erwehren und die zahlreichen Belege ihrer Wirksamkeit nicht unbedingt verwerfen.

So hat der Glaube an die Chiromantie sich selbst in unsern aufgeklärten, in mancher Beziehung sogar an gar Nichts glaubenden Zeiten erhalten und der Spruch der Alchymisten des sechszehnten Jahrhunderts, als deren Haupt man Olaus Borichius betrachten kann: „Unsere Hand hat Augen," zählt noch jetzt zahlreiche Anhänger.

Auf eine merkwürdige Weise spricht es auch für die Chiromantie, daß die katholische Kirche nie gegen dieselbe eingeschritten ist, weil dieselbe als eine Wissenschaft erschien, welche auf Grundsätze gestützt war, die sie aus der heiligen Schrift entnommen hatte. Dagegen wurden mehre ihr verwandte geheime Wissenschaften mit einem Anathema belegt, während zu gleicher Zeit (vom fünfzehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert) in Paris mehre öffentliche Lehrstühle der Chiromantie bestanden und die ausgezeichnetsten Professoren diese Wissenschaften lehrten.

Noch Ludwig **XIV.** schenkte seinem Leibarzte de la Chambre (geb. in Mons 1594, gest. in Paris 1669) ein solches Vertrauen in der Eigenschaft, die Fähigkeiten der Menschen aus dem Aeußern derselben zu erkennen, daß er auf dessen Ansichten und Aussprüche bei der Wahl der Personen zu vielen Aemtern das entschiedenste Vertrauen legte.

De la Chambre, welcher für seine Zeit ein ausgezeichneter Arzt war, stellte in seinen Schriften neuerdings die vor ihm schon vielfach gemachte Behauptung auf, daß man aus den Hautfalten in der Handfläche den Charakter des Menschen erkennen könne, weil eben diese Faltenbildungen in inniger Beziehung zu dem innern Menschen, dem Herzen, der Leber &c. stehen.

In der allerneuesten Zeit hat auf dem Gebiete der Chiromantie ganz besonders Mademoiselle Lenormand, die berühmte Pariser Prophetin, ungeheures Aufsehen gemacht, und mehre ihrer Prophezeihungen sind wahrhaft wunderbar und waren wohlgeeignet, den erloschenen oder erstorbenen Wunderglauben neu zu erwecken. Selbst Napoleon konnte sich demselben nicht ganz entziehen und es ist hinlänglich bekannt, mit welcher überraschenden und staunenerregenden Genauigkeit die moderne Pythia ihm viele Hauptmomente seines Lebens voraussagte.

Sieht man auch von der vielfach bestrittenen Möglichkeit ab, aus den Linien der Hand die Zukunft des Menschen zu erforschen, so gestatten sie doch jedenfalls, auf den Charakter desselben ebenso zuverlässige Schlüsse zu ziehen, wie aus der Physiognomik und Phrenologie und sie darf daher als die vollkommen ebenbürtige Schwester dieser beiden Wissenschaften bezeichnet werden.

§. 2.

Die Eintheilung der Hand *).

Außer der natürlichen Eintheilung der Hand, welche durch die verschiedenen Theile und Glieder derselben entsteht, giebt es noch eine zweite, welche die Chiromantie ihr beilegt. Nach dieser zerfällt die Hand in vier Haupttheile, den obern und den untern, den höhern und den niedern. Der obere beginnt an der obern Spitze der Finger, der untere am untern Rande der Hand, wo diese an den Arm angesetzt ist; der höhere bildet den Ballen oder Berg, der niedere zerfällt in drei Abtheilungen; die Verbindung mit dem Arme und nur aus einigen Linien bestehend; die Handfläche, welche den ganzen Raum zwischen dem Anschlusse an den Arm und der Wurzel (dem untern Anfange) der Finger umfaßt und vorzugsweise die bedeutungsvollen Linien, die Berge, die Sterne, die Kreuze, die Dreiecke und die Vierecke enthält; und endlich der Finger, deren jeder, mit Ausnahme des Daumens, drei Glieder hat.

Die Namen der fünf Finger sind: Daumen, Zeigefinger, Mittelfinger, Ringfinger, Goldfinger (der kleine Finger).

Außerdem sind die Nägel und die Haare zu beachten.

Die Handfläche wird in sieben Theile gesondert; jeder derselben ist einem der sieben Planeten gewidmet, und zwar der Venus die Erhöhung oder der Berg unter dem Daumen; dem Jupiter der unter dem Zeigefinger; dem Saturn der unter dem Mittelfinger, der Sonne der unter dem Ringfinger; dem Mercur der unter dem Goldfinger; dem Mars das Dreieck oder die Marsfläche; dem Monde der Ballen der Hand.

§. 3.

Die Regeln, welche zur Fällung eines Urtheils zu beobachten sind.

Soll das Urtheil, welches sich auf die Linien der Hand stützt, gründlich und zuverlässig sein, so muß der Urtheilende sich von jeder

*) Man vergleiche hierzu die Abbildungen der Hände auf Tafel XIII.

Leidenschaft oder Aufregung frei fühlen und der Beurtheilte seit mindestens drei Stunden keine Arbeit verrichtet haben.

Man muß die Hand zwar bei hellem Lichte, aber nicht bei zu blendenden Sonnenstrahlen betrachten.

Der, welcher seine Hand beurtheilen lassen will, muß sich in nüchternem Zustande befinden, den Magen nicht überfüllt haben, weder zu warm noch zu kalt und wenigstens sieben Jahre alt sein. Krankheit, sowie zu große Verhärtung der Hand durch Arbeit machen die Deutung schwierig, oft sogar ganz unmöglich.

Bei denen, welche in der Nacht geboren wurden, ist die linke, bei am Tage Geborenen die rechte Hand besser zu der Beurtheilung geeignet. Im Allgemeinen muß man bei Männern die rechte und bei Frauen die linke Hand aufmerksamer prüfen.

Auf die Gestalt und Lage der Linien, die Erhöhung oder Vertiefung der Berge, die Farbe der Linien, die Zartheit ihrer Zeichnung, ihre Unterbrechungen oder Spaltungen, ihre Tiefe oder Breite, auf die Kreise, Halbkreise, Kreuze und Sterne, muß man seine besondere Aufmerksamkeit richten, denn das Alles hat seine besondere Bedeutung.

Auch die Finger, ihre Richtung, ihre Größe, Stärke und Gestalt sind von Wichtigkeit.

§. 4.

Die Bedeutung der Hand und ihrer einzelnen Theile.

Die Hand hat physiognomische Zeichen, welche um so auffallender und bedeutungsreicher sind, da sie sich nicht verbergen lassen und die Beweglichkeit der Hand sie jeden Augenblick verräth.

Der vollendetste Heuchler, der geübteste und listigste Betrüger vermag weder die Gestalt, noch die Umrisse, noch die Verhältnisse, noch die Muskeln seiner Hand, oder auch nur eines Theiles derselben, zu verstellen; er kann sie den Forschungen des Physiognomikers nicht anders entziehen, als indem er sie seinen Blicken gänzlich verbirgt.

Nicht minder ausdrucksvoll ist die Beweglichkeit der Hand. Sie ist von allen Theilen unseres Körpers der thätigste und gelenkreichste; mehr als zwanzig Gelenke und Knochenfügungen tragen zu der Mannichfaltigkeit ihrer Bewegungen bei und unterhalten dieselben. Eine solche Thätigkeit gewährt natürlich physiognomische Zeichen, durch welche sich die Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des Körpers, des Temperamentes, des Geistes und des Herzens deuten und erklären lassen.

Der Ausdruck der Hand kann weder bei den Bewegungen derselben, noch in ihrem Zustande der Ruhe verkannt werden. Selbst ihre ruhigste Lage schon deutet unsere natürlichen Neigungen an; ebenso lassen sich aus ihren Biegungen unsere Handlungen und Leidenschaften erkennen. Bei allen Bewegungen folgt sie den Impulsen welche der übrige Körper ihr verleiht. Sie ist es, welche vorzugsweise den Adel und die Ueberlegenheit des Menschen bezeugt, und ist dabei wechselsweise der Dolmetscher und das Werkzeug seiner Fähigkeiten.

Soll die männliche oder die weibliche Hand als vollkommen betrachtet werden, so muß sie in sich selbst, sowie gegen die übrigen Theile des Körpers, in richtiger Proportion sein. Zu kurze Hände verrathen Feinheit, Spitzfindigkeit, Geschwätzigkeit und Naschhaftigkeit oder Leckerei. Zu lange Finger bedeuten unfehlbar Mangel an Glaubhaftigkeit, Diebessinn, Arglist, Bosheit, Ungerechtigkeit, Tyrannei.

Zu lange Hände bedeuten Betrügerei, Verschlagenheit und Spottsucht.

Kurze, dicke und fleischige Hände lassen auf eine kalte und feuchte Organisation schließen.

Kurze Hände mit langen, dünnen Fingern findet man bei kalten, trocknen Naturen. Solche Hände haben Kaufleute, welche durch Geduld und Ausdauer zu Reichthum gelangen; auch eifrige Bureaukraten, Menschen ohne Bedeutung, ohne Geist und Herz.

Schlaffe, feuchte Hände lassen auf Gemeinheit und Lasterhaftigkeit schließen. Dieß sind die Hände solcher Menschen, welche Alles dem augenblicklichen Erfolge, der rohen Leidenschaft opfern, die nur

glücklich sind, wenn sie sich im Schlamme der Wollust wälzen und den Stachel des Gewissens nicht fühlen.

Lange Hände mit dicken und kurzen Fingern verkünden Neigung zur Trägheit, Nachlässigkeit und Aufgeblasenheit.

Lange Hände mit verhältnißmäßig langen Fingern zeugen von Geist und Gewandtheit bei Unternehmungen.

Kurze oder dicke Hände mit dicken oder kurzen Fingern verrathen ein phlegmatisches Temperament, viel Bedachtsamkeit, tiefes Denken, Projectenmacherei.

Frauen mit sehr kurzen Händen haben in der Regel außerordentlich schwere Wochenbetten und sterben nicht selten unter den Schmerzen des Gebärens.

Sind die Hände mit den Armen so lang, daß sie bei regelmäßigem Baue des Körpers bis beinahe zum Knie reichen, so deutet das große Geisteskraft an, und eine wunderbare Industrie; reichen sie dagegen nur bis zur Hälfte des Schenkels, so verräth das Neid, Mißgunst, Unwissenheit und Streitsucht.

Bei dem Manne eine große Hand: Kleinigkeitskrämerei, Liebe zum Endlichen (als Gegensatz des Unendlichen), folglich zum Irdischen. — Fleischige und weiche Hand: Eine große Anlage zu physischer Trägheit. — Glatte Finger (ohne Knoten): Eindrucksfähigkeit, Sicherheit des ersten Blickes, der ersten Ansicht von einer Sache, also Scharfblick; lebhafte und sehr entschiedene Instincte. — Runde Knöchel: Neigung zu Vergnügung (Vergnügungssucht) und zur Kunst (Kunstliebe); romanhafte Neigungen; Liebe zum Malerischen, zum Schönen, zu dem was gefällt, im Gegensatze zu dem, was nützt (nützlich ist).

Der Daumen, der bei dem Menschen den übrigen Fingern wunderbar entgegensteht, was bei den Vierhändern und den andern Thieren nicht der Fall ist, beweis't den innern oder moralischen Sinn, den wir, wo es erforderlich ist, unsern Instincten entgegensetzen. Der Mann, der einen großen Daumen hat, wird mehr Selbstbeherrschung besitzen, wie der mit einem kleinen Daumen. Sein Wille ist vernunftgemäß, er handelt nach Ueberlegung und nicht nach augenblicklicher Eingebung. Ihm ist Wissen, Autorität, Herrschsucht eigen. Ein Mann mit klei-

nem Daumen dagegen wird durch seine Instincte beherrscht. Strenge Beweisführungen flößen ihm Furcht ein und er athmet freier in der Atmosphäre der Gefühle, wie in der der Begriffe. Er lernt mehr, als er erforscht. Er liebt die Kunst und die Freiheit.

Die von Natur Blödsinnigen werden entweder ohne Daumen geboren, oder ihre Daumen sind sehr schwach oder verkrüppelt.

Die Säuglinge halten so lange, bis ein Schimmer des Verstandes in ihnen erwacht, beständig die Hände geschlossen, die Finger über den Daumen gelegt; aber in eben dem Grade, wie sich mit dem Körper auch der Geist entwickell, legt der Daumen sich über die Finger.

Menschen, welche an Epilepsie leiden, schließen bei ihren Anfällen den Daumen eher als die andern Finger, — sie kneifen ihn ein, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, was bedeutet, daß das Uebel eher empfunden (geahnet), als gefühlt wird, daß es also das Vermögen, mit dem man empfindet (denkt), früher angreift, wie das, mit welchem man fühlt, das heißt also, das geistige Gefühl vor dem physischen.

Bei Frauen bedeutet eine kleine und fleischige Hand einen synthetischen Geist; ein großer Daumen ist das Zeichen festen Willens oder großer Willenskraft; — runde Knöchel und rund auslaufende Finger deuten eine lebhafte Eindrucksfähigkeit, eine romanhafte Einbildungskraft, Sinn für die Kunst und eine starke Dosis Sinnlichkeit an. — Leichtfertige und ausschweifende Dirnen vereinigen an ihrer Hand gewöhnlich diese verschiedenen Zeichen.

Wohlproportionirte Finger von mittlerer Länge deuten einen Menschen von guten Sitten an, der sich leicht durch Andere lenken läßt.

Kleine, dünne Finger verrathen Albernheit, Neid, Verwegenheit und Grausamkeit.

Schlanke Finger mit starken Gelenken sind ein Zeichen höhern Geistes, gepaart mit Bosheit und Verwegenheit.

Dicke und kurze Finger: Barbarei; — rauh und stumpf: Diebessinn; — spitz und gerieben: Leichtsinn und Eitelkeit; — untereinander nicht fest verbunden: Schwatzhaftigkeit und Unbeständig-

keit; gerade und dicht aneinander schließend: Gewaltige Neugier; — so fleischig, daß kein Licht durchschimmern kann: Schmutzigster Geiz. —

Ist die Hand gerade und die Finger sind etwas hintenüber gebogen, so deutet das auf Verstand und Geschicklichkeit.

Weit auseinander, wie einzeln stehende Finger verrathen Armuth, Elend, Geschwätzigkeit. Die Hände der Gauner und Bettler sind gewöhnlich so gestaltet.

Oft mit den Fingern trommeln, bezeichnet einen Geist, der mit den verschiedenartigsten Gedanken beschäftigt ist.

Mit den Händen unwillkürlich gegeneinander schlagen, bedeutet Mangel an Geist oder Gedankenlosigkeit.

Die Hand gegen irgend einen Gegenstand mit leisem Zittern ausstrecken, verräth Unterdrückung heftigen Zornes und Selbstbeherrschung. Bei jungen Leuten bedeutet es Gesundheit und Kraft. Ist die junge Person leidend, so zeigt es Melancholie, Schüchternheit oder böse Gedanken an.

Rührt man im Gehen die Arme und hält die Hand geschlossen: Thätigkeit und Ungestüm; — drückt man den Daumen oft unter die andern Finger: Geiz.

Breite, lange, dünne, weiße und glänzende Nägel sind ein Zeichen des Geistes; — lange und schmale Nägel: Charakterfestigkeit; — kurze gekrümmte Nägel: Unverschämtheit, Falschheit, Unehrlichkeit; — sehr kurze Nägel: Bosheit, Händelsucht; — sehr lange Nägel: außerordentliche Hitze und Trockenheit; — sehr kurze und kleine Nägel: feuchtes und kaltes Temperament; — am Ende gebogene Nägel: sanguinisch-cholerisches Temperament; — vorn sehr breite Nägel: sehr warmes und feuchtes Temperament, Neigung zum Zorn.

Weiße Puncte auf den Nägeln sind von sehr glücklicher Vorbedeutung, je nach der Natur des Planeten, der über dem Finger waltet. Schwarze Puncte sind ein böses Zeichen.

Weiße Puncte auf den Nägeln bedeuten: auf dem Zeigefinger: Ehren und Würden; — auf dem Mittelfinger: Erfolge im Ackerbau und in häuslichen Unternehmungen; — an dem Ringfinger: Größe; — an dem Goldfinger: Geschmack an mechanischen Künsten. Sind die Flecke groß: vollständiges Gelingen; — kleiner: halber Erfolg.

Weiße oder schwarze Puncte gegen die Spitze der Nägel deuten auf die Vergangenheit; gegen die Wurzel auf die Zukunft; in der Mitte auf die Gegenwart.

Menschen mit einer größeren Menge von Flecken auf den Nägeln sind in der Regel flatterhaft, unbeständig, auf große Unternehmungen sinnend, ohne jemals etwas zu Ende zu führen.

Schwarze Puncte deuten sehr häufig auf Gefängniß.

Haare, welche sich in nicht zu großer Menge auf der Hand zeigen, besonders in der Nähe des Daumens und auf dem ersten Gelenke der Finger, sind das Zeichen einer guten Natur und einer kräftigen Constitution.

Sehr viele Haare deuten auf Leichtigkeit des Verstandes; sind sie unordentlich vertheilt und schlecht eingesetzt, so verrathen sie verkehrten Sinn; — Haare nur auf dem Goldfinger: Geist; — sehr wenige Haare: gemeinen und weibischen Sinn; der Rücken der Hand ganz ohne Haare: verdorbene Sitten, Anmaßung und Albernheit.

§. 5.

Von den Linien der Hand im Allgemeinen, dem Dreieck, dem obern, dem rechten und dem linken Winkel und dem Viereck.

Indem wir hierzu auf die Hand Nr. 1, Taf. **XIII.** verweisen, lassen wir zunächst die Bezeichnungen der verschiedenen einzelnen Theile nach den Benennungen folgen, welche die Chiromantie ihnen beigelegt hat:

1) der Daumen;
2) der obere Theil;
3) der Zeigefinger;
4) der Mittelfinger;
5) der Ringfinger;
6) der Goldfinger;
7) die Wurzeln;

Taf. XIII.

Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



8) die Gelenke;
   a) das erste Gelenk;
   b) das zweite Gelenk;
   c) das dritte Gelenk;
9) die Berge;
10) die Mittellinie;
11) das Viereck;
12) der obere Berg der Hand;
13) der untere Berg der Hand oder der Stoß;
14) der untere Theil;
15) das Dreieck;
16) der obere Winkel;
17) der rechte Winkel;
18) der linke Winkel;
19) die Lebenslinie;
20) die Handwurzel.

§. 6.

Von den Linien der Hand in'sbesondere*).

Die Linien der Hand, welche man auf der Hand Nr. 2, Taf. **XIII.** angegeben findet, sind die folgenden:

1) die Lebenslinie;
2) die Naturlinie oder die natürliche Linie;
3) die Leberlinie;
4) die Mittellinie;

Diese vier sind die sogenannten Hauptlinien; außerdem sind noch die Nebenlinien:

5) die Handwurzel;
6) die Linie des Saturn oder die Glückslinie;
7) die Milchstraße;
8) die Sonnenlinie;
9) der Venusgürtel.

---

*) Zu diesen und den folgenden Linien vergleiche man die Hand Nr. 2 auf Tafel XIII.

Wir lassen nun die nähere Bezeichnung dieser Linien unter Angabe ihrer Zeichen und deren Bedeutungen folgen.

A. Von der Lebenslinie und ihren Bedeutungen.

Diese Linie wird auch die Herzlinie genannt; sie liegt in der Mitte der Hand, wie das Herz in der Mitte des Körpers. Die Lebenslinie ist die Hauptlinie unter allen; die übrigen hängen sämmtlich von ihr ab. Sie ist in der Hand eines jeden lebenden Menschen vollkommen sichtbar bezeichnet; sie beginnt zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger und dient dem Venusberge gewissermaßen als Umgürtung; sie endigt am untern Theile der Hand, bei der Handwurzel. An ihr erkennt man die Dauer des Lebens, dessen verschiedene Ereignisse und Widerwärtigkeiten.

Ist die Lebenslinie lang, tief, ununterbrochen, so verkündet sie vollkommen gleiche Gemüthsstimmung und ein gutes Temperament; ungleich, zuweilen breiter oder tiefer: Zorn, Beherrschung durch eine glühende Leidenschaft; — zu Anfang zart: Weichheit des Gemüthes, Langsamkeit; — zu Anfang derb oder breit: Rohheit, Böswilligkeit; — lang und breit: Brutalität, Jähzorn; — lang und dünn: kalte Gemüthsart und langes Leben.

Eine ganz plötzlich, wie abgerissen, endigende Lebenslinie deutet auf einen gewaltsamen Tod. Dieß war bei Lord Byron der Fall, welcher bei Missolunghi 1824 endigte und dem Mademoiselle Lenormand das schon zwölf Jahre vorher verkündigt hatte.

Eine lange, ununterbrochene, glatte und gut gefärbte Lebenslinie läßt ein langes Leben, ohne Krankheiten oder körperliche Leiden voraussetzen; — kurz und breit: kurzes Leben; — kurz und von kleinen Linien durchschnitten: Kränklichkeit, Geistesschwäche; — zart und nicht sehr ausgebreitet: helles Urtheil, Redlichkeit, Freimüthigkeit; — dick: Krieger oder Mörder; — stark und roth: Leichtfertigkeit, Ueppigkeit; — breit gegen die Wurzel: Streitigkeiten, Processe, Feindschaft; — im Halbkreise gegen den Zeigefinger gewendet: Leiden des Herzens; am Ende gegen den Venusberg gerichtet: Lebensgefahr; gewunden: Bosheit und Betrügerei; — roth und gegen die natürliche Linie gerichtet: eine betrügerische, schwatzhafte

ausschweifende und boshafte Person;' — unterbrochen und gegen den Venusberg gebogen: tödtliche Krankheit; — hat sie tiefe Puncte: Treulosigkeit, Verrath, besonders durch Ausschweifung; — sind die Puncte roth: Melancholie. Dergleichen Puncte zeigen sich bei den meisten Engländern, welche am Spleen leiden.

Zeigt die Lebenslinie schwielige Gruben: Mordlust; — eine einzige Grube am Ende der Linie: plötzlicher und gewaltsamer Tod; — gespalten gegen den Berg des Jupiter: Ehren und Reichthümer; — gespalten am obern Ende: Unbeständigkeit, Wankelmuth, Unverschämtheit, Originalität.

Wenn die Lebenslinie bei ihrem Anfange Zweige hat, welche gegen den Venusberg gehen, so bedeutet das Millionen; gehen vom Ende der Linie Zweige gegen den Venusberg: Verlust der Güter; — steigen die Zweige gegen den Berg der Hand empor: Redlichkeit, Tugend, Weisheit, Frömmigkeit; — senkt sich von dieser Linie eine zweite in der Gestalt eines Bogens auf den Venusberg hinab: einen unversöhnlichen, aber ohnmächtigen Feind; — wird sie durch eine Linie mit der natürlichen Linie verbunden: Gift, Gotteslästerung, Bisse giftiger Thiere; ist ein Kreuz auf derselben: Verlust an Gütern und Ehren.

Wenn eine andere Linie die Lebenslinie in Gestalt eines Kreuzes gegen das Dreieck zu durchschneidet, so bedeutet das bei einer Frau Sinnlichkeit und Unkeuschheit; — wenn von der Lebenslinie eine andere gegen den Berg des Saturn aufsteigt: Gabe der Weissagung; dieß Zeichen war in der Hand der Mademoiselle Lenormand vollkommen und deutlich.

Geht von der Lebenslinie eine andere gerade nach dem Berge des Saturn, die natürliche Linie und die Mittellinie durchschneidend, so bedeutet dieß Tod durch Henkershand; -- geht eine andere Linie gegen den Berg der Sonne: Ehrenposten durch Frauengunst; — wird die Lebenslinie im Anfange von kleinen, sehr deutlichen Linien durchschnitten: ebensoviele Kinder wie Linien; — im Anfange von gewundenen Linien durchschnitten: Krankheit im Laufe des Jahres; — wird sie von zwei Linien durchschnitten, ohne daß diese die natürliche Linie erreichen: Feinschmeckerei, Neigung zu Wein und starken Getränken; — wird sie von einer Linie durchschnitten, die von dem

Venusberge ausläuft: Verwundungen am Kopfe und Unglück durch die Frauen; — gegen die Handwurzel von einer Linie durchschnitten, tiefen Sturz; — laufen gegen den Daumen andere Linien in ihrer Nähe: Uneinigkeit mit Verwandten.

Steht zu Anfang der Lebenslinie ein Kreuz auf derselben, so deutet dieß auf eine nützliche und ehrenvolle Würde; — ist dieß Kreuz fein verzweigt: Wunden durch Thiere; — liegt das Kreuz in der Vertiefung neben der Lebenslinie: Verlust von Gütern und Amt, vielleicht des Lebens.

Sind zu Anfang der Lebenslinie auf derselben Sterne in der Nähe des Venusberges, so läßt das auf Glück und Reichthum schließen; — steht ein Stern zwischen der Lebenslinie und der natürlichen Linie: Gelehrsamkeit, literarische Berühmtheit; — ein Dreieck gegen das Ende der Lebenslinie: Schwatzhaftigkeit und Lüge; — ein Halbkreis bei dem Anfange, nahe dem Berge des Jupiter: Herzenskummer.

Eine Linie, welche am Anfange der Lebenslinie einen Kreis bildet, bedeutet Stöße in das Herz und Lebensgefahr, entweder durch Gift oder durch Erstickung; — ein Kreis auf der Lebenslinie oder dicht daneben: Verlust eines Auges; — zwei Kreise Verlust beider Augen.

B. Von der natürlichen Linie.

Die natürliche Linie, auch die Linie des Gehirns genannt, beginnt gerade unter der Mitte des Jupiter-Berges und bildet hier durch ihre Vereinigung mit der Lebenslinie den obern Winkel. Ist diese Vereinigung vollständig, so bedeutet das eine treue, geistreiche, großmüthige, von Natur zu schönen Handlungen geneigte Person; die Hände Washington's und Lavater's liefern dafür den Beleg.

Sind diese beiden Linien in dem obern Winkel nicht vereinigt, so ist die Person egoistisch, eigensinnig, launisch, sorglos, unbeständig, untreu und jähzornig.

Werden die beiden Linien durch kleine Zweige vereinigt, so bedeutet dieß bezwungene Bosheit der Seele.

Eine sehr kurze natürliche Linie verkündet Neigung zum Schlagflusse; — ist sie lang und fein: Untreue, Falschheit, Verrath; — gewunden: alles mögliche Böse.

Die Gehirnlinie, von der Lebenslinie ablaufend, verkündet Geist, Muth, Seelengröße; — gegen die Lebenslinie geneigt: Schüchternheit, Geiz, Untreue.

Befinden sich gegen das Dreieck auf der Gehirnlinie einige andere Linien, so folgen daraus Processe und Streitigkeiten; — sind diese Linien rund: Mord; — gleichen sie kleinen Sternen: Erbschaften von weiblicher Seite; — ist die Gehirnlinie kaum bezeichnet: plötzlichen Tod durch Wunden; — ist sie deutlich, gerade und ohne Unterbrechung: Vollkommene Gesundheit, glückliches Gedächtniß, lebhaften Geist, gutes Gewissen; — lang und breit: Rohheit, Wuth; — bis zum Ballen laufend: Freude, Kraft, Kühnheit, langes Leben; — die ganze Handfläche durchschneidend: Unglück, Thorheit, kurzes Leben, Brustkrankheit; — dünn und bleich: schwachen Verstand; — stark: Wahnsinn; — stark und roth: Dummheit, Epilepsie; — nur stellenweis roth: Lungenkrankheiten; — am Ende gegen den Berg des Saturn geneigt: Tod in Raserei; — gegen den Mittelfinger geneigt, ohne die Mittellinie zu berühren: Bosheit, unsinnige Wuth, Blutvergießen; — gegen die Mittellinie geneigt: Schwatzhaftigkeit, Albernheit; — gegen das Dreieck geneigt: Verschwendung, Gefräßigkeit; — bis zum Berge der Hand ausgedehnt und umgebogen: langes Leben, mühsames Alter; — in der Mitte gewunden: Geiz und Wucher; — aus mehren Linien gebildet: Schmerzen in den Gelenken; — unterbrochen: Betrüglichkeit, Bosheit, Kränklichkeit.

Sind auf der natürlichen Linie Flecke, so bedeuten sie Augenschmerzen, Kopfschmerzen, Schwäche des Gehirns; — sind diese Flecke unregelmäßig: eitle Visionen; — sind die Flecke dick und roth: Albernheit und Grausamkeit; — sind auf der Gehirnlinie große, viereckige Punkte: Mord; — breite und tiefe Gruben: ebenfalls Mord; — nur eine Grube: Untreue, Unehrlichkeit; — ist die Linie am Anfange gespalten: Blutvergießen, Doppelzüngigkeit; — am äußern Ende gespalten: Heuchelei; — bei einer Frau: Unkeuschheit; — gespalten, mit Zweigen, die sich in die Handfläche verlau-

fen: viel Geist, aber wenig Hirn; — am äußern Ende gespalten, und die Zweige gegen die Mittellinie laufend: Nutzlose, lügenhafte, leichtfertige Worte; — gespalten gegen die Handwurzel, von Zweigen durchschnitten: Ausschweifung, Atheismus, Zerstörungswuth; — verzweigt: Treue; Sieg über seine Feinde.

Geht bei dem Anfange der natürlichen Linie von ihr eine andere aus, die sich gegen den Zeigefinger erstreckt, so bedeutet das Reichthum und Glück; — von dem Anfang ausgehende kurze Linien gegen die Mittellinie gerichtet; Tugend und Freigebigkeit.

Wenn von der natürlichen Linie schwarze Linien ausgehen, welche die Mittellinie durchschneiden, so bedeutet das bei einer Frau eben so viele Wochenbetten.

Wird die Gehirnlinie an ihrem Ende von andern Linien berührt, so bedeuten diese Wunden an den Beinen; sind diese Linien durchschnitten, Wunden durch Eisen.

Wird die natürliche Linie von einer andern Linie durchschnitten, welche von dem obern Theile der Hand ausgeht, so läßt dieß auf einen entehrenden Tod schließen; — wird die Naturlinie von einer gewundenen Linie durchschnitten: gefährliche, vielleicht geheime Krankheit; — von je mehr gewundenen Linien durchschnitten, um desto mehr Unglück und Krankheiten aller Art; — ist sie doppelt: Erbschaft in des Lebens Mitte; — ein Kreuz auf der Linie: Verwundung des Kopfes oder der Beine; — kleine Linien in Form eines Kreuzes: erbitterte Verfolgung; ein Kreuz zu Anfang: Verlust des Vermögens; — ein Kreuz am obern Winkel: Rechtschaffenheit, practischen Sinn; — ein Stern: Erbschaft für Frauen; — ein Dreieck am Ende der Linie: Lernbegierde; — ein Halbkreis: Verwundungen; — ein Halbkreis gegen das Viereck: Gefahr für ein Auge; — zwei Halbkreise: für beide Augen.

So viele bleiche Kreise auf der Linie, eben so viele begangene Mordthaten; — so viele rothe, so viele noch zu begehende.

Wird die natürliche Linie von der Lebenslinie durchschnitten, und die Mittellinie vereinigt sich mit ihr im Anfange, so bedeutet das Mord, Gewandtheit, Bosheit.

C. Von der Leberlinie.

Die Leberlinie muß mit der Lebenslinie in dem rechten, und mit der natürlichen Linie in dem linken Winkel vereinigt sein; in dieser Lage läßt sie eine kräftige Natur voraussetzen, besonders, wenn sie gerade und ununterbrochen ist; — von den andern beiden Linien getrennt und hie und da unterbrochen, bedeutet sie einen schlechten Magen, und eine mangelhafte Constitution.

Windet sich die Leberlinie gegen die Lebenslinie hin, so deutet sie auf böse, verbrecherische Neigungen; — gegen die natürliche Linie zugeschlängelt: zarte Gesundheit, welche die frugalste Lebensweise erfordert; — von einer andern Linie durchschnitten: zufällige Krankheiten; — erscheint sie gar nicht in der Hand: Trägheit, Mangel der Zeugungs- und Verdauungskraft; — lang, tief, breit und gut gefärbt: kräftigen Magen, Freude, Kühnheit, langes Leben; — bei der natürlichen Linie endigend: Frömmigkeit, Bescheidenheit, Geist; — so lang, daß sie über die Vertiefung weggeht: ungebildeten Geist, Grobheit; — läuft sie neben dem Stoß hin: kurzes Leben, sichern Schiffbruch; — steigt sie von der Handwurzel zum Berge des Jupiter empor: große Ehren, schöne Gesandtschaften. So war diese Linie bei dem Fürsten Metternich, dem Grafen Nesselrode und dem Fürsten Talleyrand nach den Beobachtungen der Lenormand.

Berührt die Leberlinie die natürliche Linie, so deutet dieß auf Kopfleiden aus Vollblütigkeit; — gewunden: Betrügerei und Unehrlichkeit; — hat sie kleine Puncte: Seitenschmerzen, gefährliche Krankheit; — eine Grube in der Mitte: Wassersucht; — durchschneidet sie die Lebenslinie: langes Leben, kriegerischen Muth, Verstand, lügenhafte Neigungen; — berührt sie die Lebenslinie nicht: langes Leben, aber Unbeständigkeit, Eitelkeit, Untreue, Mord; — ist sie weit von der Lebenslinie entfernt: Lüge, Thorheit, Verschwendung; — berührt sie weder die Lebens- noch die Gehirnlinie: kurzes Leben, Thorheit, Unkeuschheit.

Bilden die Leberlinie, die natürliche Linie und die Linie des Saturn ein kleines Dreieck in der Nähe der Vertiefung, so deutet

dieß auf eine große Neigung zu den geheimen Wissenschaften und der Erforschung der Zukunft.

D. Von der Mittellinie.

Diese Linie deutet auf die ganze körperliche Constitution, so wie auf die aus derselben entspringenden Ereignisse und Eigenschaften. Sie muß gerade, vollständig, fortgesetzt und tief, bis zum Berg des Saturn fortgesetzt erscheinen und sich gegen den Zeigefinger etwas krümmen. In diesem Falle verkündet sie eine kräftige Gesundheit, starke Neigung zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes und gleichmäßige Laune; — unterbrochen und fein zeigt sie das Gegentheil an.

Besteht sie aus einzelnen Zweigen oder andern kleinen Linien, welche sich an den Enden gegen das Viereck krümmen, so bedeutet sie einen feinen, listigen, geistreichen Menschen, der für und wider eine Sache streitet.

Zeigt sich am Anfange dieser Linie eine länglich- oder kreisrunde Linie, so verräth das einen geistreichen und arglistigen Menschen, der Unterhaltungen bei geschlossenen Thüren, besonders mit Frauenzimmern, pikante Soupers und Liebesorgien sehr gern hat.

Ist auf dieser Linie ein kleines Grübchen, so darf man auf schamlose Laster und starke Neigung zur Sodomiterei schließen.

Steigt die Linie ohne Zweige gegen den Zeigefinger auf, so bedeutet das Unglück und plötzlichen Tod; — steigt sie gegen den Berg des Jupiter auf: Reichthum, Würden, Güter; — läuft sie gerade in den Zeigefinger hinein: Herzensgüte, Würdigkeit; — verläuft sie sich mit einem Haken in den Zeigefinger: Wuth, Jähzorn; — endet sie zwischen dem Mittelfinger und dem Ringfinger: Grobheit; — reicht sie nicht über den Berg des Saturn hinaus: Armuth, Gefahren, Elend aller Art; — fein und auf dem Berge des Jupiter endend: Verlust an Gütern, Schaden; — dick am Anfange: Glück nach Unglück; — ist sie stärker als die andern Linien: Kopfleiden, ansteckende Krankheiten; breit und tief bis zum Berge des Jupiter: Rohheit, Wuth; — ist sie roth: Neid über das Glück Anderer, unverschämte und boshafte Geschwätzigkeit; geheime

Uebel; — ist sie bleich: Tod durch einen Blutschlag, Krankheiten an den Geschlechtstheilen; — gegen das Dreieck geschlängelt: Gerechtigkeit; — voller Puncte: Tugend aus Temperament; — sehr deutliche Puncte: gefährliche Niederkunft der Frauen in Folge zu häufigen Liebesgenusses.

Ist diese Linie am Anfange gespalten, so bedeutet das Feindschaften, die um so gefährlicher sind, je weiter die Zweige auseinanderstehen; — gegen das Ende gespalten: Ehre, Sanftmuth, Treue; — neigen sich Zweige gegen das Viereck: Armuth, Elend.

Ein Zweig, der schräg abläuft, bedeutet außerordentliche Freigebigkeit; — eine durchschneidende Linie, die vom Berge des Mercur kommt: eitlen, unbeständigen Charakter; — steigt die Linie dick und vertieft auf: Mühen und Verlegenheiten.

Wird die Mittellinie von mehren andern Linien durchschnitten, so verräth sie Unkeuschheit uud Liebeshändel; — gegen den Stoß von zwei Linien durchschnitten: plötzlichen und gewaltsamen Tod; — gegen den Mittelfinger von mehren Linien durchschnitten: Wunden, Schmeicheleien, Geklätsch, Gefängniß.

Ein Kreuz auf der Mittellinie bedeutet Feindschaft mit der Familie; — ein Kreuz, dem Ringfinger gegenüber: Arbeiten, weite Reisen; — ein Kreuz nahe der Mittellinie, dem Goldfinger gegenüber: Treue, Glück, Vermehrung des Vermögens, indeß Verluste durch die Frauen.

E. Von der Handwurzel.

Die Handwurzel nennt man den Raum zwischen den beiden Linien, von denen die eine die Hand beendigt, die andere den Arm anfängt. Ist dieser Raum gut gefärbt und von wenig Linien durchschnitten, so deutet das auf eine vortreffliche Constitution, viele Linien und matte Färbung aber deuten auf das Gegentheil.

Ist die Scheidelinie zwischen Hand und Arm deutlich, ununterbrochen und tief, so läßt es auf Ruhe und Glück schließen, im Gegentheil aber auf Mühseligkeiten und Anstrengungen. Kreuze oder Sterne darauf bedeuten Erbschaften; — ist in den Kreuzen oder Sternen ein vertiefter Punct: Tod durch Unglücksfall; — ist die

Linie zunächst der Hand breiter, als die andere: Anmaßung und Brutalität; — jede Linie, die diesen Raum von oben nach unten durchschneidet: zwanzig Lebensjahre oder große Erbschaften.

Ist die obere Wurzellinie geschlängelt, so bedeutet das, die Person besorge die Angelegenheiten Anderer besser, als die eigenen; — eine schmale Wurzel: Unglück und Armuth; — eine aus der Wurzel nach der Mitte der Hand aufsteigende Linie: Treulosigkeit gegen Freunde, schlechtvergoltene Freundschaft; — Doppellinien: wechselnder Wohnort oder gezwungener Aufenthaltsort; — aus der Wurzel gegen die natürliche Linie gerade aufsteigende Linie: Reichthümer durch Handel, besonders auf dem Meere; — solche geschlängelte Linien: Unglück, Bosheit; — eine aufsteigende Linie, welche den Venusberg berührt: edlen, erhabenen Geist; — eine zum Berg der Hand aufsteigende Linie: Ertrinken; zum Berg des Jupiter aufsteigende Linie: Reiselust, bei zwei Linien: ehrenvolle und zugleich vortheilhafte Reisen; — steigt eine Linie durch das Dreieck bis zu dem Sonnenberge: Glück bei den Großen, unerwartete Reichthümer; — eine zum Berge des Merkur aufsteigende Linie: Dienst zur See.

Ist die Linie der Wurzel unterbrochen, so bedeutet das Leichtfertigkeit und Unglück durch die Frauen.

Sind auf der Wurzel Kreuze oder Sterne, so deuten diese auf ein glückliches Leben durch Erbschaften; viele Sterne oder Kreuze: Aergernisse, Verlust an Ehre durch die Frauen.

Zeigt sich nur ein Kreuz in der Mitte der Wurzel, so bedeutet dieß den Wittwerstand mit dreißig Jahren.

Eine Vertiefung oder ein Punct in der Mitte der Kreuze oder Sterne läßt auf einen plötzlichen Tod schließen.

Steht in der Nähe des Mondberges ein Dreieck, welches bei den Linien der Handwurzel anfängt, so ist dieß bei Frauen ein sicheres Zeichen der Sinnenlust und Unkeuschheit schon von frühem Alter an.

F. Von der Linie des Saturn oder der Glückslinie.

Die Glückslinie steigt von der Handwurzel bis zu dem Mittelfinger in die Höhe, zeigt sich aber zuweilen nur bis zu dem Dreieck;

indeß kann sie auch bis zu der natürlichen Linie, dem Berg des Saturn oder dem Mittelfinger gehen; sie durchschneidet auch zuweilen noch die Wurzel dieses Fingers und dehnt sich bis zu der Lebenslinie aus oder erreicht durch zwei oder drei ihrer Zweige die natürliche Linie; endlich senkt sie sich auch manchmal in die Vertiefung der Hand hinab.

Sie muß bei dem rechten Winkel beginnen, und deutet in diesem Falle auf eine Person, welche in ihren Vermögensumständen, so wie in ihren Familienverhältnissen glücklich ist.

Sind am Ende der Saturnuslinie mehre Linien angehäuft, oder ist sie unterbrochen, oder geschlängelt, so bedeutet das einen tiefen Fall nach ausgezeichnetem Glück; ist diese Linie in der Vertiefung der Hand doppelt und fein: üble Laune, gefährliche Krankheit; — geht sie durch die Handvertiefung bis zur Wurzel und ist dabei wohlproportionirt: Lebhaftigkeit des Geistes, erhabene Gedanken und Ideen, Erfindungsgeist; — endigt sie sich gegen die natürliche Linie: viel Verstand, langes Leben; — besteht sie in der Vertiefung aus kleinen Linien: Krankheiten; — ist sie zu Anfang breit: langes Leben; — geht sie vom Mondberge aufwärts: Reichthümer; — fängt sie bei der Lebenslinie in der Vertiefung an: Glück, gesunden Verstand, aber Stolz und Geringschätzung; — ist sie gerade und gut gefärbt bis zum Berge des Saturn: Glück im Alter, Entdeckungen in den Wissenschaften, den Künsten, der Architectur, besonders aber bei dem Ackerbau; — geschlängelt in der Vertiefung: Armuth, Krankheit, Kopfleiden; — gewunden bis zum Mittelfinger: Betrübnisse; — ausgedehnt bis zur Wurzel desselben: Gefängniß; — in der Vertiefung unterbrochen: Unglücksfälle und Wunden an den Beinen; — ist in dieser Linie eine weiße Grube: Blutschande; — an beiden Enden gespalten: viel Geist, Glück in der Landwirthschaft; — gespalten oder geschlängelt in dem Dreieck: schwere Krankheiten, vielleicht geheimer Art; — gespalten auf dem Berge des Saturn: großes Unglück, Gefängniß, Todesgefahr; — gegen den Mittelfinger gerichtet, mißgestaltet oder unterbrochen: Fieberkrankheiten; — am Ende ein Kreuz oder eine Gabel: Gefängniß und Verfolgung; geht sie von der Wurzel ununterbrochen bis zum Mittelfinger: weite, glückliche und ehrenvolle Reisen.

G. Von der Milchstraße.

Diese Linie entspringt bei der Wurzel und biegt sich gegen den Berg des Merkur oder gegen den Anfang der Mittellinie; sie würde richtiger die Linie der Ueppigkeit oder der Ausschweifung genannt, denn sie bezeichnet einen üppigen, unkeuschen Menschen, voll Leichtsinn und Unbeständigkeit, der sich durch die Frauen leicht übertöleln oder leiten läßt.

Geht die Milchstraße von der Handwurzel über den Berg der Hand gegen den Goldfinger zu, und endigt an der Mittellinie gegen den Stoß, so bedeutet sie einen weibischen Mann, den die Frauen quälen und bis zum Wahnsinn schwächen; — fängt sie gegen den rechten Winkel an, gemäßigte Unkeuschheit, aber schmachvoll und schmutzig; — beginnt sie auf der Mitte des Berges der Hand: Sittenlosigkeit.

Ist die Milchstraße gerade und verdoppelt sie sich gegen den Goldfinger, so ist sie ein sicheres Zeichen, daß die Person bei den Großen und bei den Frauen Glück machen wird.

In Gestalt eines Kreuzes unterbrochen, läßt die Milchstraße auf Unbeständigkeit schließen, auf Eitelkeit und auf Unglücksfälle, deren Veranlassung die Frauen sind.

H. Von der Sonnenlinie.

Die Sonnenlinie, welche auf dem Sonnenberge liegt, entspringt in der Vertiefung der Hand, oder aus der natürlichen Linie, oder aus dem Viereck, oft aber auch aus der Mittellinie. Die Sonnenlinie ist eine große Glückslinie. Fehlt sie, so wird man nie zu hohen Ehren und Würden gelangen, wie viel Mühe man sich auch darum gebe.

Fängt die Sonnenlinie bei der Lebenslinie an und steigt als Vertiefung zu dem Berge der Sonne auf, so bedeutet das ausgezeichnete Ehren, so wie ein langes und glänzendes Leben.

Beginnt diese Linie in der Vertiefung der Hand, so ist auf große Gunst bei Fürsten und großen Herren zu rechnen; — entspringt sie zwischen der natürlichen und der Mittellinie: Freundschaft ohne Vortheil; — entspringt sie aus der Mittellinie, und durchschneidet den ganzen Sonnenberg der Quere und sehr sichtbar: Gunst bei den Großen, Schöngeisterei, erhabenen Sinn, Kühnheit, Neigung zu den freien Künsten, Erfindung nützlicher Dinge.

Neigt sich die Sonnenlinie gegen den Goldfinger, oder hat sie Seitenzweige, so darf man auf Glück bei den Großen rechnen, gewonnen durch Industrie, Wissenschaft und Tugend.

Nach der Seite gegen den Mittelfinger geneigt, darf man auf Reichthum durch Freunde oder durch hochgestellte Personen rechnen.

Mit mehren Zweigen gegen die Mittellinie hin bedeutet Unglück; — durchschnitten, unzusammenhängend oder nicht deutlich gezeichnet: Ungnade bei den Großen, Verlust an Gütern und Ehren, Widerwille gegen das Studium; — geschlängelt und von mehren Linien durchschnitten: Mißlingen in allen Dingen.

Ein Kreuz am Anfange der Sonnenlinie deutet Widerstand gegen das Glück an; — eine Warze in der Mitte: Schiffbruch; — ein kleiner Kreis in der Mitte: Blindheit.

I. Von dem Venusgürtel.

Diese Linie wird durch einen Bogen gebildet, welcher zwischen dem Zeigefinger und dem Mittelfinger entspringt und nach dem Zwischenraume zwischen Ring- und Goldfinger läuft.

Der Venusgürtel deutet auf eine außerordentlich üppige und unkeusche Person, von der ungeregeltesten Sinnlichkeit, und welche sich mit Lust in alle Arten von Ausschweifungen und Zügellosigkeiten stürzt.

Trifft diese Linie mit einer andern zusammen, welche an dem Berge des Jupiter anfängt und bis zu der Wurzel des Goldfingers geht, so deutet das auf eine sehr geistreiche, aber zum Zorne geneigte Person.

Erstreckt sich der Venusgürtel von dem Zeigefinger bis zu dem Goldfinger, so deutet er auf zahllose Unsittlichkeiten und Lügen; — zeigt er sich in beiden Händen, so steigt die Verderbtheit, und noch mehr ist dieß der Fall, wenn die Linie doppelt erscheint.

Ist der Venusgürtel durchschnitten, so darf man auf gemäßigte Unkeuschheit schließen; — ist er auf dem Berge des Saturn durchschnitten, so bedeutet dieß Ermordung von weiblicher Hand; — auf dem Sonnenberge durchschnitten: Verlust der Güter durch Unkeuschheit.

Zeigen sich in dem Venusgürtel Puncte oder kleine Kreise, so darf man die roheste Sinnlichkeit, vielleicht Sodomiterei, voraussetzen.

K. Von dem Dreieck.

Das Dreieck wird durch die Lebenslinie, die natürliche und die Leberlinie gebildet. Zeigt sich die Leberlinie dabei nicht, was häufig der Fall ist, oder ist die natürliche Linie in dem obern Winkel von der Lebenslinie entfernt, so nennt man diese Figur der Hand dennoch das Dreieck.

Ist dieses klein oder eng, so bedeutet es Geiz; — groß und breit: Freigebigkeit.

Das Dreieck verkündet beinahe immer Feindschaften, Streitigkeiten, Kämpfe und Kriege; — fehlt es in der Hand einer Frau: kurzes Leben und sehr schwere Niederkunft; — ist es von der Lebenslinie getrennt: Liebe zu dem weiblichen Geschlecht, durch Klugheit gemäßigt; — ist es in den drei Ecken getrennt: Natürliche Starrheit; — ist es gleichschenkelig, mit geraden, stark gefärbten Linien: starke Constitution, langes Leben, großen Muth, viel Geist; — ist es runzlig und weich: phlegmatisches Temperament; — bleich: Betrügerei, Jähzorn, gefährliche Krankheit; — sehr roth: Spottsucht und Neid.

Ist das Dreieck in der Hand einer Frau mit rothen Puncten bestreut, so zeigt dieß Schwangerschaft an; — sind Kreuze darin: gewaltsamen Tod; — ein Kreuz in einem Viereck: unglückliches Ende, gewaltsamen Tod; — ein Stern in dem Dreieck: Unkeusch-

heit bei einer Frau; sonst natürliche Erbschaft; mehre Sterne: Unglück im Kriege, erbitterte häusliche Feinde.

Zeigt sich in dem Dreieck ein unvollkommener Halbkreis, oder ein anderes Dreieck, so deutet dieß auf Wuth, Rohheit, Jähzorn; ein zweites Dreieck: Verfolger unserer Eltern oder Kinder.

Ein Viereck in dem Dreieck deutet auf einen Proceß mit der Familie; — gehen die Linien des Vierecks über das Dreieck hinaus: Tod von der Hand der Gerechtigkeit; — geht aus dem Dreieck eine Linie heraus, welche in Gestalt eines Kreuzes durchschnitten ist: gewaltsamen Tod; — steigen aus der Vertiefung mehre Linien gegen den Berg des Saturn auf: Verlust an Gütern, Unglück in Geschäften; — eine Linie, zu dem Berg des Saturn aufsteigend: Glück durch Tugend und durch die Frauen.

L. Von dem obern Winkel.

Dieser wird durch den Anfang der Lebenslinie und den der natürlichen Linie gebildet. Er beginnt auf dem Berge des Jupiter.

Fehlt dieser Winkel, so deutet dieß auf Rohheit und Grobheit, Spottsucht und Treulosigkeit; — ist er etwas spitz: langes Leben, Feinheit, Spitzfindigkeit; — sehr spitz: Grobheit, Geiz, Bosheit, aber Schüchternheit und Melancholie; — ist es beinahe ein rechter Winkel: Erhebung zu Ehren und Würden; — gedrückt und undeutlich: Mangel an Bildung, Einfältigkeit, Sorglosigkeit und Thorheit in allen Dingen.

Ist der Winkel roth, so bedeutet er für eine schwangere Frau die Geburt eines Knaben; — unter der Mitte des Zeigefingers gelegen: Geist, kräftige Constitution, aber Schwierigkeit bei der Erlangung von Ehren; — glatt zwischen dem Berg des Jupiter und dem des Saturn: Verstand und Glück.

Zusammenhängend in der Vertiefung der Hand, zwischen dem Berge des Jupiter und dem des Saturn, bedeutet der obere Winkel ein elendes Leben, Geiz, Unruhe, Gefängniß durch die Bosheit von Feinden; — in der Vertiefung der Hand, dem Berge des Saturn gegenüber: Gefangenschaft, Blutvergießen, gefährliche Niederkunft bei Frauen; — getrennt und runzlig: Betrug, Mord, Untreue; —

sehr weit getrennt: Gefängniß, Lüge, Leidenschaft zum Spiel, vielleicht Tod in einem fernen Lande; — getrennt und von Linien ohne Ordnung durchschnitten: kriegerischen Muth, aber Treulosigkeit; — getrennt und durch eine geschlängelte Linie verbunden: Krankheiten; — getrennt und durch eine Bogenlinie verbunden: Verletzung der Augen.

Wenn die Lebenslinie von der natürlichen Linie durchschnitten wird, so wie von einer andern Linie, die von dem obern Theile der Hand herabkommt, welche alle beide durchschneidet, so nehme man sich vor Gefängniß, Ueberschwemmung und dem Bisse giftiger Thiere in Acht.

Ein kleines Kreuz in diesem Winkel bedeutet Verfolgungen; — ein fleischiges Kreuz: Erbschaft durch Frauen; — ein Stern bedeutet dasselbe.

Zeigt sich in diesem Winkel ein Dreieck, so droht der Tod durch wilde Thiere.

M. Von dem rechten Winkel.

Dieser Winkel wird durch die Lebenslinie und die Leberlinie gebildet.

Geschlossen bedeutet er einen guten Magen und vortreffliche Gesundheit; — erscheint die Leberlinie dick und tief gegen den Winkel: Ungeschliffenheit, Unfügsamkeit, Unhöflichkeit; — stoßen die Linien, welche den Winkel bilden, nicht zusammen: schwachen Kopf, Bosheit; — zeigt sich dieser Winkel in der Hand nicht: Unbeständigkeit, Treulosigkeit, beflecktes Gewissen.

Ist der rechte Winkel spitz, so deutet er Geiz an; — lang auf dem Berge der Hand, gegen die Handwurzel: Güte, Tugend, Kühnheit, scharfen Verstand; — gedrückt und undeutlich: Grobheit, Nachlässigkeit, Trägheit, Dummheit.

Ein wenig auseinanderstehend deutet der rechte Winkel auf Wunden in den Schenkeln.

Weit auseinanderstehend, läßt er auf Eitelkeit, Charakterschwäche und Schwatzhaftigkeit schließen.

Ein Kreuz in diesem Winkel bedeutet ein gutes und glückliches Ende.

Zeigt sich in dem rechten Winkel eine kreisartige Figur, so verkündet dieß einer Frau, welche sich in gesegneten Umständen befindet, die Geburt eines Knaben.

N. Von dem linken Winkel.

Der linke Winkel wird durch die natürliche Linie und die Leberlinie gebildet.

Gut geschlossen verkündet er ein gutes Gemüth und eine glückliche Organisation, getrennt, das Gegentheil.

Zeigt er sich nicht in der Hand, so verräth das Kränklichkeit, Schwäche des Magens und der Leber; — sehr spitz: Treulosigkeit, Processe, Schikanen; — geht er gegen den Stoß: Tod durch Wasser oder Feuer; — ist er rechtwinkelig: gesunden Verstand, Rechtschaffenheit, langes Leben; — schräg und eng: kurzes Leben, schwerfälligen Verstand, thierisches Wesen, Unbeständigkeit, Mord; — unterbrochen: Unglück und Thorheit.

Schließt der linke Winkel einen Halbkreis in sich ein, so läßt dieß einen beschimpfenden Tod voraussetzen.

Ein Kreis in diesem Winkel warnt vor dem Tode durch wilde Thiere.

Ein Dreieck in diesem Winkel verkündet Kränklichkeit; — ein Viereck: Erhebung zu Ehrenstellen, danach aber Schande.

O. Von dem Viereck.

Das Viereck umfaßt den Raum zwischen der natürlichen Linie und der Mittellinie; es bildet die Tafel der Hand und sein Studium ist von der höchsten Wichtigkeit. Es muß groß, in der Mitte ausgedehnt, am Ende enger und am Anfange noch enger sein. Ist es eng in der Mitte, so bezeichnet es Bosheit, Betrügerei, Geiz, Feigheit; — runzlig und von mehren Linien durchschnitten: schwachen Kopf und Leichtfertigkeit.

Mangelt die natürliche Linie so, daß das Viereck sich nicht bilden kann, so bedeutet das eine schlechte Constitution; — bestreut mit gut gefärbten Linien: Weisheit, bei Frauen Tugend; — ohne Kreuze, Dreiecke oder Querlinien: Ausdauer und Beständigkeit; — eng nach allen Seiten: Geiz, Grausamkeit, Processe, Gefängniß; — lang und eng: Neid, Streitigkeiten, Feindschaften; — gerade: Zwistigkeiten; — breit und ohne Linien: Thorheit, Unbeständigkeit; — mit Kreuzen: Würden und Reichthümer; — mit einem großen Kreuze: mühseliges Leben, Schwierigkeiten, die Ehre zu bewahren; — ungleiche und gewundene Kreuze: schwächliche Gesundheit; — ein Stern: Gerechtigkeit, Treue, Reichthum; — mit einem Dreieck: Unglück, Traurigkeit, Feindschaften; — mit zwei Dreiecken, die nicht einander gegenüberstehen: glückliche Erfolge; — mit einem kleinen Viereck in dem großen: Wechsel von Gutem und Bösem; — mit einem Halbkreise: geheime und tödtliche Feindschaft; diese kann man indeß vermeiden, wenn die Enden des Halbkreises nicht gegen das Viereck gerichtet sind; — ist der Halbkreis der Mittellinie nahe und gegen diese gewendet: Mord in der Familie; — ein Halbkreis gegen den obern Winkel gewendet: Untergang der Familie; — ein Kreis: Wunden durch wilde Thiere; — ist der Kreis unvollkommen oder undeutlich: tödtliche Verwundung; — geht aus dem Viereck eine gerade Linie durch die Wurzel des Ringfingers: viel Geist, Neigung zu allen Wissenschaften; — ist diese Linie gegen den Ringfinger zu gespalten: ganz unfehlbar außerordentliche Befähigung zu den Wissenschaften und tiefer Gelehrsamkeit.

Zeigt sich in dem Viereck einer Frau eine Figur, welche Aehnlichkeit mit dem Buchstaben **G** hat, so darf man bei ihr mit Sicherheit auf Unkeuschheit schließen.

§. 7.

Von den Bergen im Allgemeinen.

Wir verweisen hierzu auf die Hand Nr. 3, Taf. **XIII**.

Der Venusberg muß weder zu flach noch zu hoch sein, sondern sanft gerundet; dann bedeutet er Liebe zu den Frauen, Putzsucht, Ueppigkeit.

Sehr hoch verräth er Neigung für Musik und Harmonie; — gesenkt: träumerisches Wesen, heimliche Neigung zur Ausschweifung.

Ist der Berg des Jupiter ohne Linien und nicht sehr hoch, so verräth er Güte, Gerechtigkeit und Freigebigkeit; — mit gekreuzten Linien oder Sternen: Reichthümer und Würden; — sind die Kreuze mangelhaft gestaltet: Mühen und Widerwärtigkeiten im Amte; — erhaben: Güte und Verschlagenheit.

Der Berg des Saturn ohne Linien bedeutet ein ruhiges Leben; — etwas erhaben: Erfolge bei dem Ackerbau und der Leitung seiner Angelegenheiten; — gesenkt, mit mehren Linien: mühsame Arbeit und Anstrengungen.

Ist der Berg der Sonne erhaben und mit geraden Linien, so verkündet er Freundschaft, einen zuthunlichen Charakter, eine der Ehren würdige Person; gesenkt, mit gewundenen Linien aber das Gegentheil.

Ist der Berg des Merkur etwas gesenkt, so zeigt er Betrügerei, Lüge, Raub an; erhoben, das Gegentheil.

Ist der Berg der Hand sanft und ohne Linien, so verräth er Freigebigkeit und Sanftmuth; derb und von Linien durchschnitten, das Gegentheil.

Der Mondberg mit geraden Linien, welche der Mittellinie sich nähern, verräth ganz vortreffliche Eigenschaften und deutet auf Reichthümer, die von auswärts kommen; sind diese Linien aber unterbrochen oder durchschnitten, so lassen sie ernste Verlegenheiten und zahllose Unfälle erwarten.

Der Berg des Mars mit seinen Linien verräth stets einen streitsüchtigen Menschen, der seine Familie quält und tyrannisirt, der unrechtmäßiges Gut an sich reißt, sein väterliches Erbtheil verthut, und Feind jeder Art von Tugend ist.

A. Von dem Berge der Venus und dem Daumen.

Der Venusberg und der Daumen sind ausschließlich der Venus, der Königin der Liebe, gewidmet und unterworfen. Er wird durch Linien bezeichnet, welche von der Wurzel des Daumens nach der Lebenslinie gehen.

Ist dieser Berg sehr hoch, so deutet er auf Unkeuschheit und Spielsucht; — mehre Linie parallel mit der Lebenslinie: Ueppigkeit, Weichlichkeit; — vier gleichlaufende Linien, die von der Daumenwurzel ausgehen, und sich in den Berg verlaufen: Erbschaften in früher Jugend; — eine hakenförmig umgebogene Linie am Ende des Berges, gegen die Lebenslinie: Schüchternheit, schwarze Bosheit; — leiterartige Linien am Berge: Armuth durch die Weiber; — mehre dicke Linien ohne Ordnung: Lüge, Treulosigkeit; — mehre sich durchkreuzende Linien: Unsittlichkeit aller Arten, Unglück durch die Weiber; — Runzeln auf dem Berge: Krankheiten; — so viel gerade Linien, welche von dem Daumen auslaufen und sich gegen die Lebenslinie erstrecken, ebensoviel Frauen oder Geliebte bei Männern, oder umgekehrt bei Frauen; — geht von der Daumenwurzel eine gewundene Linie gegen die Lebenslinie: schmachvolle Sittenlosigkeit; — Linien, welche von der Daumenwurzel ausgehen und die Lebenslinie durchschneiden: größere oder kleinere Reisen, je nach der Ausdehnung der Linien; — eine Linie, die von dem Venusberge ausgeht, gegen die Handwurzel läuft, und die Lebenslinie an ihrem äußersten Ende durchschneidet: gefährlichen Sturz aus großer Höhe; — die Daumenwurzel von schönen, rothen und vollständigen Linien durchschnitten: Adel und große Menge von Brüdern und Schwestern; — eine dicke Linie, welche von dem ersten zu dem zweiten Gliede des Daumens läuft ohne durchschnitten zu werden: Gefahr, den Kopf zu verlieren; — zwischen dem ersten und zweiten Gliede zwei Linien, welche mit zwei andern Winkel bilden: Leidenschaft für das Spiel; — kreuzen sich diese Linien: Tod des Spielers.

Eine starke Linie, welche den Daumen durchschneidet, deutet auf das Blutgerüst, und zwei solche Linien ebenfalls; zwei oder drei Linien an dem Nagel: Treue; — ein Kreuz auf dem Venusberge: Unkeuschheit mit hochgestellten Personen; ein Kreuz oder ein Stern am äußersten Ende des Berges: Unglück und Schande durch die Frauen; — ein oder zwei Kreuze in dem ersten Gelenke des Daumens: Ehren und Reichthümer; — ein Kreuz auf dem Rücken des Daumens, unter dem Nagel: Unkeuschheit in der Familie; — ein Stern auf dem Venusberge: Schande in Folge von Unkeuschheit; —

ein Halbkreis auf diesem Berge: Verwandtschaft oder Heirath mit einer bösen Sieben.

B. Von dem Berge des Jupiter und dem Zeigefinger.

Eine Linie, welche von der Wurzel des Fingers über den Berg des Jupiter läuft, ist ein sehr günstiges Zeichen; — bogenförmige Linien bedeuten Melancholie, Verlust an Ehren und Würden; — eine Linie auf diesem Berge: Treue und Wahrheitsliebe; — mehre, nicht unterbrochene Linien: Reichthümer; — eine Linie mit mehren Zweigen: Tod durch Schlagfluß; — der ganze Berg von einer Querlinie durchschnitten: Aufrichtigkeit, Glück durch geistliche Personen; — der Berg von einer gewundenen Linie durchschnitten: ansteckende Krankheiten; der Berg von einer breiten und rothen Linie quer durchschnitten: für Männer, Unvermögen; für Frauen, gefährliche Niederkunft; — mehre durchschnittene Linien auf dem Berge: Elend und Armuth durch die Frauen; gitterartige Linien auf dem Berge: Verfolgungen und Gefängniß; — verworrene Linien in der Nähe der Wurzel des Zeigefingers: Schiffbruch; — eine gewundene Linie, welche von dem obern Winkel gegen den Zeigefinger läuft: Zorn und kriegerischen Muth.

Mehre kurze Linien, welche von der Wurzel des Zeigefingers herablaufen, bedeuten Wunden am Halse; — die Wurzel des Zeigefingers, von mehren Linien durchschnitten: Gerechtigkeit und Frömmigkeit; — eine schöne gerade Linie von dem ersten zu dem zweiten Gliede des Zeigefingers: Kühnheit, Ehre, Glück durch große Herren und durch die Frauen; zwei Linien an dieser Stelle: Unkeuschheit, Blutschande; eine tiefe Linie in jedem Gelenke des Zeigefingers: unheilbare Krankheit; — deutliche rothe Puncte auf dem Berge des Jupiter: Würden; — Gruben oder Puncte auf der Wurzel des Zeigefingers: uneheliche Kinder; Knaben, wenn die Puncte über, Mädchen, wenn sie unter der Wurzel sind; — ein Kreuz auf dem Berge: Würden, Erbschaften, außereheliche Kinder; — ein Kreuz, oder ein Stern, welche schlecht geformt sind: Unglück, schwachen Verstand; — ein Kreis auf dem Berge: Feindschaften in der Familie,

aber ein liebenswürdiger und treuer Charakter, Verstand, Ehrenstellen.

Ein Dreieck, dessen Linien über den Berg hinauslaufen, hat die gleiche Vorbedeutung, wie die so eben bezeichnete.

Ein Y auf dem Berge deutet auf einen Reisenden, der vom Tode, oder wenigstens von großen Gefahren bedroht wird.

C. Von dem Berge des Saturn und dem Mittelfinger.

Ist der Berg des Saturn ohne Linie, so bedeutet er ein einfaches Leben, Einfachheit, Gleichgültigkeit; — kurze und zarte Linien, nahe der Wurzel des Mittelfingers: Trägheit, Traurigkeit, Unglück; — verworrene, undeutliche Linien: Gefängniß.

Wird der Berg der Quere nach von einer einzigen Linie durchschnitten, so läßt das auf die Erwerbung von Reichthümern schließen; — angehäufte Linien deuten auf Verfolgungen; — eine gespaltene Linie, von dem Viereck aufsteigend: Unglück, Schmach; — eine durchschnittene Linie, welche von der Vertiefung gegen den Mittelfinger aufsteigt: Wunden, am Kopfe, wenn die Linie dick, an der Brust, wenn sie roth ist.

Eine Linie, welche von der Wurzel des Zeigefingers gegen die Mittellinie herabläuft und auf dem Berge in Gestalt eines Kreuzes durchschnitten ist, läßt Gefangenschaft und Sclaverei befürchten; — ist sie nicht durchschnitten: Ehren und Würden; — geht von dem Mittelfinger und dem Ringfinger eine Linie gegen den Sonnenberg herab: Anmaßung und Thorheit.

Stehen mehre gerade Linien zwischen dem ersten und dem zweiten Gliede des Mittelfingers, so verkünden sie einer Frau die Geburt ebensovieler Knaben, welche sämmtlich arm sein werden.

Eine schräge oder nur wenig gewundene Linie zwischen dem ersten und dem zweiten Gliede zeigt Verlust der Güter oder Tod im Kampfe an; — soviele Linien zwischen dem zweiten und dem dritten Gliede des Zeigefingers, ebensoviele Kinder für den Mann, wie für die Frau; — drei Linien, von denen zwei durchschnitten sind, zwischen dem zweiten und dem dritten Gliede: Schande, Entbeh-

rung, Lebensgefahr für eine Frau; — eine Grube auf dem Berge: Gefängniß für Diebstahl oder Veruntreuung; — ein Kreuz: Betrübniß, Leiden, Gefängniß; — sind die Enden des Kreuzes gegen die Wurzel des Mittelfingers gerichtet: Glück.

Ein Stern auf dem Berge des Saturn bedeutet Gefangenschaft; — ein Stern in der Hand einer Frau, gegen die Wurzel des Zeigefingers: Unfruchtbarkeit, oft auch Ermordung oder Mord; — Sterne an der Seite des Winkels am Mittelfinger: Gefangenschaft wegen Vergehungen gegen den Staat.

Ein Halbkreis auf dem Berge läßt Unglück voraussetzen; — eine längliche Rundung: Lebensgefahr, vielleicht durch die Hand der Gerechtigkeit.

Ein Dreieck auf der Erhöhung des Berges ist das Zeichen von Nervenschmerzen.

Zwei Dreiecke, eines über dem andern, zwischen dem ersten und dem zweiten Gliede deuten auf Ehrenbezeigungen in fremdem Lande.

D. Von dem Berge der Sonne und dem Ringfinger.

Wenn der Berg der Sonne von zwei geraden und tiefen Linien durchschnitten wird, so bedeutet das Reichthum durch die Frauen; — gerade Linien an der Wurzel des Ringfingers: Gerechtigkeit, Liebenswürdigkeit, Zuverlässigkeit in der Freundschaft; — gewundene Linien auf dem Berge: Erstickung oder Ertränkung; — verworrene, unregelmäßige Linien: Stolz, Leichtfertigkeit, Gefahren auf dem Wasser; — kurze Linien, von der Wurzel des Ringfingers nach dem Berge herablaufend: Treue, Sanftmuth, Freigebigkeit; — zwei lange Linien, von der Wurzel des Fingers gegen den Berg: Klugheit, Ehrenbezeigungen; — eine Linie, die sich von dem Stoß zur Wurzel des Fingers zieht: ungerechte Verfolgungen der Großen, durch die Frauen veranlaßt.

Eine Grube in der Wurzel des Ringfingers: Kränklichkeit, Verletzung der Augen; — eine längliche Grube: Unkeuschheit mit einer vornehmen Dame; gerade, vollständige Linien zwischen dem ersten

und dem zweiten Gliede des Ringfingers: ausgezeichneten Verstand, der sich durch schöne Erfindungen bemerkbar machen wird; — sind diese Linien durchschnitten: Wunden an den Schenkeln.

Ebensoviele schöne und tiefe Linien zwischen dem ersten und dem zweiten Gliede des Fingers, ebensoviele Männer bekommt eine Frau; eine gewundene Linie zwischen dem ersten und dem zweiten Gliede: Verrath eines Freundes durch eigene Undankbarkeit; — eine gerade, gut gefärbte Linie, welche sich von der Wurzel des Fingers bis zu dem dritten Gelenke erstreckt: scharfes Urtheil, großen Ruf bei berühmten Personen; — mehre durchschnittene Linien: Unglück, Hindernisse bei Unternehmungen.

Ein Kreuz auf dem Sonnenberge bedeutet Anhäufung von Reichthümern, aber Geiz, bei einer Frau, daß sie im Schweiße ihres Angesichtes ihr Glück machen wird.

Linien in Gestalt eines Andreaskreuzes auf dem Berge lassen auf Vorsicht und gute Geschäfte schließen; — ein Stern auf dem Sonnenberge: Reichthümer, Würden, Freunde; — ein Halbkreis, dessen Ende gegen den Berg des Saturn gerichtet ist: Undankbarkeit, Mord; — eine Figur wie der Buchstabe C auf dem Sonnenberge: Verwundungen durch Feuer, gewaltsamen Tod; — eine Linie, die sich von der Wurzel des Ringfingers im Halbkreise bis gegen das zweite und das dritte Glied zieht: Unglück und Bosheit; — ein Kreis auf dem Berge: Verstand, Leiden durch die Frauen, Ueppigkeit, große Ehren.

E. Von dem Berge des Mercur und dem Goldfinger.

Eine feine Linie auf dem Berge des Mercur deutet Geiz an, und die Freude an dem Unglück Anderer; — kleine Linien auf diesem Berge: Verwundungen der Arme; — gerade, regelmäßig stehende Linien: Verstand, Geschicklichkeit, Erfahrung; — gekrümmte oder gebogene Linien: Neigung zum Umgange mit gemeinen und rohen Menschen; — schöne deutliche Linien auf dem Berge und an dem Finger: Verstellung, Hinterlist; — dicke und kurze Linien auf dem Berge: Geschwätzigkeit; — geschlängelte und undeutliche Linien

auf dem Berge: Verrath, Untreue, Diebstahl, Mord; — soviele Linien auf dem Berge, soviele Kinder männlichen Geschlechtes; — mehre sich durchkreuzende Linien auf dem Berge: Bosheit, Verschlagenheit, List.

Ebensoviele tiefe und gerade Linien, von dem Stoß nach dem Berge laufend, in der Hand eines Mannes sind, ebensoviele Ehen wird er schließen, oder ebensoviele geheime Liebschaften mit den Frauen seiner nächsten Freunde oder Bekannten wird er haben.

Sind diese Linien durchschnitten, so enthalten sie für den Mann die Warnung, sich nicht zu verheirathen, will er nicht von seiner Frau an der Nase geführt werden.

Eine gespaltene Linie auf dem Berge verkündet zwischen Eheleuten Streitigkeiten, welche bis zur Scheidung führen können; — eine gespaltene Linie gegen den Stoß: einen Mann, der seiner Frau untreu ist und von einer Geliebten zur andern flattert; — eine gegen die Mittellinie und diese berührende Linie: einen Mann, der sein Leben im Wirthshause verbringt und sich endlich zu alt verheirathet; — Querlinien, gewunden oder gerade, aber undeutlich: Mord und Unterschleif; — dicke, sehr deutliche Linien auf dem Berge, von einer andern dicken Linie durchschnitten: schmutzige Schamlosigkeit.

Eine etwas lange Linie, welche von der Wurzel des Goldfingers ausgeht und sich gegen den Sonnenberg zieht, bedeutet Verbesserung der Sitten, Veränderung zum Guten; — gerade Linien auf dem Berge in Gestalt eines Kreuzes durchschnitten: Warnung vor der Bosheit einer gewissen Person und Ermahnung, gewissen gefährlichen Umgang zu meiden; — eine dicke, geschlängelte Linie, welche gegen die Wurzel des Goldfingers geht: einen geizigen Mann, eine unkeusche Frau; — gerade Linien zwischen dem ersten und dem zweiten Gliede des Goldfingers, welche kurz und durchschnitten sind: Kinderlosigkeit, oder die Geburt von Kindern, welche nicht lebensfähig sind; — eine dicke Linie, welche von der Wurzel des Goldfingers bis zu dem zweiten Gliede desselben läuft: Verführung, Meuterei; — gewundene Linien gegen die Wurzel, zwischen dem ersten und dem zweiten Gelenke: Albernheit, Thorheit, Unverschämtheit, Eitelkeit, Diebstahl.

Große Puncte auf dem Berge des Mercur bedeuten Krankheiten; — Puncte auf der Wurzel des Goldfingers: Unkeuschheit, Sittenlosigkeit; — soviel rothe Puncte, soviele Maitressen; — eine weiße Grube auf dem Berge des Mercur: Heirath oder Liebschaft mit einer verwandten Person; — ein Kreuz auf dem Berge des Mercur, nahe der Mittellinie: Ehrenposten, Gesandtschaften; — ein Kreuz auf dem Berge: ehrenvolle Reisen; — ein Kreuz auf einem von den Gelenken des Goldfingers: Irreligiosität, Atheismus; — ein Kreuz oder ein Stern auf dem dritten Gliede: Armuth; — ein Halbkreis, der sich von der Wurzel gegen den Goldfinger richtet: Veränderung des Standes oder der Lage; — ein kleiner Halbkreis auf dem Berge: Verbesserung der Lage oder Stellung; — ein Halbkreis auf irgend einem Gliede des Goldfingers, wenn der obere Winkel nicht geschlossen ist: entehrender Tod als Strafe für begangene Verbrechen; — eine viereckige Figur, deren Linien bis über die Wurzel des Fingers laufen: gebildeten Verstand, Neigung zu den Wissenschaften; — der Buchstabt E auf dem Berge des Mercur: Unkeuschheiten aller Art.

F. Von dem Berge des Mondes oder der Hand.

Wir erwähnten bereits, daß der Berg des Mondes erhaben sein muß; außerdem muß er auch noch der Handwurzel viel näher stehen, als der Mittellinie. In diesem Falle bedeutet er gute Gesundheit und eine kräftige Constitution.

Wenn am Ende des Berges eine geschlängelte Querlinie zu sehen ist, welche Unterbrechungen hat, so muß man sich vor Ueberschwemmung und Schiffbruch in Acht nehmen.

Einige querlaufende Linien auf diesem Berge, welche am äußersten Ende gegen den Stoß gespalten sind, deuten auf einen doppelzüngigen und in der Verstellung bewanderten Menschen.

G. Von dem Stoße.

Die Linien des Stoßes sind doppelter Art; die einen sind gerade und nicht sehr zahlreich, die andern in der Gestalt von Winkeln

untereinander vereinigt; die einen sind in der Nähe der Mittellinie, die andern an den äußersten Enden des Berges der Hand.

Soll der Stoß eine gute Gesundheit verrathen, so muß er etwas erhaben, glatt, weich und gut gefärbt sein; — ist er nur wenig erhaben, so bedeutet er Unglück; — rauh, trocken, runzlig: Bosheit und zahlreiche Laster; — bleiche oder schwärzliche Linien: Unglück auf Reisen und bei allen Arten von Unternehmungen; — mehre unregelmäßige kleine Linien: Tod durch Ruhr oder Cholera; — zwei oder drei lange Linien: sehr viel Gutes nach sehr viel Bösem; gewundene Linien, welche bei der Handwurzel anfangen und bei der natürlichen Linie endigen: Bosheit, Unglück.

Zwei gerade Linien auf dem Stoße, welche sich gegen die Mittellinie vereinigen, deuten auf einen plötzlichen Tod durch Schlagfluß oder Erstickung; — vereinigen sie sich, indem sie einen Winkel gegen die Handwurzel bilden: Berühmtheit, wunderbares Glück; — einige Linien, vom Anfange des Mondberges gegen den Stoß laufend: Reisen zur See; — sind diese Linien gewunden oder geschlängelt: Verlust an Gütern durch Täuschung oder Betrug; — soviele Linien, als sich von dem Stoße gegen die Mittellinie ziehen und bei dieser endigen, ebensoviele Feinde; — verlaufen sie sich in die Mittellinie: tödtliche Feindschaften; — eine gerade Querlinie am äußersten Ende des Mondberges, gegen die Handwurzel: Treue, guter Wille, Glück gegen das Ende des Lebens; — soviele Querlinien gegen den Mondberg, soviele Reisen.

Linien, welche von dem Stoße auslaufen, gegen den Berg der Hand gehen, und sich an ihrem äußersten Ende gegen die Handwurzel neigen, bedeuten geprüfte oder zuverlässige Freunde; — sind die Linien durchschnitten oder unterbrochen: falsche Freunde.

Linien, welche von dem Stoße ausgehen und sich auf dem Berge der Hand vereinigen, lassen mit Sicherheit auf unversöhnliche Feinde schließen.

Gruben oder verworrene Linien deuten auf Unkeuschheit; — Kreuze: Frömmigkeit und Gottesfurcht; — fünf Kreuze: kurzes Leben; — ein Stern am Anfange des Berges, nahe dem Ende der natürlichen Linie, gegen den Stoß: Ueberschwemmung, Schande,

grausame Verbrechen aller Art; — ein Stern in der Nähe des rechten Winkels: Reichthümer, Erbschaften; — ein Halbkreis auf dem Stoß, die Oeffnung diesem zugewendet: Feindschaften, Blutvergießen in der Familie; — ein Viereck in der Nähe des Berges: Eltern- oder Brudermord; — eine Linie, welche gegen den Sonnenberg aufsteigt: Gefahren, Diebstahl; — eine durchschnittene Linie gegen den Sonnenberg: Verwundungen durch Räuber; — ist sie am Anfange durchschnitten, so deutet dieß an, daß man der Gefahr entrinnen werde.

Achter Abschnitt.

Die Mimik,

oder

der Ausdruck der Leidenschaften, Affecte und Gefühle durch Mienen und Bewegungen.

§. 1.

Allgemeine Bemerkungen.

Noch ein System, welches in naher Verwandtschaft mit der Physiognomonik, der Phrenologie und der Buccomantie steht, stellte unser Landsmann Engel durch sein rühmlichst bekanntes Werk über die Mimik auf, durch welches er namentlich den Schauspielern Winke und Belehrungen zur Darstellung der verschiedenartigsten Charaktere, besonders aber einzelner Momente in ihren Rollen gab. Allerdings beschränkte er sich bei seinen Studien mehr auf die momentanen Aeußerungen der Leidenschaften, Affecte und seelischen Zustände, ohne deren Zusammenhang mit ihren Ursachen und dem Charakter tiefer zu erforschen; dennoch aber würden wir uns der Unvollständigkeit schuldig machen, übergingen wir die Lehren Engel's hier ganz mit Stillschweigen, denn jedenfalls sind sie eingreifend in das Ganze, welches wir in den vorhergehenden Abschnitten auseinandergesetzt haben. Um indeß manche Wiederholungen zu vermeiden, werden wir uns der möglichsten Kürze befleißigen.

Welches ist der nähere Ursprung der Mienen und Bewegungen? Mit dieser Frage haben sich alle Die beschäftigt, welche über die Mienen- und Geberdensprache schrieben, sei es nun, daß sie dabei den philosophischen, sei es, daß sie den artistischen Gesichtspunct vorzugsweise im Auge hatten; indeß sie vollständig zu lösen, vermochten sie nicht, und ebensowenig, die Ursache derjenigen und un=

mittelbaren Verbindung aufzufinden, welche zwischen den innern Functionen und den äußern Zeichen Statt findet.

Engel sagt darüber: „Es giebt in uns ein gewisses Etwas, das über das Spiel unserer Glieder herrscht und die Bewegungen nach jeder Seelenstimmung regelt. Je nachdem irgend Etwas uns anzieht, oder Abscheu oder Schrecken einflößt, je nachdem es in uns Gedanken oder Gefühle erweckt, die uns angenehm oder unangenehm sind, suchen wir dieses Etwas zu uns heranzuziehen oder von uns zurückzustoßen, und nie ermangeln die Bewegungen, die wir dabei machen, des richtigen und bedeutungsvollen Ausdruckes.“

Gall seinerseits hat es ebenfalls versucht, durch sein System Licht über die Phänomene der Mimik zu verbreiten. Und in der That muß die Aeußerung aller Affecte und Leidenschaften lediglich von dem Organe des Gehirnes abhängen und sich durch dasselbe modificiren, da das Gehirn allein die Quelle aller seelischen Gefühle ist. Das Gehirn steht überdieß im Zusammenhange mit den Werkzeugen aller Sinne und denen der Bewegungen aus eigenem Antriebe und nach freiem Willen. Da es so die Sinne, die Muskeln, und folglich die Extremitäten beherrscht, setzt es jeden einzelnen Theil in Thätigkeit und schreibt ihm die Bewegungen vor, die er machen, die Stellungen, die er annehmen soll.

Wenn wir mit Gall und Spurzheim zugeben, daß die Bewegungen stets in der Richtung von dem Sitze des Organs ausgeführt werden, giebt es keine Pantomime, welche sich nicht auf gewisse Principien zurückführen ließe, und es kann jetzt dem Forscher nicht mehr begegnen, was Engel seiner Zeit mehrfach begegnet ist, — der dadurch, daß er den wahren Ursprung der Bewegungen nicht kannte, oft irgend eine Pantomime als vollkommen übereinstimmend mit der Natur erklärte, ohne im Stande zu sein, die Lehren, die er gab, auf bestimmte Regeln zu stützen.

§. 2.

Von den Hauptclassen der Leidenschaften und Affecte.

So unendlich mannichfaltig auch die Leidenschaften und Affecte und alle seelischen Zustände sind, lassen sie sich doch im Allgemeinen in zwei Hauptclassen eintheilen, und zwar in:

A. freudige oder angenehme, und

B. betrübende oder unangenehme.

In die erste Classe sind die folgenden zu rechnen, welche wir hiernach einzeln durchgehen wollen:

a) die Bewunderung;
b) die Verehrung;
c) die Andacht;
d) die Freude;
e) das Lachen;
f) die Liebe;
g) die Hoffnung;
h) das Wohlwollen;
i) die Achtung;
k) die Hochachtung;
l) das Erstaunen;
m) der Stolz;
n) die Demuth, die Unterwürfigkeit;
o) die Festigkeit;
p) der Muth;
q) die Begeisterung oder Verzückung;
r) das Entzücken;

In die zweite Classe gehören:

a) die Traurigkeit;
b) das Weinen;
c) der Schmerz;
d) die Furcht;
e) der Schreck;
f) der Zorn;

g) der Haß;
h) die Verzweiflung;
i) die Verachtung;
k) die List;
l) die Zerstörungswuth;
m) der Widerwille;
n) der Abscheu.

§. 3.

Von der Mimik der einzelnen Leidenschaften und Affecte.

A. Die freudigen oder angenehmen Affecte.

Wir wollen keineswegs behaupten, in der vorstehenden Uebersicht eine vollständige Aufzählung aller seelischen Zustände gegeben zu haben; denn deren Mannichfaltigkeit geht durch die verschiedenen Nüancirungen eines und desselben, sowie durch die Verbindung oder den Uebergang von einem in das andere, in das Unendliche; allein diese Schilderung der hauptsächlichsten seelischen Zustände, welche durch die Mimik ihren Ausdruck finden, wird für den aufmerksamen und denkenden Beobachter als Anhalt vollkommen genügen, und zur Auffindung der charakteristischen Züge anderer, hier nicht namentlich aufgeführter Leidenschaften und Affecte hinreichen.

a) Die Bewunderung.

Sie ist die gemäßigte unter den concentrischen Gemüthsbewegungen, die Folge einer plötzlichen Ueberraschung der Seele, durch welche sie zur Aufmerksamkeit auf seltene oder ungewöhnliche Dinge hingezogen wird. Die Gesichtszüge werden durch die Bewunderung nur wenig verändert; die Augenbrauen heben sich in der Mitte sanft in die Höhe; das Auge erweitert sich, indeß nicht bedeutend; der Augapfel bleibt in der Mitte zwischen den Lidern; der Blick heftet sich fest auf den bewunderten Gegenstand; der Mund ist ein

Wenig geöffnet, die Wangen aber und die übrigen Gesichtstheile zeigen keine Veränderung. Der übrige Körper verräth ebenfalls nur eine geringe Theilnahme. Der Körper bleibt aufgerichtet; die Arme strecken sich unmerklich nach vorn, als wollten sie den bewunderten Gegenstand erfassen; die Hände sind größtentheils geöffnet, Beine und Füße zusammengestellt.

b) Die Verehrung.

Das Organ der Verehrung hat seinen Sitz auf dem Wirbel des Kopfes; wird es in Thätigkeit versetzt, so hebt es daher den Kopf in die Höhe und nach vorn; Arme und Augen richten sich gen Himmel, während die Hände entweder gefaltet und gegen die Brust gedrückt, oder ausgebreitet und geöffnet gegen den Gegenstand der Verehrung erhoben werden, je nachdem in der Verehrung die Freude, die Hoffnung oder die Ergebung vorherrschen. Das Auge erhebt sich gewöhnlich zum Himmel, indeß senkt es sich auch zuweilen zur Erde, je nachdem der Ausdruck von einem kräftigeren Geiste, oder von einem sanften, ergebenen Gemüthe ausgeht; die Augenbrauen, die Nasenflügel und die Mundwinkel werden angezogen.

c) Die Andacht.

Dieß Gefühl ist dem vorhergehenden nahe verwandt. Die Andacht ist eine Art von Entzückung und die Seele fühlt sich durch dieselbe zur Gottheit, als zum Ziele der Gedanken, erhoben. Die Augen richten sich dabei zum Himmel; der Mund ist halb geöffnet, die Winkel desselben sind etwas gehoben, der Kopf biegt sich nach hinten, ebenso auch der Körper ein Wenig; Hände und Arme sind ausgestreckt, die Kniee oft zur Erde gesenkt.

d) Die Freude.

Die Freude ist jene lebhafte und angenehme Bewegung, welche die Seele über den Empfang und Besitz eines reellen oder eines ideellen Guts empfindet. Die Stirn ist dabei heiter; die Augenbrauen sind

in der Mitte mäßig gehoben; das Auge ist glanzvoll, geöffnet und am äußern Winkel leicht erhoben; der Mund ist halb geöffnet und dessen Winkel sind ebenfalls gehoben.

e) Das Lachen *).

Das Lachen ist eine Art krampfhafter Bewegung und hat von dem leisen Lächeln bis zu dem wiehernden Gelächter eine unendliche Menge von Abstufungen, deren Ausdruck zwar verschieden ist, dennoch aber immer verwandt bleibt. Die Bewegung des Lachens kann mehr oder weniger zur Grimasse werden, je nachdem der Eindruck, durch welchen sie hervorgebracht wird, ein jäher oder heftiger ist. Die Brauen sind dabei an den Schläfen stärker gehoben, als in der Mitte und gegen die Nase etwas gesenkt; die Augen werden kleiner, und durch die Hebung des untern Lides oft beinahe ganz geschlossen; der äußere Winkel wird gehoben und legt sich meistens stark in Falten; das Innere wird feucht und oft sogar mit Thränen gefüllt; die Nase drängt sich der Länge nach zusammen, die Nasenlöcher öffnen sich; der geöffnete Mund zeigt die obere Reihe der Zähne und ist von den Winkeln stark in die Höhe gezogen; die Lippen werden dadurch schmal, flach und gespannt, die Oberlippe aber hebt sich ein Wenig und die Unterlippe tritt zurück; die Wangen werden so faltig, daß sie aufgedunsen zu sein und über die Augen hervorzutreten scheinen; das Gesicht färbt sich bei dem Lachen auffallend; die Adern an der Stirn, den Schläfen und dem Halse schwellen auf und werden sehr stark sichtbar.

Der ganze Körper neigt sich etwas nach hinten und namentlich nach der linken Seite, weil hier der Herzschlag sich stärker fühlbar macht; die Brust ist gespannt, der Bauch eingezogen; die Schultern sind sehr gehoben; zuweilen pressen die Hände sich gegen die Hüften und der ganze Körper geräth in eine schütternde Bewegung; die Beine stellen sich etwas auseinander, um den Körper bei der all-

*) Man vergleiche hiermit, was über das Lachen zur Bezeichnung des Charakters in dem Abschnitte von der Physiognomonik gesagt worden ist.

gemeinen und heftigen Bewegung im Gleichgewichte zu erhalten; die Füße drehen sich unwillkürlich auswärts.

f) Die Liebe.

In ihrer äußern Kundgebung mit der Freude nahe verwandt ist die Liebe. Sie spiegelt sich nur in den schönsten Wellenlinien; an ihr ist Alles wohlthätige Ruhe, einfache, sanfte Aufregung; die glatte und heitere Stirn verräth Zufriedenheit und den Drang nach Mittheilung; die Augenbrauen erheben sich an der Seite ein Wenig und eben dahin wenden sich auch die Augäpfel; das Auge ist mäßig geöffnet, das Weiße lebhaft und glänzend; die Augäpfel richten sich auf den geliebten Gegenstand, sind feurig und gehoben; das ganze Gesicht drückt Geist und Leben aus, seine Farbe ist geröthet; der Mund ist leicht geöffnet; die Lippen sind feucht und lebhafter geröthet.

g) Die Hoffnung.

Die Hoffnung spricht sich weniger in den Zügen, als in dem Auge aus; dieses ist weit geöffnet; die Augäpfel sind feurig und unstät, halten sich dabei aber in der Mitte der Lider. Der Körper deutet ein Schweben zwischen Zuversicht und Besorgniß an; die Augenbrauen heben sich leise und nähern sich einander; der Mund öffnet sich ein Wenig und läßt die Kanten der Zähne sehen und zieht die Winkel schwach in die Höhe.

h) Das Wohlwollen.

Das Organ, welches das Gefühl des Wohlwollens zur Thätigkeit bewegt, hat seinen Sitz in dem vordern Theile des Kopfes; dadurch wird nothwendigerweise dem Kopfe eine Bewegung nach vorwärts, dem Gegenstande des Wohlwollens zu, beigebracht. Bei den Begrüßungen, welche in das Gebiet des Wohlwollens gehören, neigen und heben alle Nationen wechselsweise den Kopf.

i und k) Die Achtung. — Die Hochachtung.

Die Achtung und der gesteigerte Ausdruck derselben, die Hochachtung, äußern sich, indem die Augenbrauen sich nach der Mitte zusammenziehen und etwas über den innern Augenwinkel senken, an dem äußern aber heben; das Auge ist dabei weit geöffnet, der Augapfel dem obern Lide näher; die Muskeln und Adern der Stirn schwellen ein Wenig an; die Nasenlöcher sind geschlossen und etwas niedergezogen; die Wangen verflachen sich an den Kinnladen; der Mund ist halbgeöffnet; seine Winkel sind etwas lang und abwärts gezogen; der Körper beugt sich ein Wenig, die Schultern heben, Arme und Kniee krümmen sich leicht; die Arme legen sich an den Körper; die Hände sind geöffnet.

l) Das Erstaunen.

Das Erstaunen äußert sich im Wesentlichen ganz so, wie die Bewunderung, kann aber in seinem Ausdrucke als eine Art Verunstaltung desselben bezeichnet werden.

m) Der Stolz.

Das Organ der Selbstachtung und des Stolzes hat seinen Sitz an dem obern und hintern Theile des Schädels und muß folglich, nach den von uns angedeuteten Gesetzen, bei der stärkern Anregung dieses Gefühles den Kopf erheben und etwas nach hinten beugen. Betrachte man einen stolzen Menschen selbst in der ruhigsten Haltung, so wird man doch an ihm stets die allgemeine Neigung des Körpers bemerken, die der Biegung nach vorn widerstrebt. Der stolze Mensch richtet sich nicht nur empor und trägt den Kopf hoch, sondern er wird auch die Hand, wenn er sie in den Busen steckt, so hoch als möglich legen, während er die andere in die Seite stützt und die Ellnbogen nach außen wendet, um möglichst viel Raum einzunehmen.

n) Die Demuth, die Unterwürfigkeit.

Will man die Gefühle ausdrücken, welche dem Stolze entgegenstehen, nämlich die Demuth, die Unterwürfigkeit, die Ehrerbietung, so wird die dazu anzunehmende Pantomime gerade das Gegentheil von der vorigen sein. Der Kopf und der Körper beugen sich umsomehr, je stärker das Gefühl der Schwäche ist.

o) Die Festigkeit.

Das Organ der Festigkeit, des entschiedenen Willens, hat seinen Sitz unmittelbar auf dem Wirbel des Kopfes; zur Thätigkeit angeregt, wird es daher den Kopf, und mit diesem den ganzen Körper in einer perpendiculären Richtung erhalten. In der That streckt sich auch der ganze Körper in eben dem Augenblicke ganz unwillkürlich, in welchem der Mensch irgend einen entschiedenen, kräftigen Entschluß faßt; man stellt sich fester auf den Beinen, der Hals tritt auf, man trifft Anstalt, jedem Hindernisse Trotz zu bieten. Durch eine solche Haltung spricht sich der unerschütterliche Wille aus.

p) Der Muth.

Gehorchen wir einem Impulse, der von dem Organe des Muthes ausgeht, welches etwas niedriger als das Organ der Festigkeit, am untern Theile des Schädels, hinter den Ohren liegt, so wird sich die Neigung zeigen, den Kopf nach hinten zu legen und so zu sagen, zwischen die Schultern zurückzuziehen. Im Uebrigen ist die Haltung der vorigen sehr ähnlich; der Körper scheint sich zu steifen; die Füße werden zu festerem Halt auseinandergestellt; die Muskeln spannen sich an; die Schultern heben sich; die Zähne beißen sich aufeinander; die Augen bedrohen den Gegner; die Hände ballen sich, und indem sie sich zurückziehen, verrathen sie den entschlossensten Widerstand gegen jede Gewaltthat.

q) Die Begeisterung oder Verzückung.

Begeisterung oder Verzückung sind eine hohe Steigerung des Gefühles der Verehrung (s. d. unter A 6.), allein das Mienen- und Gliederspiel ist von dem dort beschriebenen durchaus verschieden. Der Kopf neigt sich nach der Seite des Herzens; die Augenbrauen und die Augäpfel heben sich gegen den Himmel, ohne daß die ersteren sich zusammenziehen; der halb offene Mund zieht die Winkel etwas in die Höhe; die Nasenflügel werden aufwärts gezogen und die Nasenlöcher erweitert; der Körper biegt sich hinterwärts, die Arme heben, die Hände öffnen sich; die ganze Haltung verräth eine Entrückung von allem Irdischen und der Körper scheint in dieser Haltung von einer gewissen Erstarrung ergriffen zu sein.

r) Das Entzücken.

Dieses ist eine Steigerung der Freude, und alle bei dieser beschriebenen Erscheinungen kommen bei dem Entzücken in erhöhtem Grade zum Vorschein. Der ganze Mensch scheint sich von den Fesseln beengender Verhältnisse befreien, in eine geistigere Welt erheben zu wollen; das Auge richtet sich unwillkürlich zum Himmel und erglänzt in einer höhern Seligkeit.

B. Die traurigen oder unangenehmen Affecte.

a) Die Traurigkeit.

Die Traurigkeit muß als eine Muthlosigkeit der Seele bezeichnet werden, welche entweder durch einen betrübenden Zufall hervorgerufen wurde, oder durch die niederschlagende Aussicht auf irgend etwas Zukünftiges. Indeß kann die Traurigkeit auch aus uns völlig unbekannten, oder unerklärlichen Ursachen entstehen, die dann gewöhnlich aus körperlichem Unwohlsein entspringen. Die Traurigkeit äußert sich durch Abspannung und Schlaffheit aller Züge und Glie-

der. Die Augenbrauen ziehen sich in die Höhe, mehr in der Mitte der Stirn, als über den Wangen, an den Schläfen aber senken sie sich ein Wenig. Die Augen sind trübe, die Lider gesenkt, so daß sie den Stern halb verdecken; dabei sind sie oft roth und geschwollen; der Ring um die Augen wird bläulich, das Weiße im Auge gelblich; die ganze Gesichtsfarbe ist bleich; die Lippen sind farblos; die Nasenflügel und die Mundwinkel ziehen sich abwärts; der Mund öffnet sich ein Wenig und der Kopf senkt sich gegen die Schultern.

b) Das Weinen.

Das Weinen ist ebenso wie sein Gegensatz, das Lachen, eine krampfhafte Bewegung; es wird entweder durch eine große Widerwärtigkeit hervorgerufen, oder durch Rührung, durch die Anregung der Theilnahme, des Mitleids, des Mitgefühls u. s. w. Die Augenbrauen senken sich dabei in der Mitte, während die äußern Enden sich etwas heben, die innern aber sich noch tiefer herabziehen und der Nase nähern. Die Augen sind niedergeschlagen, halb geschlossen und thränend; die Nase wird dick, die Nasenlöcher erweitern sich und ziehen sich aufwärts; der leicht geöffnete Mund hebt sich in der Mitte durch das Aufziehen des Kinns in die Höhe; dadurch senken sich die Mundwinkel und an den Wangen bilden sich Falten. Alle Muskeln und Adern treten scharf hervor und die Gesichtshaut wird dadurch faltig während sie sich ungleich röthet, vorzüglich an den Brauen, den Augen, den Wangen und an der Nase; die Unterlippe tritt wie geschwollen hervor.

Das Weinen hat übrigens, ebenso wie das Lachen, zahlreiche Abstufungen, je nach der Heftigkeit oder Tiefe der Gefühle, durch welche es hervorgerufen wird.

c) Der Schmerz.

Auch der Schmerz, der körperliche ebenso gut, wie der moralische, hat, gleich dem Lachen und dem Weinen, zahlreiche Nüancirungen seines Ausdruckes, je nach seiner größeren oder geringeren Heftigkeit. Steigert er sich bis zu sehr hohem Grade, so bewirkt er

eine ziemliche Zusammenziehung, ein unerträgliches physisches Gefühl. Der Schmerz bewirkt eine ungewöhnliche Muskelthätigkeit, und alle Züge werden dadurch scharf ausgeprägt. Die Augenbrauen heben sich zunächst der Nase sehr stark, senken sich aber am andern Ende, und durch ihr Zusammendrücken bilden sich über der Nase und den Augen tiefe Falten; dergleichen zeigen sich auch an den Wangen, hervorgerufen durch das Aufziehen der Nasenflügel; der Mund ist halbgeöffnet, zeigt die obern Zähne und scheint aufschreien zu wollen; das ganze Aeußere zieht sich krampfhaft und gewaltsam nach Innen; der Kopf wirft sich nach hinten.

d) Die Furcht.

Die Furcht, eine concentrische Gemüthsbewegung, äußert sich durch weit aufgerissene Augen; die Augäpfel sind feurig und unstät, bleiben dabei aber in der Mitte der Lider; der Mund öffnet sich mehr in den Winkeln, als in der Mitte, und zieht die erstern gegen die Schläfe; die Lippen treten stark zurück, die untere weiter als die obere, und die Zähne werden sichtbar; die Farbe der Wangen wechselt schnell, doch wird die Blässe endlich bleibend. Die Röthe der Gesichtsfarbe ist stärker als bei der Liebe und dem Verlangen, doch nicht so angenehm, sondern vielmehr etwas bleifarbig; die Lippen werden blaß und trocken.

e) Der Schreck.

Dieser ist eine augenblickliche, schneller als die Furcht vorübergehende Aufregung, welche durch das plötzliche Erblicken eines gefürchteten Gegenstandes, oder durch einen moralischen Eindruck, hervorgerufen wird. Je nach dem Grade der Heftigkeit des Schrecks werden die Augenbrauen in der äußern Hälfte stark in die Höhe gezogen; die anliegenden Muskeln schwellen stark an und drängen sich über der Nasenwurzel nieder, während die Nase und die Nasenlöcher nach oben gezogen werden; die Augen sind weit geöffnet, das obere welches von den Brauen fast verdeckt wird, ist angeschwollen und ...lich; das Weiße ist entzündet und der Augapfel liegt verschoben

nach unten; die Wangenmuskeln treten außerordentlich scharf hervor und laufen nach den Nasenflügeln spitz zu; der Mund öffnet sich weit und dehnt die Winkel in die Breite; alle Muskeln und Adern der Stirn, in der Umgebung der Augen, an dem Halse, selbst an den Händen, sind sehr gespannt und vortretend; die Haare sträuben sich und die Farbe der Nase, der Lippen, der Ohren und des Ringes um die Augen wird bleich und bläulich.

In den Gliedern äußert sich der Schreck beinahe wie der Abscheu (s. d. unter B. g), nur noch stärker und weiter verbreitet, denn die Arme strecken sich straff nach vorn, die Hände breiten sich aus; die Ballen derselben wenden sich dem Gegenstande zu, von welchem der Eindruck ausgeht, als wollten sie dessen Annäherung abwehren; die Beine scheinen sich zu schnellem Laufe erheben zu wollen, alle übrigen Theile des Körpers aber sind in dem Zustande einer Art von Zerrüttung. Der Körper biegt sich zurück und zieht sich zusammen, als wollte er dem Angriffe weniger Raum bieten.

f) Der Zorn.

Dieser zerreißt, mehr als irgend ein anderer Affect, alle Schönheitsformen; die gewaltsame Aufregung, in welche der Zorn die Seele versetzt, macht dieselbe allen andern Gefühlen unzugänglich. Er röthet die Augen entzündlich; die Pupille ist verstört und funkelt; an der Nasenwurzel ziehen sich die Augenbrauen stark zusammen, so daß zwischen ihnen Falten entstehen, unter welchen die Augen starr hervortreten und sich stechend auf den betreffenden Gegenstand heften.

Auf der Stirn bilden sich ebenfalls starke Querrunzeln und in größerer Menge; die Nasenlöcher öffnen sich weit und heben sich, wodurch die Nasenspitze sich scheinbar senkt; die Lippen pressen sich fest aufeinander, wobei die untere vortritt und die Mundwinkel sich ein Wenig öffnen. Das Gesicht bekommt dadurch einen Ausdruck von Verachtung, verbunden mit Hohn und einem unangenehmen Grinsen.

Das Kinn tritt stark in die Höhe und drängt die Mitte des Mundes gegen die Nase; die Haare treten borstenartig aufwärts;

die Gesichtsfarbe wechselt zwischen gelb und roth; die Adern der Stirn, des Halses, der Schläfe sind bis zum Zerspringen angeschwellt.

Der Zorn, der in seiner höchsten Potenz bis zur Wuth anwächst, steigert die physische Kraft in eben dem Verhältniß, in welchem er die moralische vermindert. Er scheint alle bezüglichen Theile zum Angriff oder zur Vertheidigung zu waffnen; Hände und Füße sind zu beiden gleich bereit; die Zähne stoßen krampfhaft aufeinander, als möchten sie beißen; das Blut stürmt wallend durch die Adern, und scheint nach anderm Blut zu lechzen, um sein Aufbrausen zu stillen.

g) Der Widerwille, der Haß, der Abscheu.

Der Verachtung (s. d., hier folgend) nahe verwandt sind der Widerwille, der Abscheu und der Haß, nur können die beiden erstern auch physischer Art sein, in welchem Falle sie sich dem Ekel zuwenden, während der Haß nur ein moralisches Gefühl ist, oder, richtiger gesagt, ein unmoralisches.

Der Widerwille hat immer eine Geberde der Abwehr, bei welcher der Körper sich zurückzieht, die Arme sich vorstrecken, bisweilen aber auch sich zurückziehen, als scheuten sie eine Berührung des Gegenstandes, welcher das Gefühl hervorbringt; der Fuß tritt dann unwillkürlich ebenfalls zurück.

Steigert der Widerwille sich zum Abscheu oder zum Haß, so runzeln sich die Augenbrauen stärker, der Augapfel tritt aus der Mitte an das untere Augenlid, der halb offne Mund schließt sich mehr in der Mitte, als in den Winkeln, und diese scheinen dadurch nach hinten gezogen zu werden; in den Wangen bilden sich Falten, die Farbe des Gesichtes wird bleich, die der Lippen und Augenringe bläulich. Die abwehrenden Bewegungen des Körpers äußern sich heftiger und in einem stärkern Abwärtsstreben von dem betreffenden Gegenstande; die Hände spreizen die Finger, ballen aber bei dem Gefühle des Hasses, besonders, wenn dieser ohnmächtig ist, auch zuweilen die Fäuste, und die Zähne beißen sich dann gewöhnlich aufeinander.

h) Die Verachtung.

Diese spricht sich vorzüglich in den zusammengezogenen Augenbrauen aus, welche gegen die Schläfe zu gehoben sind; die Unterlippe tritt vor; der Mund schließt sich und senkt die Winkel ein Wenig; die Nasenlöcher ziehen sich in die Höhe; das Auge steht weit offen und hält den Augapfel in der Mitte des Weißen.

i) Die Verzweiflung.

Diese äußert sich, besonders, wenn sie sich zu einem höheren Grade steigert, durch das Fletschen der Zähne und Schaum vor dem Munde, sowie durch Einbeißen in die Lippen; sie furcht die Stirn in senkrechte Falten und zieht die Augenbrauen an der Nasenwurzel stark abwärts; die blutunterlaufenen Augen sprühen Feuer, die Pupille verschiebt sich verstört unter das obere Lid, welches von den Augenbrauen fast verdeckt wird, und dabei rollt die Pupille unstät und funkelnd umher; die Augenlider sind geschwollen und blau, und die weit geöffneten Nasenlöcher heben sich und drücken die Nasenspitze herab.

k) Die List.

Das Organ der List liegt an dem untern Theile des Gehirnes vor und ein Wenig über dem Ohre; wird es angeregt, neigen sich daher der Kopf und der Körper niederwärts nach vorn.

Der Listige, welcher sich dazu Glück wünscht, Jemand betrogen oder irgend einen Streich ausgeführt zu haben, schleicht mit Katzenschritten, den Kopf leicht gesenkt; er wirft einen ausdrucksvollen Blick zur Seite, deutet mit dem Finger auf den Ueberlisteten und scheint durch eine Bewegung des Ellenbogens anzudeuten, daß er sein Ziel erreicht hat.

Arglist, mit der List verwandt, aber die Eigenschaft eines bösen Charakters, während die List auch dem Guten eigenthümlich sein

kann, äußert sich durch eine Falte zwischen den Augenbrauen und dünne, fest geschlossene Lippen.

l) Die Zerstörungswuth. Die Mordlust.

Zu beiden Seiten des Kopfes über den Ohren liegt das Organ, dessen Vorhandensein längere Zeit von vielen Seiten mit großer Heftigkeit bestritten worden ist, das Organ der Mordlust und der Zerstörungswuth. Diese sind, im Grunde genommen, nur eine Steigerung der Reizbarkeit und des Zornes, und bringen im gewöhnlichen Leben auch nur die Erscheinungen dieser beiden, zwar auch schon heftigen, aber dennoch im Vergleiche milderen Gefühle hervor. Die Zeichen sind daher auch im Wesentlichen dieselben, wie wir sie bei dem Zorne (s. d. unter **B. f**) angegeben haben, nur mit stärkerem, grellerem Hervortreten.

§. 4.

Von einigen zusammengesetzten mimischen Ausdrücken.

Außer der bisher beschriebenen Mimik einzelner Regungen seelischer Zustände, giebt es noch verschiedene zusammengesetzte mimische Ausdrücke und Bewegungen, von denen wir hier zum Schlusse ebenfalls noch ein Wort sagen wollen.

Dahin gehören, z. B., die gänzliche Unthätigkeit des Gehirnes bei dem Stumpfsinnigen, sowie bei dem Trübsinnigen, der sich *ohne* allen Widerstand seinem Kummer hingiebt. Man vergleiche diese Apathie mit der Mimik eines Menschen, dessen ganze Aufmerksamkeit gefesselt ist. Während die Muskeln des Einen sich in dem Zustande vollkommenster Erschlaffung befinden, sein Kopf auf die Brust herabgesunken ist, die Arme herabhängen, kurz, während alle Theile seines Körpers die Niedergeschlagenheit und Unthätigkeit verrathen, durch welche moralische Leiden charakterisirt werden, ist bei dem Andern Alles in Thätigkeit, damit ihm nichts von dem entgehe, was ihm erzählt wird, oder wovon er Zeuge ist.

Die Mimik des Nachdenkens, der Ueberlegung, läßt sich leicht erkennen, so zusammengesetzter Art sie auch sein mag; die Bewegungen des Kopfes sowohl, als der Hand, deuten dabei jederzeit an, daß die Region der Stirn in Thätigkeit ist. Zuweilen sind die Arme auf den Rücken gelegt, oder über der Brust gekreuzt; die Augen sind regungslos, bald hebt sich der Kopf, bald senkt er sich.

Bei der Mimik ist eben das zu berücksichtigen, was wir bereits bei der Physiognomonik und bei der Phrenologie bemerkten; daß nämlich oft mehre Gefühle vereint in Anregung gebracht werden, und daß man unter diesen das vorherrschende durch die ihm charakteristischen Zeichen erkennen muß, so sehr diese Zeichen auch durch die Beimischung mit andern Gefühlen modificirt werden mögen.

Bei'm Verleger dieses ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

William Rogers

(Ritter mehrer Orden, Verfasser der **Encyclopédie du Dentiste** &c.),

Die

Buccomantie,

oder die Kunst, nach dem Munde und den Zähnen, deren Bildung und Beschaffenheit die Gemüths- und Gesinnungsart eines Menschen zu erkennen und ihm wahrzusagen. Auf die Grundlehren der berühmtesten Physiognomen, hauptsächlich aber auf die Entdeckung charakteristischer Offenbarungsmerkmale des menschlichen Mundes basirt und die Glaubwürdigkeit derselben thatsächlich an einer großen Anzahl zum Theil berühmter und noch lebender Personen dargethan. Nach dem Französischen bearbeitet von H. Gauß. Mit 8 von F. Jäde höchst genial gezeichneten Tafeln, welche 27 Charakterköpfe mit sprechendem Ausdrucke darstellen. gr. 8. geh. 25 Sgr., jetzt herabgesetzt auf 7½ Sgr.

Schon aus dem Motto: Zeige mir Deinen Mund und ich will Dir sagen, was Du gewesen, was Du bist und was Du sein wirst, erhellt, daß hier nicht etwa ein Pendant zu den abgedroschenen Wahrsagungsbüchern aus Karten, Händen &c. geboten wird, sondern, daß es sich der geistreiche Verfasser zur Aufgabe machte, in der Bildung des Mundes und der Beschaffenheit der Zähne zuverlässige äußere Kennzeichen anzudeuten, nach denen man die Menschen in ihren innern moralischen Eigenschaften und Blößen zu erkennen vermag und dieß ist heut' zu Tage, wo die Wahrheit, die Aufrichtigkeit, die Redlichkeit der Gesinnung mehr und mehr der Heuchelei, Gleißnerei und Verstellung das Feld räumen, gewiß von unschätzbarem Werthe, so daß sich hier Herr Rogers einem Lavater, als Physiognom und Gemüthsforscher auf's Würdigste zur Seite stellt. Was letzterer an den Fenstern und was Gall auf dem Dache suchte, hat William Rogers an der Mündung glücklicher gefunden.

[illegible]

Seidel, Friedrich,

Einblicke durch Fenster, Thür und Dach in das Innerste des Menschen eine Quintessenz der Beobachtungen und Forschungen eines Lavater, Gall, Spurzheim, Roger, David u. a. m. über Physiognomonik; Schädellehre; Mund, Zähne und Lippen; Haltung und Bewegung des Körpers, Stimme, Gang, Kleidung, Mimik; Deutung und Auslegung der Handschriften; Chiromantie etc. Nebst 13

Weimar 1858